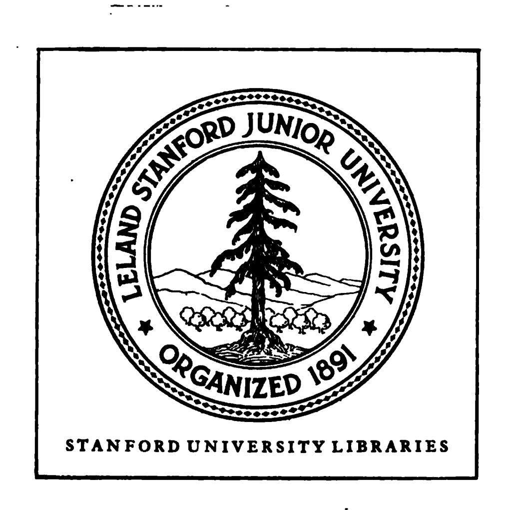
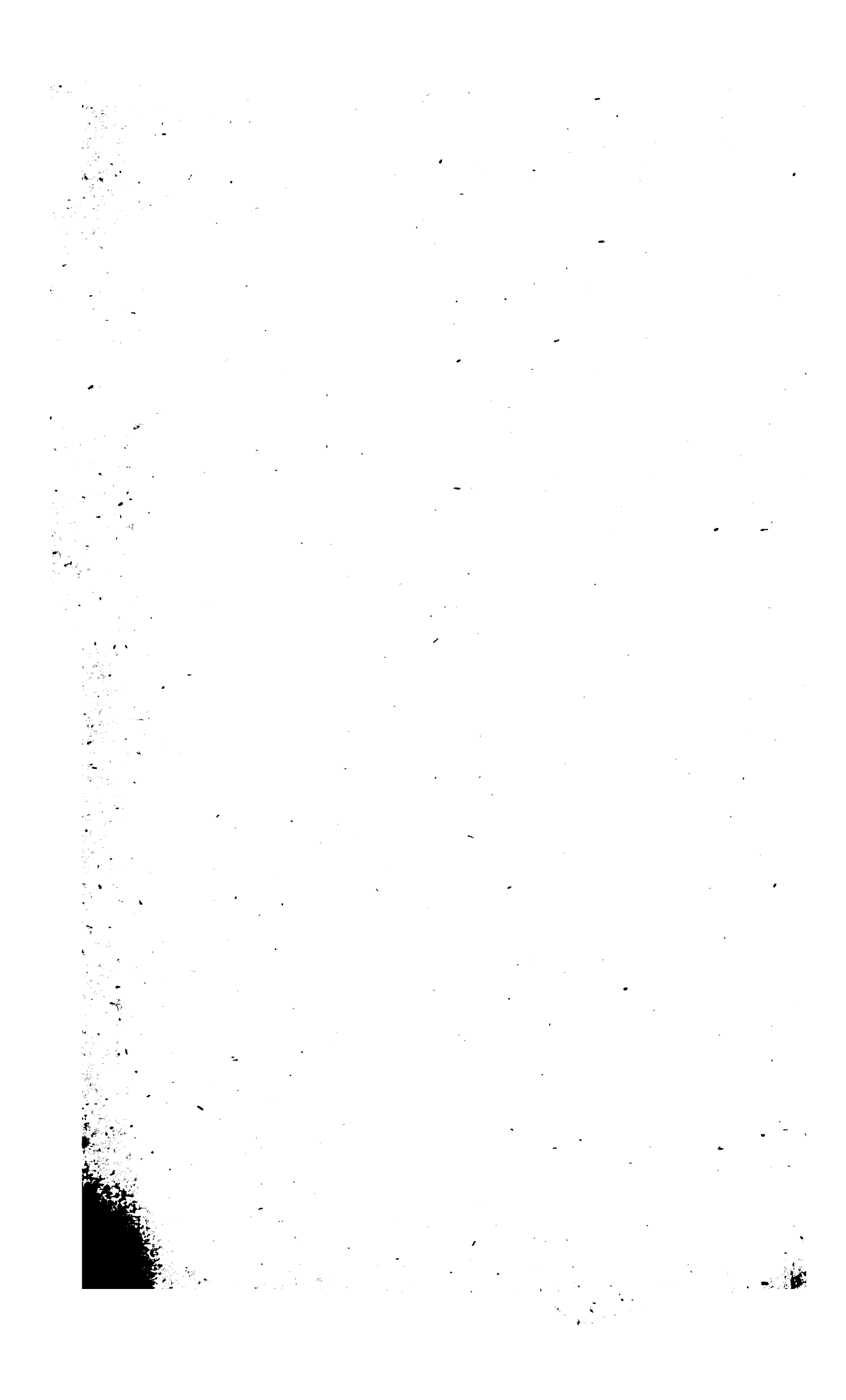
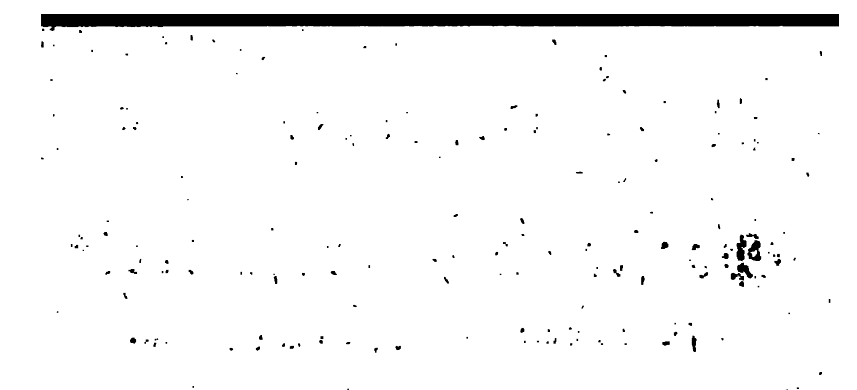





LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES







Geschichte der Poesie und Beredsamkeit seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts.

Von

Friedrich Bouterwek.

Zehnter Band.

Göttingen,
bei Johann Friedrich Röwer.
1817.

Hu[illegible]

Geschichte
der
Künste und Wissenschaften
seit der Wiederherstellung derselben bis an das Ende
des achtzehnten Jahrhunderts.

Von
einer Gesellschaft gelehrter Männer
ausgearbeitet.

Dritte Abtheilung.
Geschichte der schönen Wissenschaften

von
Friedrich Bouterwek.

Zehnter Band.

Göttingen,
bei Johann Friedrich Röwer.
1817.

Vorrede.

Daß dieser Band eines Werks, das ich längst geendigt zu haben wünschte, erst nach fünf Jahren auf den vorhergehenden folgt, bedarf wohl weniger einer Entschuldigung, als, daß er noch nicht der letzte ist. Es wäre ein Leichtes gewesen, die wichtigsten der Notizen, die er enthält, auf wenigen Bogen zusammen zu drängen. Dem Plane nach sollte auch mit diesem Bande die Geschichte der deutschen Poesie und Beredsamkeit bis auf unsere Zeit durchgeführt, und damit das Ganze geschlossen werden. Aber während mir vieles daran lag, nach siebzehn Jahren endlich (das Ziel des langen Weges zu erreichen, auf den ich mehr durch freundliche Ueberredung, als durch freien Trieb, geführt worden war,) blieb ich, nicht weit mehr vom Ziele, betroffen stehen. Der üble Ruf, in welchem die schöne Litteratur der Deutschen aus dem siebzehnten Jahrhundert steht, und die Abneigung, die ich gegen sie empfand, so lange

ich sie kannte, durften mich nicht abhalten, alles, was zu ihr gehört, mit einer Genauigkeit zu mustern, als ob noch kein Kritiker sich mit ihr beschäftigt hätte, und als ob sie mir selbst noch völlig unbekannt gewesen wäre. Bei diesem mühsamen, von so vielen Seiten zurückstoßenden Geschäfte entdeckte ich nicht nur manches Neue, das man in diesem Buche zum ersten Male finden wird; auch das Ganze dieser Litteratur zeigte sich mir von einer neuen Seite; und ich wurde nun erst gewahr, daß dieses Ganze seinem Geiste und Umfange nach einzig in seiner Art ist. Lange Perioden eines falschen Geschmacks, und mannigfaltige Bestrebungen, durch die nichts gebessert wurde, kommen auch in der Geschichte der Poesie und Beredsamkeit anderer Nationen vor; aber von einem solchen, über ein Jahrhundert herrschenden Enthusiasmus für einen falschen Geschmack, von so viel Bemerkenswerthem und Trefflichem unter dem Trivialen und Schlechten, und von einer so unermüdeten Afterkritik, die das Schlechte durch Grundsätze zu befestigen beflissen war, weiß die Litteratur anderer Nationen nichts. Dieses merkwürdige Phänomen mußte mit einiger Umständlichkeit dargestellt werden, wenn das Gemählde lehrreich werden sollte. Der Glanz, der den Nahmen Opitz so lange umgeben hat, wurde dabei zwar ein wenig verdunkelt. Denn wie ganz anders würde sich die deutsche Poesie schon damals entwickelt haben,

ben, wenn der fast angebetene Opitz in eben dem Grade Dichter gewesen wäre, als er ein geistvoller Stylist war! Doch blieb noch immer ein großes Verdienst dem Manne übrig, der allein unter allen deutschen Dichtern dieser Periode Epoche gemacht hat. Der Stellen, die ich als Beispiele aus den Werken der Dichter und Prosaisten abschreiben lassen mußte, durften auch nicht gar wenige seyn, weil fast alle diese Autoren nur nach dem Litterator bekannt geblieben sind. Für den nächsten Band wird es solcher fragmentarischen Ausstellungen nur hier und da bedürfen.

Göttingen, am 8. Februar; 1817.

Berichtigung.

Die Notiz S. 184 in der Anmerkung, den Nahmen des Clajus betreffend, ist dahin zu berichtigen, daß dieser Mitstifter des Pegnitzschäfer-Ordens allerdings sich selbst nicht nur bald Clajus, bald Klai, sondern zuweilen auch Klaj, geschrieben.

Die vielleicht stehen gebliebenen Druckfehler sollen in dem folgenden Bande angezeigt werden.

Im

Inhalt.

Drittes Buch der Geschichte der deutschen Poesie und Beredsamkeit. Von den ersten Decennien des siebzehnten Jahrhunderts bis gegen die Mitte des achtzehnten.

Erstes Capitel. Allgemeine Geschichte der poetischen und rhetorischen Cultur der Deutschen während dieses Zeitraums.

Letzte

Drittes

Drittes Capitel. Geschichte der schönen Prose, der Poetik, und der Rhetorik, in der deutschen Litteratur dieses Zeitraums.

Olea-

Geschichte

Geschichte

der

deutschen Poesie und Beredsamkeit.

Drittes Buch.

Von den ersten Decennien des siebzehnten Jahrhunderts bis gegen die Mitte des achtzehnten.

Geschichte
der
deutschen Poesie und Beredsamkeit.

Drittes Buch.

Von den ersten Decennien des siebzehnten Jahrhunderts bis gegen die Mitte des achtzehnten.

Erstes Capitel.

Allgemeine Geschichte der poetischen und rhetorischen Cultur der Deutschen während dieses Zeitraums.

Um dieselbe Zeit, als der dreißigjährige Krieg, vom Jahre 1618 bis 1648, Deutschland verwüstete, nahm die schöne Litteratur der Deutschen den neuen Charakter an, der den alten romantischen völlig verdrängte. Nun erst, nachdem über ein Jahrhundert das Studium der alten classischen Litteratur nur einen geringen Einfluß auf die Poesie

und Beredsamkeit in der Muttersprache der Deutschen gehabt hatte, unternahmen geistreiche Männer, die den Ton angeben konnten und wollten, den litterarischen Geschmack der deutschen Nation in jeder Hinsicht umzubilden auf eine ähnliche Art, wie längst die Italiener, Spanier, Portugiesen, Engländer und Franzosen nach griechischen und römischen Mustern ihrer Litteratur ein classisches Gepräge zu geben gesucht hatten. Aber es zeigte sich sogleich, in welch einem andern Verhältnisse, als jene Nationen, die Deutschen zu ihren Mustern standen. Die freie Empfänglichkeit für das Schöne war seit dem Aussterben der Ritterpoesie den Deutschen beinahe fremd geworden. Das Classische, das sie sich aneignen wollten, war in ihren Augen nicht viel mehr als eine gewisse Regelmäßigkeit, die man den alten Classikern ablernen konnte, auch ohne den poetischen Gehalt ihrer Werke zu empfinden. Die Phantasie hatte in Deutschland fast allen poetischen Schwung verloren. Tiefes und inniges Gefühl war den Deutschen geblieben; aber es mußte ein religiöses, oder ein strenge moralisches, ein unmittelbar praktisches, oder ein wissenschaftliches Interesse haben, was den guten Köpfen in Deutschland würdig scheinen sollte, ihre Geisteskräfte in Thätigkeit zu setzen. Das eigentliche Dichten hatte für sie nur den Werth eines unterhaltenden Spiels, das man ernsthaften Beschäftigungen unterordnen müsse. Die ganze Stimmung der Nation blieb der Poesie so ungünstig, wie sie es im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert gewesen war.

Unterdessen waren die übrigen Nationen, mit denen nun die Deutschen in der Nachahmung der

alten

alten Classiker wetteifern wollten, ihnen weit vorgeeilt. Sie hatten sich längst, jede nach ihrer Art, eine neue Nationalpoesie dadurch zu schaffen gesucht, daß sie von griechischen und römischen Dichtern annahmen, was mit einem Nachklange des verhallten Rittergesanges einigermaßen harmoniren konnte. Die Franzosen waren damals auf einen Weg gerathen, auf dem sie das Ziel ihres Nationalgeschmacks noch nicht erreichen konnten; aber sie hatten doch die Richtung zu diesem Ziele genommen, ehe noch ihr Jahrhundert Ludwig's XIV. anfing; sie besaßen in ihrem Malherbe schon einen Dichter, der die classische Diction der alten römischen Poesie vortrefflich in seiner Muttersprache nachgebildet hatte. Selbst die Holländer, erst seit kurzer Zeit von Deutschland getrennt, hatten es in einer gewissen Correctheit des poetischen Styls schon viel weiter gebracht, als die Deutschen. Unter diesen Umständen war nichts natürlicher, als, daß die deutschen Dichter, die nach classischer Bildung strebten, auch von den neueren Nationen zu lernen suchten, die ihnen auf diesem Wege voran gegangen waren. Aber zum Unglück für die mit sich selbst in Streit gerathene Poesie der Deutschen mußte sich fügen, daß vorzüglich französische Dichter, und nach ihnen holländische, die Muster der deutschen wurden. Nationale Zuneigung des Deutschen zu dem Franzosen war es gewiß nicht, was der deutschen Poesie diese Richtung gab; und als Geschmacksmuster für ganz Europa zu glänzen hatten die französischen Dichter noch nicht angefangen. Die Holländer aber waren schon damals Nachahmer der Franzosen in der schönen Litteratur aus denselben Ursachen, wie die Deutschen es wurden. In den früheren Verhältnissen

der deutschen Litteratur zur französischen lag die erste Ursache, warum die Reformatoren der deutschen Poesie lieber französischen Vorbildern, als italienischen, oder spanischen, folgten. Schon in den romantischen Jahrhunderten war, wie im vorigen Buche gezeigt ist, ein enges Band zwischen der poetischen Litteratur der Deutschen und der Franzosen geknüpft. Damals schon waren die deutschen Dichter gewöhnt, die Werke der französischen durch Nachahmung und Umarbeitung sich anzueignen. Jetzt, nachdem in Frankreich eine neuere Poesie an die Stelle der alten romantischen getreten war, stimmte auch diese neu-französische Art, zu dichten, mehr, als die italienische und spanische, mit den Vorstellungen überein, die sich die Reformatoren der deutschen Poesie von classischer Vortrefflichkeit machten. Bei den französischen Dichtern ihrer Zeit fanden die deutschen, was sie suchten, eine gemäßigte, vorzüglich den Styl cultivirende, mehr den Verstand ansprechende, als von einer wahrhaft begeisterten Phantasie zeugende, überhaupt nüchternere und mit der Prose näher verwandte Poesie. Nachahmungswerth schienen also den deutschen Dichtern auch die in Frankreich und nach französischer Art in Holland beliebt gewordenen Versarten, vorzüglich der Alexandriner. Daß diese Versarten dem natürlichen Rhythmus und dem ganzen Geiste der deutschen Sprache bei weitem nicht so angemessen sind, als andere metrische Formen, die zum Theil schon von deutschen Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts erfunden waren, zum Theil noch erfunden werden sollten, auch dieß bemerkten die Deutschen des siebzehnten Jahrhunderts nicht. Kaum hatte man den Franzosen den Alexandriner abgeborgt, so

suchte

suchte man ihn auch bey jeder Gelegenheit anzubringen. So weit waren die Deutschen in der Nachahmung der französischen Poesie schon in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts gekommen, ehe noch die unglückseligen Folgen des dreißigjährigen Krieges auch in der deutschen Litteratur sich zeigten. Als nun vollends in Frankreich das gepriesene Zeitalter Ludwig's XIV. anfing, und die Deutschen, durch den dreißigjährigen Krieg erschöpft, ermattet, und des letzten Restes ihres alten Nationalgefühls beinahe ganz beraubt, auch ihre Sprache geflissentlich durch Einmischung französischer Wörter zu einem wahren Kauderwelsch umbildeten, da sank der Geschmack in Deutschland, besonders gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts, bis zu der Tiefe herab, die ein patriotischer Geschichtschreiber der deutschen Litteratur nur mit Widerwillen von neuem zur Schau ausstellen kann. Aber auch dieser fast unglaubliche Verfall der deutschen Poesie und Beredsamkeit in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts hätte nicht erfolgen können, wenn nicht schon um die Zeit, als der dreißigjährige Krieg ausbrach, die reinsten poetischen Ansichten der Natur und des Lebens, wenige Ausnahmen abgerechnet, den Deutschen fremd geworden wären.

Wenn man den Charakter der schönen Litteratur der Deutschen in ihrem ganzen Umfange von Opitz bis auf Haller und Hagedorn gehörig würdigen will, muß man auch hier zuerst genauer beobachten, wie der politische und kirchliche Zustand Deutschlands während des siebzehnten Jahrhunderts und zu Anfange des achtzehnten auf die ästhetischen Bestrebungen der Schriftsteller wirkten; wie die

Sitten der Nation zum Theil blieben, was sie im sechzehnten Jahrhundert gewesen waren, während sie doch im Aeußern eine französische Form annahmen; und wie die Deutschen in den Wissenschaften und in mehreren Künsten auf das rühmlichste mit andern Nationen auch dann noch zu wetteifern fortfuhren, als ihre schöne Litteratur in einem Schlamme von Geist- und Geschmacklosigkeit versank.

1. Der politische und der kirchliche Zustand Deutschlands während dieses ganzen Zeitraums wirkten auf die Poesie und Beredsamkeit der Nation durchaus nachtheilig.

Als der dreißigjährige Krieg ausbrach, war schon wenig oder gar kein wahres Nationalinteresse im deutschen Reiche mehr zu finden. Jeder Reichsstand war nur auf die Erhaltung und Erweiterung seiner besonderen Standesrechte und auf den Sieg, oder wenigstens die Sicherheit der Religionspartei bedacht, zu der er gehörte. Auch das Volk vergaß das natürliche Familienband der Völkerschaften, die das Reich umfaßte. Der Deutsche sah in dem Deutschen nur den Protestanten, oder Katholiken. Ein wirkliches Reichsband war nicht mehr vorhanden, seitdem die eifrig protestantische Partei den deutschen Kaiser für einen erklärten Feind des Protestantismus hielt. Aber der eifrig katholische Kaiser Ferdinand II. verhehlte auch nicht, daß er gesonnen sey, um jeden Preis die Ketzerei auszurotten, die er verabscheuete. Die Reichsgesetze waren die Formeln, deren der Kaiser sich zu seinem Vortheile bediente, die protestantischen Fürsten und die übrigen Reichsstände, die sich seinen Verfügungen widersetzten, als Rebellen zu behandeln. Die

Pro-

Protestanten erkannten aber keine kaiserliche Autorität an, die ihrem Glauben den Untergang drohte. Hätten nicht einige der angesehensten protestantischen Fürsten, der Churfürst von Sachsen und der Churfürst von Brandenburg, aus Furcht vor der kaiserlichen Macht, und auch wohl aus andern Gründen, die ihnen gerade keine Ehre machten, zum größten Aergerniß ihrer Glaubensgenossen eine Art von Neutralität zu behaupten gewußt, die der Reichsverfassung gemäß zu seyn schien, so wäre Ferdinand II., wenn gleich dem Nahmen nach Reichsoberhaupt, in der That nur ein mächtiges Parteihaupt im deutschen Reiche gewesen.

In einem ähnlichen Zustande hatte sich der deutsche Reichskörper schon öfter befunden. Aber in den früheren Zeiten kämpften die Parteien in Deutschland nur gegen einander. Da konnte doch noch ein Rest von Nationalgefühl sich erhalten. Selbst unter Carl V. waren die Siege fremder Waffen in Deutschland nicht so herabwürdigend für das deutsche Reich, als sie es während des dreißigjährigen Krieges wurden. Jetzt erst, als in diesem ganzen, an merkwürdigen Begebenheiten so reichen Zeitraume das Schicksal Deutschlands meistens durch fremde Heeresmacht entschieden wurde, und auch nicht eine einzige Begebenheit sich ereignete, auf welche die Deutschen als Nation hätten stolz seyn können, sanken sie, ohne es selbst zu wissen, alles patriotischen Zuredens einiger kräftigen Männer ungeachtet, in ihren eigenen Augen herab. Allerdings dienten unter den kaiserlichen Fahnen sehr viele Deutsche. Von deutschen Anführern wurden glänzende Siege erfochten. Den Nahmen

Maximilian von Baiern, Tilly, und Wallenstein, der auch, obgleich in Böhmen ansässig, den Deutschen beygezählt werden darf, stehen von der protestantischen Seite Ernst von Mannsfeld, Christian von Braunschweig, Bernhard von Weimar, und zuletzt noch der große Chürfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, rühmlich gegenüber. Aber alle diese deutschen Heerführer konnten kaum daran denken, daß sie Deutsche waren. Die östreichische Macht verdankte ihren Truppen aus den übrigen Theilen der Monarchie, besonders den wallonischen, eben so viel, wie den deutschen. Kaiserliche Generale mit ausländischen Nahmen, ein Bücquoi, ein Gallas, ein Piccolomini, hatten sowohl deutsche, als andere Soldaten, unter ihrem Befehl. Ueberhaupt fand von der östreichischen Seite gar kein vaterländisches Interesse Statt. Man focht für die katholische Religion und für das Ansehen des Kaisers. Die Protestanten fochten in einem gewissen Sinne für die deutsche Freiheit. Sie wollten dem Kaiser seine Rechte gönnen, und die Glaubensfreiheit der katholischen Reichsstände nicht schmälern; nur sollten auch ihnen ihre alten Rechte unverlezt, und ihre Glaubensfreiheit ungeschmälert bleiben. Aber in diesem schönen Kampfe für Recht und Freiheit empfand die protestantische Partei sogleich, daß mit deutscher Kraft allein, so wie sie damals wirken konnte, nichts auszurichten war. Von den Dänen erwartete man Rettung. Auch Dänemark unterlag. Nun waren Aller Augen auf den großen Gustav Adolph von Schweden gerichtet. Er kam; und die Uebermacht des Hauses Oestreich war gebrochen. Aber nun war ein Schwede als Retter von Deutschland

zu

zu verehren. Die protestantischen Deutschen erschienen, auch wo sie für Deutschlands Sache stritten, auf dem Schauplatze des Krieges von nun an meistens nur als schwedische Alliirte. Das schwedische Interesse stimmte nicht immer überein mit dem deutschen Reichsinteresse. Und als nach Gustav Adolph's Tode Frankreich sich in das Spiel mischte, und die schwedisch-protestantische Partei in Deutschland unterstützte, galt der deutsche Nahme fast gar nichts mehr. In französischem Solde standen die deutschen Truppen, die der siegreiche Bernhard von Weimar anführte; und nach dem Tode ihres berühmten Anführers ließen sie sich als Miethlinge an Frankreich verhandeln.

Bei einer solchen Lage der Dinge hat es weniger Befremdendes, daß mitten unter den Drangsalen, die der dreißigjährige Krieg über Deutschland verbreitete, die Reform der deutschen Poesie von Schlesien ausging, einem Lande, das kein Theil des deutschen Reichs war, und die deutsche Sprache nur als eine eingewanderte kannte. Doch bleibt dieses litterarische Ereigniß in seiner Art merkwürdig genug. Um es zu erklären, muß man zu der früheren Geschichte Schlesiens zurück gehen [a]).

Das Land Schlesien hatte bis in die erste Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts zum polnischen Reiche

a) Ich habe mich vergebens nach einem Buche umgesehen, das über die litterarische Cultur Schlesiens bis auf das Zeitalter des dreißigjährigen Krieges eine zusammenhängende und befriedigende Auskunft gäbe. Die Notizen, deren ich hier nothwendig bedurfte, mußte ich zusammenlesen aus der New vermehrten Schlesischen Chronika, von Jacob Schickfuß. Jena und Breslau. 1625. in Fol.

che gehört, aber nicht als polnische Provinz. Die Könige von Polen waren gewöhnlich auch Herzoge von Schlesien gewesen. Die Verbindung war sehr natürlich, da beide Nationen, die Schlesier und die eigentlichen Polen, von gemeinschaftlicher Abkunft waren, und dieselbe Muttersprache, nur in wenig verschiedenen Dialekten, redeten. Aber schon vor dem zwölften Jahrhundert scheinen während der Kriege zwischen Polen und dem deutschen Reiche mehrere Deutsche in dem fruchtbaren Schlesien unter den Einwohnern von polnischem Stamme, besonders in den Städten, sich niedergelassen und deutsche Cultur und Industrie verbreitet zu haben. Auch die schlesische Landesverfassung hatte sich unvermerkt nach der deutschen gebildet. Eine Menge kleiner Fürstenthümer schlossen Städte in sich, die einer Art von Freiheit, wie die deutschen Reichsstädte, genossen. Alle erkannten den König von Polen, als Herzog von Schlesien, für ihr gemeinschaftliches Oberhaupt, aber mehr nach deutscher, als nach polnischer, Weise. Daher konnte auch ganz Schlesien, um das Jahr 1330, so leicht von dem polnischen Reiche getrennt, und dem Könige von Böhmen unterworfen werden. Damals waren besonders viele Deutsche nach Schlesien gezogen [b]). Seit dieser Zeit, bis zum Ausbruche des dreißigjährigen Krieges, hatte Schlesien die Schicksale des Königreichs Böhmen getheilt. Unter der Regierung des Kaisers Carl IV., der zugleich König in Böhmen und oberster Herzog in Schlesien war, hatte sich die deutsche Sprache schon als die vornehmere Landessprache geltend gemacht. In Briefen und öffentlichen Verhandlungen fingen die

b) Man sehe die Chronik von Schickfuß, S. 66.

die Schlesier an, sich der deutschen Sprache, anstatt der bis dahin üblichen lateinischen, zu bedienen [c]). Die Herrschaft der deutschen Sprache in Schlesien erhielt sich mit der Verfassung des Landes auch während der unruhigen Zeiten des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts. Als die Schlesier dem großen Könige von Ungarn, Matthias von Hunyad, genannt Corvinus, sich unterwarfen, herrschte doch auch dieser Fürst nur als Herzog von Schlesien über sie. Bald nachher kam dieses Herzogthum zugleich mit der Krone von Böhmen an das Haus Oestreich. Die Verbreitung der lutherischen Kirchenreformation fand also in diesem Lande dieselben Hindernisse, wie in den übrigen östreichischen Staaten. Doch hatte ein großer Theil der Einwohner von Schlesien, besonders in den Städten, längst den alten Glauben gegen den neuen vertauscht, als der intolerante Kaiser Ferdinand II. dieselben Grundsätze, nach denen er in allen seinen Staaten den Protestantismus auszurotten strebte, auch auf Schlesien anzuwenden versuchte. Es war ein besonderes Glück für das Land, daß seine Fürsten an der Rebellion der Böhmen, mit welcher der dreißigjährige Krieg anfing, keinen Antheil nahmen, und immer eine treue Anhänglichkeit an das Haus Oestreich bezeigten [d]). Es wurden also auch von der östreichischen Regierung keine gewaltsamen Maßregeln gegen den Protestantismus ergriffen, der sich neben dem Katholicismus in Schlesien erhielt. Von dem dreißigjährigen Kriege wurde dieses Land nicht ganz verschont, aber doch bei weitem

c) Am a. O. Seite 76.

d) Am a. O. Seite 258 ff.

weitem nicht so zerrüttet, wie der größte Theil von Deutschland. Unter diesen Verhältnissen konnten die deutschen Musen in dem blühenden, volkreichen, und nun fast ganz deutsch gewordenen Schlesien eine Freistätte finden, die ihnen im deutschen Reiche versagt war.

Mehrere der vorzüglichsten Dichter, die im siebzehnten Jahrhunderte der deutschen Poesie eine neue Form und einen neuen Charakter gaben, waren Schlesier, die sich zu der protestantischen Kirche bekannten, aber auch keinen fanatischen Haß gegen die Katholiken blicken ließen. Auch im deutschen Reiche waren es größten Theils Protestanten, die an der absichtlichen Umbildung der schönen Litteratur in der Muttersprache thätigen Antheil nahmen. Dieß hatte der Protestantismus in Deutschland unbezweifelbar bewirkt, daß nun das Uebergewicht der Geistescultur auf der Seite der Protestanten war. Ueberhaupt lag nun, da die Sachen einmal so weit gekommen waren, Alles daran, daß der Protestantismus sich behauptete, wenn die Deutschen nicht zurückgehen sollten; denn der Katholicismus war in Deutschland lichtscheu geworden. Aber die Art von Bildung des Geschmacks, die der Protestantismus in der schönen Litteratur der Deutschen herbeiführte, war eine Folge der kritischen Besonnenheit, die dem Protestanten wohl anzustehen schien, damit er in jeder Hinsicht aufgeklärter, als der Katholik, erschiene. Man wollte die Poesie der Nation reformiren wie den Glauben. Auf dieselbe Art nun, wie der Protestantismus, um die Schwärmerei abzuwehren, in Glaubenssachen die Phantasie niederschlug, herrschte

auch

auch in der Reform der deutschen Nationalpoesie, die von den protestantischen Dichtern des siebzehnten Jahrhunderts betrieben wurde, ein reformirender Verstand. Zur schöpferischen Phantasie hätte die deutsche Poesie zurückkehren müssen, wenn die begonnene Reform nicht einseitig, und am Ende mehr lähmend, als stärkend, ausfallen sollte. Der Protestantismus, der damals noch die freien Regungen der Phantasie überhaupt nicht begünstigte, brachte also auch in die deutsche Poesie zwar einen reineren, aber dafür auch kälteren und nüchternern Geschmack. In der vorigen Periode war man ohne Kritik schon gewöhnt worden, gereimte Prose, wenn sie nur lehrreich war, und dabei etwas Sinnreiches oder Witziges zu haben schien, für Poesie zu halten; jetzt lernte man kritisch, daß gegen diese Ansicht der Musenkunst nichts zu erinnern sey; nur müsse die Kunst feiner, als von den Vorfahren, ausgeübt werden. Die Katholiken in Deutschland hielten sich, einige Ausnahmen abgerechnet, auch in Geschmackssachen an die ältere Weise. Sie mußten um so weiter hinter den Protestanten zurückbleiben, weil sie fortfuhren, auch die verbesserte Sprache zu verschmähen, die aus Luther's Schule hervorgegangen war. Diese schon im sechzehnten Jahrhundert fühlbar gewordene Reaction des Katholicismus gegen den Protestantismus in Deutschland wurde nicht wenig verstärkt durch den dreißigjährigen Krieg, der die katholische und die protestantische Partei auf das äußerste gegen einander erbitterte. Was die deutsche Litteratur in einiger Hinsicht durch den Protestantismus gewann, wurde also im Ganzen noch immer aufgewogen durch die nachtheiligen Folgen der unglücklichen Religionstren-

nung

nung in litterarischen Verhältnissen, wie in politischen.

Der westphälische Friede machte der Zerrüttung Deutschlands in so fern ein Ende, als er die kämpfenden Parteien im Innern des Reichs nöthigte, die Waffen niederzulegen. Der unbehülfliche Reichskörper wurde in einer gesetzlichen Form wieder hergestellt. Daß die fremden Heere den deutschen Boden verließen, war schon ein großer Gewinn für die deutsche Nation. Aber ein wahres Reichs- und National-Interesse war nicht so leicht wieder herzustellen. Der deutsche Nahme war zu tief gesunken. Deutschland blieb in seinem Innern zerstückelt und mit sich selbst entzweiet. Der Protestant, der in einem katholischen Theile des gemeinschaftlichen Vaterlandes einkehrte, fühlte sich unter den Kreuzen, Capellen, und Heiligenbildern wie in einer ihm fremden Welt. Beide Religionsparteien hörten nur langsam auf, einander mit gespanntem Mißtrauen zu beobachten. Beide mochten so wenig, als möglich, mit einander zu schaffen haben. Auch die Wunden, die der lange Krieg jedem Lande und jeder Stadt im deutschen Reiche geschlagen hatte, heilten langsam. Deutschland, im funfzehnten Jahrhundert eines der reichsten Länder in Europa e), war jetzt ein armes Land. Ueberall sah man Wüsten und Brandstätten, wo sonst der Ackerbau und die Industrie geblühet hatten. In dem Herzogthum Würtemberg allein waren sieben und funfzig tausend Haushaltungen eingegangen, acht Städte, fünf und vierzig Dörfer, und fünf und sechzig Kirchen zerstört

e) Vergleiche im vorigen Bande Seite 191 ff.

stört f). Und nicht viel weniger, oder mehr noch, hatten die übrigen Theile Deutschlands gelitten.

Während der langen Regierung des Kaisers Leopold I., vom Jahre 1658 bis 1705, hatte Deutschland noch immer nicht Zeit genug, sich von seinem Unglücke zu erhohlen. Die Kriege, die das Haus Oestreich unter Leopold mit den Franzosen und den Türken führte, störten nicht die Ruhe, deren sich der größte Theil des deutschen Reichs erfreuete. Aber auch, wenn diese Kriege glücklicher für das Haus Oestreich geendigt hätten, würde Deutschland nichts dabei gewonnen haben. Das schöne Elsaß, wo die deutsche Poesie so kräftig geblühet hatte, wurde eine französische Provinz. Der Ruhm, den die Siege des savoyischen Prinzen Eugen den kaiserlichen Fahnen erwarben, kam dem deutschen Nahmen nicht zu Gute. Was in Wien vorging, kümmerte überhaupt außerhalb der östreichischen Monarchie die deutschen Völker wenig. Hier und da konnten die Unterthanen eines Reichsfürsten, der sich durch persönliche Vorzüge auszeichnete, in der Schätzung ihrer selbst sich über ihre Nachbarn erheben. Der Brandenburger konnte besonders stolz seyn auf seinen Friedrich Wilhelm. Aber in keinem deutschen Staate, von dem größten an bis hinab zu der kleinsten Reichsgrafschaft, oder Reichsstadt, war ein kräftiges Leben. Ohne irgend ein sonderliches Vertrauen zu sich selbst, arbeitete man sich überall im deutschen Reiche langsam zu einem erträgli-

f) Man sehe die Notizen in Pütter's histor. Entwickelung der deutschen Staatsverfassung, Theil II. S. 197 ff.

träglichen Zustande hinauf, wo man in den Schranken, die der westphälische Friede um jeden deutschen Staat gezogen hatte, die überstandenen Uebel des dreißigjährigen Krieges vergaß. Daß zu Gunsten des Hauses Braunschweig eine neue Churwürde eingeführt wurde, war eine der Reichsbegebenheiten, die damals, als ihre politischen Folgen sich noch nicht entwickeln konnten, auf Deutschland keinen bedeutenderen Einfluß hatten, als ob von der Reichscanzlei ein neuer Titel ausgetheilt wäre. Und so blieb Deutschland, auch nachdem der gegenseitige Haß der katholischen und der protestantischen Partei durch die Länge der Zeit sehr gemildert war, bis gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, in einem Zustande der Schlaffheit, Unbehülflichkeit und Alltäglichkeit.

2. Die Sitten der deutschen Nation wurden während des dreißigjährigen Krieges auf keine Art verfeinert. In der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts wurden sie durch ungeschickte Nachahmung des französischen Geschmacks bis zum Lächerlichen verschroben.

Noch war dem Deutschen ein guter Theil der Tugenden seiner Vorfahren geblieben. Die alte Treue und Redlichkeit wurde durch die fremden Völker, die der dreißigjährige Krieg auf deutschen Boden führte, nicht erschüttert. Dieselbe sittliche Strenge, die den Deutschen auszeichnete, war auch dem tapfern Schweden eigen. Bekannt ist, wie der große Gustav eine moralische Disciplin mit der militärischen unter seinen Truppen verband, und wie er selbst mit seinem Beispiele als Muster der aufrichtigen Frömmigkeit seinem Heere voranging.

Unter den östreichischen Fahnen lebte der Soldat weniger beschränkt durch Verhaltungsregeln, die seine Sitten angingen. Besonders gönnte Wallenstein seinen Schaaren, damit sie lustiger dienten und ihm ergebener würden, die gröbesten Ausschweifungen, wenn nur der Dienst und die militärische Subordination nicht litten. Nach dem Tode Gustav Adolph's blieb auch die schwedische Disciplin nicht mehr, was sie gewesen war. Je mehr der Krieg sich in die Länge zog, desto brutaler wurden die Anmaßungen der Befehlshaber und der gemeinen Soldateske. Der friedliche Bürger und Landmann hatte ungefähr gleiche Ursache über Mißhandlung zu klagen, es mochten Oestreicher, oder Schweden, katholische, oder protestantische Bundestruppen, seine Heimath betreten. Unvermeidlich wurde von dem Beispiele, das der rohe Soldat gab, nach und nach auch der unbewaffnete Theil der deutschen Nation angesteckt. Viele, die vorher anders gesinnt waren, wurden durch Verzweiflung hingerissen, Schadloshaltung für ihr Elend in ähnlichen Ausschweifungen, Betrügereien, und Bedrückungen zu suchen, wie diejenigen waren, die sie selbst erdulden mußten. Klagen über sittenlose Verwilderung des deutschen Volks lieset man in vielen Schriften aus jener Zeit. Aber eben diese Klagen beweisen, daß die Stimme des Publicums in Deutschland sich laut gegen die moralischen Uebel erklärte, die man, so lange der Krieg währte, nicht hemmen konnte. Kein Leichtsinn entstellte den deutschen Nationalcharakter. Sobald nur die öffentliche Ruhe wieder hergestellt war, kehrten auch Zucht und Ordnung zurück. Lange Zeit noch blieb das deutsche Publicum in seinen moralischen Urtheilen strenge bis zur Uebertreibung. Daher wurde

 auch

auch die Poesie widernatürlich beschränkt durch eine pietistische Moral, die überall das Geistliche dem Weltlichen entgegen stellte, und die liberalen Freuden des Geistes nur aus besonderer Nachsicht tolerirte. Ein Dichter, der nicht für ein leichtsinniges Weltkind angesehen werden und die öffentliche Achtung verscherzen wollte, mußte auch geistliche Gedichte machen, die dann gewöhnlich in den Sammlungen sorgfältig von den weltlichen abgesondert, und diesen vorangestellt wurden, damit der rechtliche Leser sich an der Denkart des Dichters nicht ärgere. Auf diese Art wurden die höheren Gefühle, ohne welche die Poesie nur im Komischen über eine gewisse Mittelmäßigkeit sich erheben kann, aus der schönen Litteratur der Deutschen meistens in die Kirchengesangbücher verscheucht, wo dann wieder Alles, was den Geschmack angeht, zur Nebensache wurde. Das Schöne in seiner ihm eigenthümlichen Bestimmung behielt nur den Werth eines angenehmen Luxusartikels.

Die Sitten der höheren Stände, der Fürsten und des Adels, blieben in Deutschland während des dreißigjährigen Krieges im Ganzen, was sie das sechzehnte Jahrhundert hindurch gewesen waren. Wenn auch mehrere deutsche Große Neigung zu liberalen Studien zeigten, so begünstigte doch keiner vorzugsweise die Litteratur in der Muttersprache, ausgenommen einige erlauchte Vorsteher und Mitglieder der fruchtbringenden Gesellschaft, von deren patriotischen Bemühungen unten weiter die Rede seyn wird. Als nun die öffentliche Ruhe wieder hergestellt, das nationale Selbstgefühl aber völlig verschwunden war, da

wirkte das Beispiel, das Ludwig XIV. von Frankreich den europäischen Potentaten gab, auf die deutschen Fürsten um so verderblicher, weil die meisten kaum ihre zerrütteten Finanzen wieder in Ordnung zu bringen Zeit gehabt, viel weniger eine ästhetische Bildung, der französischen ähnlich, sich hatten erwerben können. Ein glänzender Hofstaat mit französischem Prunke, und, wo dieser zu kostbar war, wenigstens mit allen Förmlichkeiten des französischen Ceremoniels, sollte den deutschen Fürsten umgeben, damit er in seiner Art auch als ein Ludwig XIV., wenn auch nur als ein kleiner, erschiene. Und der deutsche Adel folgte wieder, so weit die Umstände es erlaubten, dem Beispiele seiner Fürsten. Man befliß sich galanter Sitten. Diese damals so genannte Galanterie war an den deutschen Höfen nichts weiter als eine pretiöse Gemeinheit, die sich durch geistlose Nachahmung der französischen Hofetikette und der in Frankreich eingeführten Formen der Höflichkeit kund that. Man machte französische Bücklinge, tanzte Menuetten, übte sich, jeder Dame etwas Verbindliches zu sagen, wenn es auch noch so geistlos ausfiel. Was der französische Geschmack jener Zeit wahrhaft Feines hatte, lag außer dem Gesichtskreise der steifen Nachahmer. Diese äußere Verfeinerung des geselligen Lebens in Deutschland war also der schönen Litteratur der Nation nicht nur nicht günstig; sie richtete vollends zu Grunde, was die deutsche Poesie und Beredsamkeit, bei allen ihren Mängeln, noch Eigenthümliches hatte. Denn nun sank die deutsche Sprache, um deren Cultur man sich in der vornehmen Welt längst wenig bekümmerte, mitten unter den Deutschen selbst in offenbare Verachtung. Fran-

auch die Poesie widernatürlich beschränkt durch eine pietistische Moral, die überall das Geistliche dem Weltlichen entgegen stellte, und die liberalen Freuden des Geistes nur aus besonderer Nachsicht tolerirte. Ein Dichter, der nicht für ein leichtsinniges Weltkind angesehen werden und die öffentliche Achtung verscherzen wollte, mußte auch geistliche Gedichte machen, die dann gewöhnlich in den Sammlungen sorgfältig von den weltlichen abgesondert, und diesen vorangestellt wurden, damit der rechtliche Leser sich an der Denkart des Dichters nicht ärgere. Auf diese Art wurden die höheren Gefühle, ohne welche die Poesie nur im Komischen über eine gewisse Mittelmäßigkeit sich erheben kann, aus der schönen Litteratur der Deutschen meistens in die Kirchengesangbücher verscheucht, wo dann wieder Alles, was den Geschmack angeht, zur Nebensache wurde. Das Schöne in seiner ihm eigenthümlichen Bestimmung behielt nur den Werth eines angenehmen Luxusartikels.

Die Sitten der höheren Stände, der Fürsten und des Adels, blieben in Deutschland während des dreißigjährigen Krieges im Ganzen, was sie das sechzehnte Jahrhundert hindurch gewesen waren. Wenn auch mehrere deutsche Große Neigung zu liberalen Studien zeigten, so begünstigte doch keiner vorzugsweise die Litteratur in der Muttersprache, ausgenommen einige erlauchte Vorsteher und Mitglieder der fruchtbringenden Gesellschaft, von deren patriotischen Bemühungen unten weiter die Rede seyn wird. Als nun die öffentliche Ruhe wieder hergestellt, das nationale Selbstgefühl aber völlig verschwunden war, da

wirkte das Beispiel, das Ludwig XIV. von Frankreich den europäischen Potentaten gab, auf die deutschen Fürsten um so verderblicher, weil die meisten kaum ihre zerrütteten Finanzen wieder in Ordnung zu bringen Zeit gehabt, viel weniger eine ästhetische Bildung, der französischen ähnlich, sich hatten erwerben können. Ein glänzender Hofstaat mit französischem Prunke, und, wo dieser zu kostbar war, wenigstens mit allen Förmlichkeiten des französischen Ceremoniels, sollte den deutschen Fürsten umgeben, damit er in seiner Art auch als ein Ludwig XIV., wenn auch nur als ein kleiner, erschiene. Und der deutsche Adel folgte wieder, so weit die Umstände es erlaubten, dem Beispiele seiner Fürsten. Man befliß sich galanter Sitten. Diese damals so genannte Galanterie war an den deutschen Höfen nichts weiter als eine pretiöse Gemeinheit, die sich durch geistlose Nachahmung der französischen Hofetikette und der in Frankreich eingeführten Formen der Höflichkeit kund that. Man machte französische Bücklinge, tanzte Menuetten, übte sich, jeder Dame etwas Verbindliches zu sagen, wenn es auch noch so geistlos ausfiel. Was der französische Geschmack jener Zeit wahrhaft Feines hatte, lag außer dem Gesichtskreise der steifen Nachahmer. Diese äußere Verfeinerung des geselligen Lebens in Deutschland war also der schönen Litteratur der Nation nicht nur nicht günstig; sie richtete vollends zu Grunde, was die deutsche Poesie und Beredsamkeit, bei allen ihren Mängeln, noch Eigenthümliches hatte. Denn nun sank die deutsche Sprache, um deren Cultur man sich in der vornehmen Welt längst wenig bekümmerte, mitten unter den Deutschen selbst in offenbare Verachtung. Fran-

zösisch sprechen, oder wenigstens stammeln zu lernen, wurde eine der dringendsten Sorgen des deutschen Adels. Bald wurde an den deutschen Fürstenhöfen die französische Sprache zur allgemeinen Hofsprache. Auch in seinem häuslichen Leben führte der deutsche Adel die französische Sprache ein. Sie wurde das Abzeichen, an welchem der gnädige Herr und die gnädige Frau sogleich ihres Gleichen erkennen sollten. Französinnen wurden verschrieben zur Erziehung der jungen Fräulein und mit unter auch der Junker. Wer kein Französisch sprach, oder radebrechte, wurde ein deutscher Michel gescholten. Und aus dieser beliebten Französirung des deutschen Adels blickte doch überall die alte Rohheit hervor. Ausschweifende Trinkgelage entehrten den Junker nicht, der übrigens der vaterländischen Sitten sich schämte. An seinen Jagdhunden mochte ihm leicht mehr gelegen seyn, als an allen französischen Autoren. Doch mußte, dem Hoftone zu Ehren, auch die deutsche Jägersprache wenigstens eine Menge französischer Kunstwörter aufnehmen.

Je stolzer der deutsche Adel von dem Bürgerstande sich abzusondern strebte, desto weniger konnte in die bürgerlichen Sitten eine Veränderung eindringen, die vortheilhaft auf die Nationallitteratur hätte wirken können. Die höheren Classen des Bürgerstandes ahmten, wie immer, die Manieren des Adels nach. Aber eben dadurch wurden auch sie, ohne es selbst zu wissen, ihrem Vaterlande fremder. Französisch zu lernen hatten der deutsche Gelehrte und der Geschäftsmann, der nicht von Adel war, nur selten besondere Veranlassung, weil ihnen

doch

doch der Zutritt zum Hofe und zu den engeren Zirkeln der feinen Welt versagt war. Dafür merkten sie sich allerlei französische Brocken, durch die der deutsche Adel auch seine Muttersprache entstellte. So entstand schon in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts das galante Kauderwelsch, jene barbarische Sprachmengerei, die der schon gesunkenen schönen Litteratur der Deutschen den letzten Stoß gab. Wer im deutschen Reden und Schreiben ein französisches Wort einflicken konnte, das der Bauer und der gemeine Bürgersmann nicht verstanden, hielt sich nun für einen galanten Mann, der sich ungefähr eben so ausdrücken könne, wie die Herren von Adel. Die Gelehrten, die mit dem Adel in Berührung kamen, fügten pedantisch zu den französischen Brocken, die sie in ihr geschmackloses Deutsch einmengten, noch einen Vorrath von lateinischen hinzu. Selten gelang es einem deutschen Gelehrten, wie Leibnitz, der aber auch zum Freiherrn erhöhet wurde, sich die Sprache und den Ton des Adels anzueignen. Dafür aber war Leibnitz auch so zum deutschen Weltmanne geworden, daß er, das größtee wissenschaftliche Genie seiner Zeit, sich seiner Muttersprache, von deren Anlagen er übrigens nicht gering dachte, wohl im gemeinen Leben, aber ja nicht zu höheren Zwecken, bedienen mochte. Seine wissenschaftlichen Werke schrieb er lateinisch, oder französisch. Die übrigen deutschen Gelehrten lernten nicht einmal, wie Leibnitz, französisch schreiben. Wenn auch die Sitten einiger einen Anstrich von der großen Welt erhielten, so rechneten sie es sich doch gerade deßwegen zum Verdienste an, im Deutschen sich so kauderwelsch oder, wie sie glaubten, galant auszudrücken,

wie die Mode es verlangte. So sprach und schrieb der verdienstvolle Thomasius, in seiner Art auch ein Weltmann. Die Schulmänner vollends waren meistens viel zu arm, und zu weit entfernt von der Lebensart der höheren Stände, als daß ihre rechtlichen Sitten sich über die gemeinste Bürgerlichkeit hätten erheben können. Die deutschen Dichter glaubten aber, diesen Schulmännern wenigstens darin als Gelehrte gleichen zu müssen, daß sie auch nicht versäumten, ihre Muttersprache mit lateinischen Brocken auszustaffiren. Und so wirkten die Sitten aller Stände in Deutschland in Verbindung mit der allgemeinen Geschmacklosigkeit, die über die Nation verbreitet war, den Bestrebungen der besseren Dichter und Schriftsteller, die es mit der schönen Litteratur nach deutscher Art gut meinten, entgegen.

3. Aller dieser der deutschen Poesie und Beredsamkeit so nachtheiligen Verhältnisse ungeachtet regte sich der wissenschaftliche Geist der Deutschen mit ungeschwächter Kraft. Aber auch was die gelehrte Litteratur in Deutschland durch Entdeckungen und durch fleißige Bearbeitung mehrerer Wissenschaften gewann, kam dem Geschmacke der Nation wenig zu gut.

Als der dreißigjährige Krieg den Deutschen kaum die nöthige Muße übrig zu lassen schien, an wissenschaftliche Bildung zu denken, erweiterte noch Johann Kepler, der größte Astronom des Jahrhunderts, durch seine stillen Forschungen das Gebiet der Naturlehre, nie nach Verdienst geehrt, und selbst mit dem Mangel kämpfend. Dieser große Vorgänger Newton's starb im Jahre 1630. Bald nachdem der Friede hergestellt war, erfand Otto Guericke

ricke die Luftpumpe, im Jahre 1654. Dann glänzten unter den berühmtesten Nahmen der Mathematiker und Naturforscher des Zeitalters Johann Hevel († 1687), und Stahl, der Chemiker († 1734). Die Neigung zur Mathematik und zu den Naturstudien wurde keinesweges so allgemein in Deutschland, daß sie gegen die schöne Litteratur hätte gleichgültig machen können; aber es war ein Glück für jene Wissenschaften, das sie zu ihrer Erweiterung nicht des Geschmacks bedurften. Mit den historischen Studien verhielt es sich schon anders. Es gab treffliche deutsche Geschichtsforscher, die sich während dieses Zeitalters um die vaterländische Geschichte besonders verdient machten. Goldast († 1635) und Conring († 1681) der Polyhistor zogen deutsche Alterthümer an das Licht. Der unermüdet fleißige Schilter († 1705) machte die Deutschen wieder mit höchst merkwürdigen Denkmälern ihrer älteren Poesie bekannt. Morhof († 1691), auch ein Polyhistor, nahm sich der Poesie in seiner Muttersprache mit thätigem Eifer an. Aber die poetischere Vorwelt war den Deutschen damals zu fremd geworden, als daß auch nur die Schätze, die von Schilter entdeckt wurden, auf die Phantasie eines der vielen Versmacher hätten wirken können, die ihre eigene geschmacklose Reimerei für eine viel geistreichere und gebildetere Art, zu dichten, ansahen. Den meisten Gewinn für die Bildung des litterarischen Geschmacks der Deutschen hätte man sich von dem Eifer und Glücke versprechen können, mit welchem damals die Litteratur und Geschichte des classischen Alterthums von deutschen Gelehrten bearbeitet wurde. Von diesen Studien war ja großen Theils die Reform der deutschen Poesie

in der opitzischen Schule ausgegangen. Lateinische Verse zu machen, gehörte in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts noch zum Ruhme eines deutschen Dichters, der etwas gelten wollte. Aber es schien, als ob die Dichter, die lateinische und auch deutsche Verse machten, von zwei verschiedenen Geistern regiert würden, je nachdem sie lateinisch, oder in ihrer Muttersprache, poetische Gedanken und Gefühle auszudrücken versuchten. Jacob Balde, Opitz'ens Zeitgenoß († 1668), der als Odendichter in lateinischer Sprache mit Horaz wetteifern konnte, wurde, wenn er seine deutsche Leier stimmte, ein platter und ungesitteter Reimer. In diesem Grade wirkten barbarische Vorstellungen von dem, was Deutsch sey, selbst auf die Köpfe ästhetisch gebildeter Männer. An der Natur der deutschen Sprache lag die Schuld nicht; denn diese hatte schon in früheren Zeiten ihre poetische Würde und Bildsamkeit bewiesen. Aber wenn der Deutsche des siebzehnten Jahrhunderts sich in seiner Muttersprache ausdrückte, wurde er schon durch die deutschen Wörter und Wendungen, die damals üblich waren, in einen Kreis von gemeinen Vorstellungen gezogen. Der elegante Freinsheim († 1660), der die verloren gegangenen Bücher des Curtius Rufus mit bewundernswürdiger Kunst in der Manier ihres Autors ersetzen konnte, schien nichts mehr von Eleganz des Styls zu wissen, wenn er deutsche Verse machte. Unter diesen Umständen war es für die deutsche Litteratur ohne alle Bedeutung, daß auch die berühmten Philologen Gronov († 1671) und Gräv († 1700) Deutsche waren, obgleich durch ihre allgemein geschätzten Werke die neueren Gelehrten gründlicher und vollständiger, als durch irgend eine vorher-

vorhergegangene Arbeit, in das römische und griechische Alterthum eingeführt wurden. Was Ludolph Küster († 1716) für die griechische Litteratur that, hatte so wenig Einfluß auf die deutsche, als ob dieser Kritiker einer andern Nation angehört hätte. So auffallend bestätigte sich die Wahrheit, daß das Studium der alten Classiker erst dann einen wirklich bildenden Einfluß auf die Litteratur in den neueren Sprachen erhält, wenn ihm ein neuerer Nationalgeist entgegen kommt, der der schon einigermaßen mit dem antiken verwandt ist. Deßwegen wurde auch durch die deutschen Uebersetzungen griechischer und römischer Schriftsteller in dieser Periode nur wenig für die Nationallitteratur gewonnen.

Wenn Uebersetzungen aus dem Italienischen der deutschen Poesie damals hätten zu Hülfe kommen können, so müßten die Bemühungen Dieterich's von dem Werder, eines der Stifter der fruchtbringenden Gesellschaft, eine außerordentliche Wirkung hervorgebracht haben. Von dieses talentvollen Mannes für ihr Zeitalter höchst merkwürdigen Uebersetzungen des Ariost und Tasso muß in der Geschichte der deutschen Poesie genauere Nachricht gegeben werden, weil sie in allem, was Sprache und Styl betrifft, die meisten deutschen Gedichte aus der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts übertreffen. Aber auch durch den Beifall, den diese Uebersetzungen fanden, wurde kein lebhafteres Interesse für die italienische Poesie bei den Deutschen erregt, und kein Versuch veranlaßt, in deutschen Versen mit einem italienischen Dichter zu wetteifern. Wenn man einige Sonette von Petrarch in deut-

sche Verse übertrug, wählte man gewöhnlich solche, deren Inhalt didaktisch, oder gar ein moralischer Eifer gegen das Sittenverderbniß des römischen Hofes ist. Die zarte Schwärmerei Petrarch's für seine Laura, also auch die schönsten Sonette dieses Dichters, wurden hier und da, zum Beispiel von Opitz, in deutschen Versen nachgeahmt; aber diese Schwärmerei konnte in Deutschland nicht mehr Eingang finden, seitdem die Poesie der Minnesinger wie ein schöner Traum vorübergeschwebt war [ff]).

Merkwürdig in eben dieser Hinsicht ist das Verhältniß der emporstrebenden Philosophie zu den ästhetischen Studien in Deutschland während dieses Zeitraums. Aus Italien und Frankreich war die neuere Art, zu philosophiren, die auf die scholastische folgte, nach Deutschland herübergekommen. Die Religionsunruhen im sechzehnten Jahrhundert und in der ersten Hälfte des siebzehnten hatten keine Philosophie auf deutschen Boden gedeihen lassen, weil die Protestanten, um nicht für Unchristen zu gelten, noch weniger, als die Katholiken, sich erlaubten, unabhängig von positiven Glaubenslehren über das höchste Interesse des Menschen zu räsonniren. Nach dem westphälischen Frieden dauerte die Schüchternheit im Denken bei den philosophirenden Köpfen in Deutschland noch lange fort. Man

ff) Ich fand verdeutschte Sonette des Petrarch zufällig auch in einem dicken Quartbande voll deutscher Gedichte aus dem siebzehnten Jahrhundert hinter mehreren in deutsche Verse gebrachten Bußpsalmen, ohne Nahmen des Verfassers, sammt einem Trauerliede über die "klägliche Zerstörung der löblichen und uralten Stadt Magdeburg", gedruckt zu Leipzig im J. 1632.

Man wagte nicht leicht, sich selbst, noch weniger der Welt, einen Gedanken zu gestehen, den man nicht, seiner Meinung nach, mit dem Christenthume in vollkommene Uebereinstimmung gebracht hatte. Aber indem man voraussetzte, daß keine philosophische Wahrheit einem christlichen Dogma widersprechen könne, fand doch wenigstens Ein Denker vom ersten Range auch unter den Deutschen der Mühe werth, die Vernunft ihre ganze Kraft anwenden zu lassen, um zu finden, was sie durch sich selbst zu erforschen vermöge. Das Beispiel, das Descartes im energischen Selbstdenken gegeben hatte, wirkte auf das Genie des Alles umfassenden Leibnitz. In die Fußtapfen des verdienstvollen Hugo Grotius traten Christian Thomasius († 1688) und Samuel Pufendorf († 1694). Eine neue und gedankenreiche, wenn gleich dem Christenthum huldigende Philosophie war nun in Deutschland begründet. Leibnitz'ens Metaphysik wurde bald auch in andern Ländern bewundert als eines der originalsten, erhabensten, und consequentesten Producte des menschlichen Geistes. Christian Wolff, dessen größte Celebrität auch noch in diese Periode der herabgesunkenen schönen Litteratur der Deutschen fällt, wirkte mehr, als Leibnitz selbst, auf die ganze wissenschaftliche Bildung der Deutschen. Durch seine zahlreichen Schriften und sehr beliebten mündlichen Vorträge machte er nicht nur sein Alles umfassendes, zum Theil von Leibnitz angenommenes, zum Theil ihm eigenes System der Philosophie, das mit der Dogmatik aller christlichen Religionsparteien zu harmoniren schien; beinahe zum alleinherrschenden auf den deutschen Universitäten; er brachte auch dieses System und die dazu gehörende mathemati-

sche

verdunkelt. Nach dem dreißigjährigen Kriege wurde Denner als kunstreicher, aber nicht als geschmackvoller Mahler berühmt. Kneller wurde in England ganz zum Engländer. Auch die Musik, von jeher unter allen Künsten dem Deutschen die liebste, würde gesunken seyn, wenn der Kirchengesang sie nicht aufrecht erhalten hätte. Schulcantoren und Organisten, auf deren Verdienste in der gelehrten Welt nicht mehr, als in der vornehmen, geachtet wurde, sorgten dafür, daß die Deutschen in dieser Kunst mit den Italienern wetteifern lernten. Aber was auch das Genie eines Sebastian Bach hervorbrachte; auf die deutsche Poesie hatte es keinen Einfluß. Die Opernmusik vereinigte sich mit der deutschen Poesie auf dem Theater zu Hamburg gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts; aber die Reimer, die für dieses deutsche Operntheater arbeiteten, Postel und Hunold, gehörten zu den geschmacklosesten des Zeitalters. An den undeutsch gewordenen Höfen in Deutschland trug man nur nach italienischen Opern Verlangen. Günstiger war nach dem dreißigjährigen Kriege der neue Luxus der deutschen Fürsten dem Emporkommen der Baukunst. Der große Architekt Andreas Schlüter, zugleich in der plastischen Kunst ein Meister, fand an dem Churfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg einen ausgezeichneten Gönner. Aber eine Kunst, die so wenig mit der Poesie befreundet ist, als die Baukunst, würde nicht leicht auf die schöne Litteratur einen Einfluß erhalten haben, auch wenn sie nicht, wie damals in Deutschland, meistens nur dem Stolze der Fürsten gedient hätte.

4. Den Gipfel der Vollkommenheit hätte während dieses Zeitraums die deutsche Poesie und Beredsamkeit ersteigen müssen, wenn litterarische Institute alles bewirken könnten, was man sich so oft von ihnen versprochen hat, und besonders in Deutschland damals versprach.

Die Universitäten, deren schon beträchtliche Anzahl in Deutschland noch durch neue vermehrt wurde, waren freilich keine Anstalten, bei deren Begründung und Erhaltung irgend eine Rücksicht auf die Litteratur in der Muttersprache genommen wurde. Wie in den früheren Zeiten, so blieb auch im siebzehnten Jahrhundert der Zweck der deutschen Universitäten beschränkt auf Studien, die den Dichter und geistreichen Schriftsteller wenig angingen, wenn er nicht etwa lateinische, oder griechische Verse machen, oder in einer dieser alten Sprachen gute Prose schreiben lernen wollte. Wie auf den ältern dieser Institute, so blieb die deutsche Sprache vernachlässigt auch auf den neuen Universitäten, deren einige mitten unter den Drangsalen des langen Krieges gestiftet wurden: die zu Rinteln im Jahre 1621; die zu Straßburg, damals noch einer deutschen Reichsstadt, in demselben Jahre. Nach dem Kriege wurde die Universität zu Heidelberg, die Tilly zerstört hatte, wieder hergestellt im Jahre 1653. Noch kamen hinzu, außer mehreren neuen Lyceen und Gymnasien: die Universitäten zu Duisburg im Jahre 1655, zu Kiel im Jahre 1685, zu Halle im Jahre 1693, und die Akademie der Wissenschaften zu Berlin im Jahre 1700. Auch die Stiftung de Göttingischen Georgia Augusta im Jahre 1737, als schon die erste Regeneration der deut-

schen Poesie und Beredsamkeit anfing, hatte anfangs auf die Nationallitteratur der Deutschen keinen merklichen Einfluß. Auf den meisten dieser Universitäten, oder vielleicht auf allen, wurden denn auch Professoren der Beredsamkeit und Dichtkunst angestellt, aber ohne alle Beziehung auf Cultur der deutschen Sprache und Litteratur. Die amtliche Bestimmung dieser Professoren beschränkte sich auf Beförderung des Studiums der griechischen und römischen Classiker, und auf Reden, Programme, und Gedichte in lateinischer, oder auch wohl in griechischer Sprache, bei öffentlichen Veranlassungen, welche die Universität angingen. Daß einige dieser Professoren nicht unter ihrer Würde fanden, auch deutsche Verse zu machen und sich für die vaterländische Litteratur zu interessiren, wie zum Beispiel Simon Dach, Professor der lateinischen und griechischen Poesie zu Königsberg, oder Andreas Tscherning, der eine ähnliche Professur in Rostock bekleidete, war ein zufälliges Ereigniß, an dem der herrschende Universitätsgeist keinen Antheil hatte.

Was die Universitäten ihrem ganzen Geiste und ihrer damals beliebten Bestimmung nach nicht leisten konnten, schien die deutsche Litteratur um so mehr von andern Instituten erwarten zu dürfen, die ausdrücklich zu dem Zwecke gestiftet wurden, das Vaterländische überhaupt wieder in Ansehen zu bringen, die deutsche Sprache vor Ansartung zu sichern, und der Nationallitteratur einen neuen Schwung zu geben. Die Geschichte dieser litterarischen Gesellschaften, die vom Jahre 1617 an durch das siebzehnte Jahrhundert fortdauerten und auch im achtzehnten noch nicht alle ausgestorben sind, wirft nicht

nicht wenig Licht auf den ganzen Zustand der deutschen Litteratur und des deutschen Geschmacks in dieser Periode.

Die älteste und merkwürdigste dieser litterarischen Gesellschaften ist die fruchtbringende, wie sie sich nannte, auch unter dem Titel Der Palmenorden bekannt [h]). Sie entstand auf dem fürstlichen Schlosse zu Weimar im Jahre 1617, als eben der Krieg, der so vieles Unglück über Deutschland bringen sollte, in Böhmen ausgebrochen war. Fünf deutsche Fürsten, die drei damals zusammen regierenden Herzoge von Weimar Johann Ernst der Jüngere, Friedrich, und Wilhelm, mit ihnen die beiden Fürsten von Anhalt, Ludwig und Johann Casimir, und vier Herren von altem Adel, Dieterich von dem Werder, der merkwürdige Uebersetzer des Ariost und Tasso, Friedrich von Kospoth, Caspar von Teutleben, und Christoph von Krosigk verbanden

h) Die vollständigste Nachricht von der Entstehung und Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft bis zum Jahre 1668 findet sich in Georg Neumark's, in der Gesellschaft der Sprossende genannt, Neusprossendem teutschen Palmbaum, oder ausführlichem Bericht von der hochlöbl. fruchtbr. Gesellschaft. Nürnberg, 1668, in 8vo. Weitere Auskunft findet man in einigen Schriften von Heinze, der sich als Director des Gymnasiums zu Weimar auf mancherlei Art um die Litteratur verdient gemacht hat. Joh. Mich. Heinze'ns Erzählung von der fruchtbringenden Gesellschaft. Weimar, 1780, in 4. Desselben Vermischte Nachrichten aus den Acten der fruchtbringenden Gesellschaft unter dem Schmackhaften (Herzog Wilhelm von Weimar.). Weimar, 1781, in 8.

banden sich zur Stiftung des Bundes. Der von Teutleben, von deutschem Vaterlandsgefühle begeistert, hatte, um die Gesellschaft zu erheitern, die Idee angegeben. Nach dem Muster der italienischen Akademien sollte diese deutsche Verbrüderung sich zum Zwecke machen, ihre Muttersprache zu cultiviren, die Reinheit dieser Sprache zu bewahren, das Aufblühen der deutschen Litteratur zu befördern, und sich vor allen Dingen altdeutscher Denkart und Tugend zu befleißigen. Aus den Statuten der Gesellschaft spricht an vielen Stellen ein so männlicher, edler, wahrhaft patriotischer Geist, daß man schon deßwegen dieses Institut mit Achtung nennen muß [i]). Aber in der Art, wie man den

i) Teutleben brachte in Vorschlag, als die Gesellschaft entstand, "ob es nicht thunlich sey, daß in Teutschland auch dergleichen (der italienischen Akademien ähnliche) Gesellschaft aufgerichtet, und damit bei dem bluttriefenden Kriegsjammer unsre edle Muttersprache, welche so wohl an Alter, schönen und zierlichen Reden, als auch an Ueberfluß eigentlicher und wohlbedeutlicher Worte, so jede Sachen besser, als die fremde, recht zu verstehen geben können, einen nicht geringen Vorzug hat, welche, sag ich, uns ganz rein in der ersten Milch eingeträufelt, nachmals aber durch fremdes Wortgepräng wässerig und versalzen worden, hinwieder in ihre uralte gewöhnliche und angeborne teutsche Reinigkeit, Zierde und Aufnahmen eingeführet, einträchtig fortgesetzt, und von dem fremd druckenden Sprachenjoch befreiet, durch alte und neue Kunstwörter befestiget, und also endlich in den glorwürdigsten Ehrenthron versetzt werden möchte." S. Neumark a. a. O. Seite 13. So steif und canzleimäßig, wie diese Periode, waren freilich auch die Formalitäten der Gesellschaft. Aber es war ihren Stiftern und Mit-

den schönen Plan auszuführen unternahm, zeigte sich auch sogleich die national gewordene Untugend der Nachahmung des Ausländischen, also gerade der Fehler, von dem man die Nation heilen wollte; und indem man der Gesellschaft, nach italienischer Art, eine geistreiche Form zu geben beflissen war, übertrieb man noch die nachgeahmten Spielereien der italienischen Akademien [k]) bis zur ärgsten Geschmacklosigkeit. Um das Titelgepränge zu vermeiden, was in Deutschland besonders Noth that, gaben sich die Mitglieder der Gesellschaft kostbare Nahmen, die beziehungsreich seyn sollten, und gewöhnlich noch lächerlicher ausfielen, als die burlesken, mit denen man in den italienischen Akademien muthwillig einander begrüßte. Nicht zufrieden mit diesem Geziere, mußte jedes Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft sich auch eine emblematische Blume, oder eine Frucht, oder einen Baum, oder ein Kraut wählen, das an seinen Wahl-

Mitgliedern auch um die "Erhaltung und Fortpflanzung aller altadlichen Tugenden" zu thun. A. a. O. Seite 52. Und wen sollte nicht die folgende Stelle erfreuen? "Ein adliches, in die Höhe sich schwingendes Gemüthe hat viel löblichere Gedanken; denn es ergiebt sich allein den Tugenden, und ist geneigt, zu lernen, wissend, daß ein tugendloses Gemüth ärger, denn die Betteley selber sey. A. a. O. Seite 103. Dann heißt es von der deutschen Sprache: "Unsre teutsche Muttersprache ist so edel, daß man sich derselben vor Kaiser, Königen und Fürsten nicht zu schämen habe, u. s. w."

k) Vergl. die beiden ersten Bände dieser Geschichte der Poesie und Bereds., besonders Band II. Seite 15 ff.

Wahlspruch geknüpft wurde. Das Sinnbild des ganzen Ordens war der Palmbaum. Anfangs schien auch bei dieser Einrichtung die italienische Akademie von der Kleie (della Crusca) das Vorbild zu seyn; denn Caspar von Teutleben, der Erfinder der Verbrüderung, nannte sich den Mehlreichen, und sein Emblem war reines Weizenmehl, das durch den Beutel heraus fällt. Fürst Ludwig von Anhalt hieß der Nährende, und deutete diesen Nahmen an durch ein wohl ausgebackenes Weizenbrot. Aber Hans Georg, Fürst zu Anhalt, verglich sich auch schon mit einer Maienblume, und wurde in der Gesellschaft der Wohlriechende genannt. Nachher wurden die Ordensnahmen noch mannigfaltiger. Einer hieß der Gemästete, und sein Sinnbild war ein Scheffel voll Bohnen; ein Anderer war der Vielgekörnte, mit einem aufgeborstenen Granatapfel; ein Dritter der Wohlbedeckte, mit einem Kastanienbaum; ein Vierter der Abtreibende, mit Wiesenkümmel; ein Fünfter der Gekochte, mit Salbei; ein Sechster gar der Ausgefütterte, mit Hafer. Zierlicher nannten sich Andere der Treue, der Köstliche, der Holdseelige, der Herrlichste. Auch kommt ein Gefährlicher vor, der das Kraut Schlangenmord zum Sinnbilde gewählt hatte; und ein gewisser Graf von Hanau verschmähte nicht, in der fruchtbringenden Gesellschaft sich selbst den Faselnden, mit Rapunzel, zu nennen [1]). Die Geschichte der Gesellschaft zeigt, mit welcher Wichtigkeit und Förmlichkeit diese geschmacklose Spielerei behandelt wurde.

1) Siehe das Verzeichniß von 527 Mitgliedern der fruchtbringenden Gesellschaft bei Neumark, S. 128 ff.

wurde. Was konnte eine solche Verbrüderung, mit allem ihren redlichen Bemühen um die Reinheit der Muttersprache und der Sitten, zur Bildung des Geschmacks beitragen? Sie knüpfte ein schönes Band zwischen den Fürsten, dem deutschen Adel, und den Dichtern und Gelehrten vom bürgerlichen Stande, die sich durch Aufnahme in diese Gesellschaft um so mehr geehrt fühlen mußten, weil die größte Anzahl der Mitglieder immer aus Fürsten und Adlichen bestand. Aber die Zeit war vorüber, da deutsche Fürsten und Herren Lieder sangen wie Heinrich der Kaiser, Heinrich von Veldeck, und Ulrich von Lichtenstein. Die meisten der fürstlichen und ritterbürtigen Männer, die zur fruchtbringenden Gesellschaft gehörten, waren eben so unpoetisch gestimmt, wie der größte Theil ihrer Zeitgenossen in Deutschland. Die Dichter, die sie in ihre Mitte aufnahmen, zum Beispiel Opitz, waren schon vorher durch sich selbst geworden, was sie werden konnten. Hätte die Gesellschaft durch Abhandlungen und andere gemeinschaftlich herausgegebene Schriften auf das deutsche Publicum zu wirken versucht, so würde sie wenigstens um die Erhaltung und Wiederherstellung der Reinheit der Muttersprache sich verdienter gemacht haben. Wie wenig sie aber auch diesen patriotischen Zweck erreichte, auf den sich doch ihre Bemühungen vorzüglich bezogen, beweiset die Fortdauer der damals entstandenen Sprachmengerei in Deutschland durch das ganze siebzehnte Jahrhundert. Funfzig Jahr hatte die fruchtbringende Gesellschaft bestanden, als sie noch, um zu zeigen, wie nöthig die Sorge für Reinigung der damals üblichen Schrift- und Umgangssprache der Deutschen sey, schreiende Beispiele anführen mußte, die an den

Tag legten, wie wenig bis dahin alle Bemühungen von dieser Seite gefruchtet hatten[m]). Die Gesellschaft ist eingegangen, ohne eine merkliche Spur ihres

m) Die Beispiele, die Neumark anführt, scheinen von ihm selbst in's Uebertriebene ausgearbeitet zu seyn, um das Ekelhafte dieser Modesprache der Deutschen seiner Zeit recht anschaulich zu machen. Aber die meisten Deutschen, die damals zur eleganten Welt gehören wollten, sprachen und schrieben doch nicht viel besser. Bei Neumark schreibt einer einen Brief, der so anfängt:

"Monsieur, mon très-honoré frère, hochgeehrter Patron, Seine hohe meriten, wodurch er mich à l'extrème ihm verobligiret, causiren mich, Demselben mit diesen Zeilen zu serviren. Mein devoir hätte unlängsten mir addresse gegeben, solches zu effectuiren; aber aus manquement einiger occasion habe ich bis dato mein officium re ipsa nicht praestiren können," u. s. w.

Die Antwort lautet: "Sein fine dato an mich Addressirtes habe ich summo cum gaudio erhalten, woraus ich seine gute Leibes-disposition wohl animadvertiret," u. s. w.

Auch ein galantes Lied ist beigefügt, das sich anfängt:

"Reverirte Dame,
Phoenix meiner Ame,
Gebt mir audientz.
Eurer Gunst meriten
Machen zu falliten
Meine patientz."

Und in einem ähnlichen Geschmacke schrieben noch ziemlich tief in das achtzehnte Jahrhundert hin hochverdiente deutsche Staatsmänner und Gelehrte. So schrieb noch der berühmte Jurist Pütter zu Anfang seiner langen Laufbahn. Und wie lange ist es her, daß man in den besseren deutschen Canzleien angefangen hat, die buntscheckige Orthographie abzuschaffen, nach welcher die halb fremden und halb deutschen Wörter halb mit lateinischen und halb mit deutschen Buchstaben geschrieben wurden?

ihres Daseyns hinterlassen zu haben. Zu ihren Verdiensten muß noch gerechnet werden, daß sie bei Gelegenheit auch die in Vergessenheit gerathenen älteren Denkmäler der deutschen Poesie wieder hervorziehen wollte. Aber auch diese Bemühungen geriethen bald in das Stocken. Nur das alte Lied vom König Anthyr hat sie uns aufbewahrt [n]).

Die ähnlichen Verbrüderungen, die nach dem Muster der fruchtbringenden Gesellschaft entstanden, haben der deutschen Litteratur eben so wenig Gewinn gebracht. Von der aufrichtigen Tannengesellschaft, die sich um das Jahr 1633 zu Straßburg bildete und bald darauf wieder einging, ist im Publicum kaum die Rede gewesen.

Eine deutsch gesinnte Genossenschaft stiftete zu Hamburg im Jahre 1646 Philipp von Zesen, von dessen poetischen Bestrebungen im folgenden Capitel wieder die Rede seyn wird. Anstatt den Geschmack zu läutern, oder zu veredeln, machte diese Gesellschaft, wie ihr Stifter, der übrigens nicht ohne Geist und Talent war, sich ein Hauptgeschäft aus der Beförderung des Purismus in der deutschen Sprache und aus der Verbesserung der deutschen Orthographie. In diesem Felde aufzuräumen, war nicht unverdienstlich. Aber ein phantastischer Sonderling, wie Philipp von Zesen, war nicht der Mann, auch nur der Sprache, viel weniger der Poesie, einen wesentlichen Dienst zu leisten. Sein lobenswerther Eifer für die Reinheit seiner Muttersprache riß ihn zu Uebertreibungen hin, die

n) Bei Neumark a. a. O. S. 120.

die freilich seit dieser Zeit öfter erneuert worden sind und noch immer einige Anhänger finden. Philipp von Zesen ist der Altvater der Secte der deutschen Superpuristen, die jedes nicht ursprünglich deutsche Wort verbannt wissen will, und der Nation zumuthet, neue deutsch klingende Wörter von ihrer eigenen Erfindung anstatt der üblichen und schon nationalisirten anzunehmen, als ob die Sprache ursprünglich den Grammatikern und nicht der Nation angehörte, oder, als ob es nicht ein uralter Charakterzug der deutschen Sprache wäre, innerhalb gewisser Grenzen lateinische, romanische und griechische Wörter zu nationalisiren o). Vollends im siebzehnten Jahrhundert mußte der übertriebene Purismus in Deutschland das Uebel, das er von Grund aus heilen wollte, noch verschlimmern; denn da der entgegengesetzte Fehler, jene geistlose Sprachmengerei, in welche die Nation verfallen war, von der eleganten und vornehmen Welt vorzüglich begünstigt wurde, so mußte dem Theile des Publicums, der auf guten Ton Anspruch machte, die pedantische Sonderbarkeit des übertriebenen Purismus zum Vorwande dienen, auch die vernünftigen Bemühungen um die Reinigung der deutschen Sprache zu verlachen.

Eine größere Celebrität erhielt der gekrönte Blumenorden oder die Gesellschaft der Hirten an der Pegnitz, gestiftet zu Nürnberg im Jahre 1644 von dem gelehrten und verdienstvollen Hausdörfer

o) Vergl. im vorigen Bande S. 7 ff. Mehr über diesen Punkt zu sagen, gehört für die Theorie und Geschichte der deutschen Sprache, nicht für die Geschichte der deutschen Poesie und Beredsamkeit.

dörfer und seinem Freunde, dem Dichter Klai oder Klajus. Diese, der Form und dem Nahmen nach noch jetzt bestehende Gesellschaft schien sich um die deutsche Litteratur noch verdienter, als die fruchtbringende, machen zu können. Die am meisten geltenden ihrer Mitglieder waren Gelehrte, nicht Fürsten und Herren. Nicht nur um des Patriotismus willen nahmen sie sich der Nationallitteratur an. Auch die Pegnitzschäfer dachten patriotisch; aber der nächste Zweck des Instituts war, die Reinheit der deutschen Sprache aufrecht zu erhalten und die deutsche Poesie empor zu bringen [p]. Gleichwohl hat auch diese Gesellschaft zu nicht viel mehr genützt, als, mehrere gute Köpfe des Zeitalters in nähere Verbindung zu bringen, und ein gemeinschaftliches Interesse für die deutsche Sprache und Poesie unter ihnen zu erhalten. Mit Ordensnahmen und Sinnbildern tändelten die Pegnitzschäfer, wie die Mitglieder der fruchtbringenden Gesellschaft.

Noch

p) Hinreichend Auskunft über diesen Blumen- und Hirten-Orden findet man in Johann Herdegen's genannt Amarantes, historischer Nachricht von des löblichen Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz Anfang und Fortgange. Nürnberg, 1744, in 8. Da wird S. 3. aus den Statuten angeführt: "Die Mitglieder sollen sich der Reinigkeit der teutschen Sprach so wohl im Reden, als im Schreiben, befleissigen"; und S. 7.: daß der Aufgenommene "unserer Mutterzung mit nützlicher Ausübung, reinen und zierlichen Reimgedichten und klugen Erfindungen emsig wolle bedienet und bemühet seyn in Beförderung ihres Aufnehmens."

Noch eine litterarische Verbindung von ähnlicher Art stiftete der Dichter und Prediger Rist zu Pinneberg in Holstein, im Jahre 1660. Die Gesellschaft nannte sich den Schwanenorden an der Elbe. Auch von ihr läßt sich nichts erzählen, was für die allgemeine Geschichte der deutschen Poesie und Beredsamkeit ein Interesse haben könnte.

Weit wichtiger, als alle diese Gesellschaften des siebzehnten Jahrhunderts, wurde für die deutsche Litteratur die deutsche Gesellschaft zu Leipzig, deren Geschichte sich bis zum Jahre 1697 zurückführen läßt. Aber der große Einfluß, den dieses Institut auf die Sprache und den Geschmack der Deutschen erhielt, trifft zusammen mit dem Anfange der folgenden Periode. Bis dahin verlor sich das Gute, das die Leipziger Gesellschaft zu stiften bestimmt war, unter andern verdienstlichen Bestrebungen, die im Ganzen wenig wirkten.

Zweites Capitel.

Geschichte der deutschen Poesie während dieses Zeitraums.

Wenn man alle Hindernisse erwägt, mit denen die deutsche Poesie des siebzehnten Jahthunderts zu kämpfen hatte, wird man überrascht durch die große Anzahl Derer, die damals deutsche Verse machten und drucken ließen, und noch mehr durch das viele Treffliche und wahrhaft Poetische, das bei

bei den besseren der deutschen Dichter dieses Zeitalters unter einem Wuste von gemeiner und geschmackloser Reimerei fast sonderbar hervorsticht. Man wird dann einigermaßen ausgesöhnt, nicht mit dem Zeitalter, aber mit den Dichtern, die unter andern Umgebungen ihrer Nation Ehre gemacht haben würden. Einen Geschmack, der classische Muster zu würdigen weiß, können auch die vorzüglichsten der Werke dieser Dichter nicht befriedigen; und die Fülle der Phantasie, die uns bei den romantischen Dichtern des Mittelalters den Mangel classischer Ausbildung vergessen läßt, ist am deutschen Parnasse des siebzehnten Jahrhunderts nur hier und da zu finden. Aber mit Vergnügen wird man gewahr, daß das poetische Gefühl in Deutschland damals nur durch die Umstände niedergedrückt, nicht erstorben war, und daß der Geschmack nur eine falsche Richtung erhalten hatte. Und gerade dieser Kampf der deutschen Poesie mit dem Zeitalter ist ein so lehrreicher Gegenstand der Kritik, daß es sich wohl der Mühe lohnt, die Geschichte so vieler Bestrebungen, die das Ziel nicht erreichten, mit einiger Ausführlichkeit zu verfolgen.

Es ist längst bemerkt, daß die Periode, die man gewöhnlich mit Opitz anfängt, durch einige Dichter, die sich früher auszeichneten, vorbereitet und eingeleitet wurde. Zwei dieser Dichter, Schedius, genannt Melissus, und Denaisius gehören noch dem sechzehnten Jahrhundert an. Was die Geschichte der deutschen Poesie von ihnen zu melden hat, wurde im vorigen Buche mit Fleiß übergangen, um hier nachgetragen zu werden. Weckherlin, der dritte unter den Vorläufern Opitzens,

wie

wie man sie nennt, wetteiferte mit diesem Reformator der deutschen Poesie, und überlebte ihn noch.

Die ganze Geschichte der deutschen Poesie dieses Zeitraums läßt sich am zweckmäßigsten nach fünf Abtheilungen ordnen. In die erste gehören die Bemühungen und Verdienste der Dichter, die zum Theil vor Opitz, zum Theil noch mit ihm, aber unabhängig von seiner Schule, durch Geist und Styl sich von den gewöhnlichen Formen der deutschen Poesie des sechzehnten Jahrhunderts entfernten. Die zweite und reichste Abtheilung umfaßt die opitzische Schule und mehrere andre Dichter, die sich mehr oder weniger zu der opitzischen Schule hinneigten, oder auf eigene Art mit ihr zu wetteifern versuchten. In der dritten müssen die Dichter der zweiten schlesischen Schule, an deren Spitze Hofmannswaldau steht, zusammen gestellt werden. Einer vierten Abtheilung bedarf es, um von den galanten Reimern, die besonders gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts die deutsche Poesie auf das äußerste entstellten, wenigstens so viel zu sagen, als nöthig ist, den Nachtheil, den sie der Litteratur zufügten, genauer zu bezeichnen. Zum Beschlusse dieses Capitels sind einige correctere und geistvollere Dichter zu nennen, die gewissermaßen die folgende Periode herbeiführten. Merkwürdiges zeigt sich uns genug auf diesem Wege; aber außer Opitz ist auch nicht ein einziger deutscher Dichter in dieser langen Reihe zu nennen, der durch Kraft des Genies, oder durch höhere Bildung, der Poesie des Zeitalters eine glücklichere Richtung gegeben, oder den herrschenden Geschmack merklich verbessert hätte.

Einige Dichter, die schon vor Opitz, oder außer Verbindung mit der opitzischen Schule, eine Umbildung der deutschen Poesie veranlaßten.

Ungeachtet alles Studiums der alten classischen Litteratur in Deutschland, war, wie im vorigen Buche erzählt worden ist, das ganze sechzehnte Jahrhundert hindurch fast gar nichts, das an griechischen und römischen Geschmack erinnern könnte, in die deutsche Poesie eingedrungen. Einer der ersten Gelehrten, die zu ahnden anfingen, wie man sich in deutschen Versen, ohne übrigens die Formen der antiken Poesie nachzuahmen, nach Art der Griechen und Römer correct und geistvoll ausdrücken könne, war Melissus.

Paul Melissus, wie er sich selbst nannte nach dem Taufnahmen seiner Mutter Ottilia Melissa, oder Schede, wie er mit seinem deutschen Familiennahmen hieß, war ein Franke, geboren in dem würzburgischen Städtchen Melrichstadt. Er lebte vom Jahre 1539 bis 1602. Was wir von seiner Lebensgeschichte wissen, beweiset, daß er ein gelehrter Weltmann und sehr geachtet war. Seinen lateinischen Versen scheint er die Ehre verdankt zu haben, schon in seinem zwei und zwanzigsten Lebensjahre zu Wien als Dichter gekrönt und in den Adelstand erhoben zu seyn. In östreichischen Diensten wurde er Vorsteher eines militärischen Cadetteninstituts; diente darauf selbst unter den kaiserlichen Fahnen in Ungarn; machte Reisen nach Frankreich und Italien, wo er von neuem durch Ehrenbezeugungen ausgezeichnet wurde. Unter seinen Titeln ist auch der eines römischen Bürgers, den er in Italien erhalten hatte. Nach allen diesen Le-

benen

bensumständen scheint er Katholik gewesen zu seyn. Wie es gekommen, daß er seine Laufbahn als Bibliothekar an der reformirten Universität zu Heidelberg beschließen können, findet sich unter den biographischen Notizen, die ihn betreffen, nicht angezeigt [q]). Seine poetischen Talente sprechen aus seinen deutschen sowohl, als lateinischen Gedichten [r]). Melissus war ein Mann von lebhaftem Gefühle, aber nicht von großem Geiste; unerschöpflich in Wendungen und Phrasen, dem Gewöhnlichen einen ungewöhnlichen Anstrich zu geben; ein Meister in der lateinischen Verskunst; aber von beschränkter Phantasie; nur dann glücklich in seinen poetischen Darstellungen, wann er weiche, milde, oder üppige Gefühle ausdrückte. Den Ausdruck solcher Gefühle hatte er den Elegikern des Alterthums abgelernt. Daher sind auch seine Elegien und einige anmuthige erotische Tändeleien in lyrischen Formen, mit allen ihren Mängeln, bei weitem das Beste von allem, was er in lateinischen Versen hinterlassen hat. Hätte er sein eigenes Talent besser gekannt, würde er nicht so viele langweilige lateinische Oden gemacht haben, in denen er unter andern eine Menge fürstlicher Personen

q) Man sehe die weitere Nachweisung über diese Notizen in dem Lexikon von Jördens, in Koch's Compendium u. s. w.

r) Die lateinischen Gedichte des Melissus haben den Titel: Melissi Schediasmata poëtica, nach der zweiten Ausgabe, Paris, 1586, 3 Theile in 8vo. Auch finden sich die meisten in den Deliciae poëtarum Germanicorum, vier unförmlich dicken Bänden in klein Octav, die drei letzten von mehr als 1000 Seiten, Frankf. 1612. In dieser Sammlung hat man fast die ganze lateinische Poesie der Deutschen aus dem 15ten und 16ten J. H. beisammen.

sonen seiner Zeit verherrlichen will, unter denen überall die Königin Elisabeth von England als Idol seiner Muse an der Spitze steht. Aber besondre Ehre macht es seiner vaterländischen Gesinnung, daß er über dem entschiedenen Talente, lateinische Verse zu machen, die Poesie in seiner Muttersprache nicht vergaß, und daß er zu ihrer Veredelung die Kunst des Styls benutzte, die er von den alten Classikern gelernt hatte. Seine geistlichen Gedichte in deutscher Sprache, gedruckt im Jahre 1572, scheinen verloren gegangen, oder eine litterarische Seltenheit geworden zu seyn [s]). Auch von seinen weltlichen Liedern sind nur durch einen günstigen Zufall ein Paar übrig gebliebene von neuem wieder bekannt geworden [t]). Sie würden hinlänglich beweisen, wenn wir diesen Dichter auch nicht aus ähnlichen seiner lateinischen Lieder genauer kennten, daß er wahrhaft poetisches Gefühl mit einem trefflichen Darstellungstalente verband, und in einer für jene Zeit ungewöhnlich gebildeten rhythmischen

s) In mehreren Schriften über die deutsche Litteratur sind diese geistlichen Gedichte von Melissus, funfzig Psalmen u. s. w. angezeigt. Ich habe sie nie zu Gesicht bekommen.

t) In der Sammlung der Zürcherischen (Zürchischen) Streitschriften, Band IV. Stück 9, hat Bodmer sich das Verdienst erworben, die beiden anmuthigen Lieder von Melissus, die seitdem öfter abgedruckt, auch umgearbeitet sind, aus dem Dunkel hervorzuziehen. Aber er sagt nicht, woher er sie genommen; und die späteren Litteratoren scheinen eben so wenig zu wissen, wo Bodmer sie gefunden, als, wo man nachforschen soll, um noch mehr dergleichen zu entdecken.

mischen Form den rechten Ton des deutschen Liedes zu treffen wußte u).

Auf

u) Da diese Lieder mit einigen Veränderungen auch in Matthisson's lyr. Anthologie, Th. XVIII, aufgenommen sind, mag es hier genug seyn, denen, die sie noch nicht kennen, einige Strophen unverändert mitzutheilen. Das erste fängt an:

"Morgens, eh's Tages Schein anbricht,
Mit purpurfarben hellem Licht,
So glänzt herfür deins Mundes Röth,
Wie vor der Sonn die Morgenröth,
Mit rosinfarbnen Wangen,
Hübsch, lustig, klar, aufgangen."

Dann folgt die Beschreibung der äußern Reize der Geliebten in zarter Verbindung mit ihren Tugenden echt minnesingermäßig und im Geiste deutscher Poesie der Liebe. Z. B.

"Edler ich schätz dein Gunst und Hold,
Dann Silber und das beste Gold;
Dein Freundlichkeit und schön Gebehrd
Ist mehr dann alle Perlen werth.
Es gilt dein Zucht viel reine
Mehr dann all edle Steine.

Treuhertzig seyn ohn arge List
Der rechten Lieb Wahrzeichen ist.
Wann gleicher Maß nicht liebest mich,
Gieb zu, daß ich nur liebe dich.
Mein Herz geb dir zu eigen;
Dein Herz zu mir thu neigen."

Das zweite Lied führt in einem ähnlichen Style eine bekannte Allegorie eben so anmuthig aus. Es fängt an:

"Roth Rößlein wolt ich brechen
Zum hübschen Kränzelein.
Mich Dören thaten stechen
Hart in die Finger mein.
Noch wolt ich nit lan ab.

Ich

Auf eine ähnliche Art, wie Melissus, unterscheidet sich von den übrigen deutschen Dichtern des sechzehnten Jahrhunderts Peter Denaisius oder Danaisius, ein Rechtsgelehrter aus Straßburg, der sich zu der Ehrenstelle eines Reichscammergerichtsassessors emporschwang, auch juristische Schriften verfaßte. Er lebte vom Jahre 1561 bis 1610. Ob er auch lateinische Verse gemacht hat, ist nicht mehr bekannt. Sein Talent zur deutschen Liederpoesie kennen wir nur noch aus einem Hochzeitsgedichte, das sich gerade so, wie die Lieder von Melissus, durch Gewandtheit des Ausdrucks in Sprache und Vers, und durch nationaldeutsche Sinnesart, weniger aber durch Phantasie und poetischen Geist, auszeichnet x).

Weder

Ich gunt mich weiter stecken
In Stauden und in Hecken,
Darin mir's Wunden gab."

Man vergesse nicht bei der Würdigung der Sprache dieser Lieder, daß damals der Einfluß, den Luther auf die allgemeine litterarische Sprache der Deutschen hatte, im südlichen Theile von Deutschland noch sehr geringe war.

x) Auch Denaisius würde zu den vergessenen Dichtern gehören, wenn nicht Bodmer das Hochzeitslied von ihm in derselben Abhandlung hätte abdrucken lassen, in der er uns die beiden Lieder von Melissus mittheilt. Aber wo er dieses Hochzeitslied gefunden, sagt er ebenfalls nicht. Vermuthlich nahm er es aus einer Handschrift, die vielleicht noch vorhanden ist, und um so mehr verdiente, aufgesucht zu werden, da unter den Litteratoren die Sage geht, Opitz habe sich unter andern nach diesem Dichter Denaisius gebildet. Das Lied fängt an:

"Glückselig muß man preisen,
Die gleiche Lieb und Treu

Weder Melissus, noch Denaisius, scheinen die bestimmte Absicht gehabt zu haben, einen neuen Geschmack nach Grundsätzen in die deutsche Poesie einzuführen. Wären sie auf eine solche Reform bedacht gewesen, so würden sie schwerlich sich mit kleinen lyrischen Versuchen begnügt haben, die wenig Aufsehen erregen konnten, und bald in Vergessenheit gerathen mußten. Sie folgten, wie es scheint, nur ihrem gebildeteren Gefühle, wenn sie unter andern Beschäftigungen nebenher deutsche Verse machten, die regelmäßiger gebildet waren, als die damals in der deutschen Poesie gewöhnlichen. Daß sie zuerst unter den Dichtern ihres Vaterlandes den sogenannten Knittelvers verschmähet haben, wird ihnen ganz mit Unrecht nachgerühmt. In der lyrischen Poesie der Deutschen ist der Knittelvers nie herrschend gewesen; und aus den übrigen Dichtungsarten verschwand er in der deutschen Litteratur erst, als an seine Stelle der Alexandriner trat, der noch

Einander thun erweisen,
Stetigs und ohne Reu.
In Noth und schweren Zeiten
Tröst eins des andern Leid;
In Lieb und Frölichkeiten
Mehrt eins des andern Freud."

In einer der folgenden Strophen wird das Glück der Ehe so beschrieben:

"Wie sich zusammen reimen
Neglein und Rosmarein,
Weinreben zu Rüstbäumen,
Köstliche Würz in Wein,
So schicken sich zusammen
Ein Mann und ehlich Weib;
Die werden in Gotts Namen
Ein Sinn, ein Seel, ein Leib."

noch weniger, als der Knittelvers, dem deutschen Gedichte Gedeihen brachte. Von Alexandrinern zeigt sich aber kaum eine Spur in der deutschen Poesie vor Weckherlin und Opitz.

Mit Rudolph Weckherlin fängt die Periode, die sich nach Opitz nennt, eigentlich an. Dieser merkwürdige Dichter, der zuerst vor Opitz, dann wetteifernd mit ihm, absichtlich und nach Grundsätzen die deutsche Poesie umzubilden unternahm, verdient in jeder Hinsicht, näher gekannt zu werden. Er war ein Wirtemberger, geboren zu Stuttgart im Jahre 1584. Sein Vater, ein bemittelter wirtembergischer Rath, konnte ihm eine Erziehung geben lassen, ohne die sich weder der Dichter, noch der Welt- und Geschäftsmann, so leicht in ihm entwickelt haben würden. Nachdem er in Tübingen die Rechte studiert hatte, ging er auf Reisen, zuerst in Deutschland, dann nach Frankreich, und von da nach England. Es läßt sich nicht bezweifeln, daß er schon damals jede Gelegenheit benutzte, seine Kenntniß der schönen Litteratur zu erweitern. Ein fester Grund zu seiner ästhetischen Bildung war durch das Studium der alten Classiker gelegt. Aus Frankreich, wo er die französische Poesie jener Zeit näher kennen lernte, scheint er seine Liebe zu dem Alexandriner mitgebracht zu haben. Sein erster Aufenthalt in England fiel in die Regierung Jakob's I., als die englische Poesie schon auf der Stufe stand, zu der Shakespear sie erhoben hatte. Nach der Zurückkunft in das Vaterland wurde Weckherlin, damals erst fünf und zwanzig Jahr alt, herzoglicher Secretär. In dieser Periode seines Lebens, oder noch früher, scheint die Geliebte, die er unter dem

Namen Myrta besingt, sein Herz gefesselt, und seiner Phantasie den Stoff zu einer Menge jugendlicher Lieder gegeben zu haben, von denen die meisten verloren gegangen sind. Im Jahre 1618 gab er die erste Sammlung seiner Gedichte unter dem Titel Zwei Büchlein Oden und Gesänge heraus. Seine poetischen Studien machten ihn nicht unbrauchbarer für das Geschäftsleben. Ein günstiges Schicksal führte ihn nach England zurück, wo er eine Stelle bei der deutschen Canzlei erhielt, die im Jahre 1620 zu London errichtet wurde, um mit dem Kaiser und dem deutschen Reiche zu correspondiren, nachdem der dreißigjährige Krieg ausgebrochen war. Als thätiger Geschäftsmann, überhäuft mit Arbeiten, die nicht von den Musen erfunden sind, verlor er nie seine vaterländische Poesie aus den Augen. Unterdessen verlor er unter den Verwüstungen, die der dreißigjährige Krieg über Wirtemberg brachte, sein väterliches Erbe. Auch ein großer Theil seiner jugendlichen Gedichte, die er im Vaterlande zurückgelassen hatte, wurde vernichtet. Aber kein Mißgeschick brachte ihn aus seiner männlichen Fassung. Er fuhr fort, seine Erhohlungsstunden der deutschen Poesie zu widmen, die er nach seinen Kräften empor zu heben und zu veredeln entschlossen blieb. In einem fremden Lande, umgeben von den Lockungen der großen Welt, in der er Liebe und Achtung fand, hörte er nicht auf, von ganzer Seele ein Deutscher zu seyn. Seine Gedichte machten ihn berühmt, und er freuete sich des Ruhms. Aber anstatt neidisch auf Opitz zu blicken, dessen Nahme bald den seinigen verdunkelte, pries er selbst das Verdienst dieses beliebteren Dichters. Von London aus besorgte er die neueren Ausgaben

seiner

Styl im Ganzen kräftig, präcis, und voll Leben. Aber er suchte das Geistreiche mehr in Wendungen und Bildern, als in hinreissenden und an sich poetischen Gedanken. Darum wurde seine Muse geschwätzig, weil wahrhaft poetische Gedanken auch einem großen Dichter nicht immer in Fülle zuströmen, aber die Kunst des Styls von dem, der sich fleißig in ihr geübt hat, auf jeden Gedanken angewandt werden kann, der sich auch nicht über das Gemeine erhebt. Hätte Weckherlin im Zeitalter der Minnesinger gelebt, würde er schwerlich für nöthig gefunden haben, der schönen Schwärmerei der Liebe, die das Hauptthema seiner jugendlichen Sonette und Lieder war, in seinem reiferen Alter sich zu schämen, und andere seiner Gedichte ähnlichen Inhalts, die er geile Stücke nennt, so züchtig sie auch sind, damit zu entschuldigen, daß er "sie für große Herren und auf deren Befehl" verfaßt habe [z]). Mehr Ursache

z) Und doch konnte der gute Weckherlin auch in seinen späteren Jahren die geliebte Myrta nicht vergessen. In der Vorrede zum zweiten Theile seiner Gedichtsammlung erwähnt er seiner Jugendgedichte, die er in Deutschland zurückgelassen hatte, und die dort im Getümmel des Krieges vernichtet worden waren, mit dem Zusatze, daß sie als "seiner jungen Thorheit Funken" zu nichts geworden; und mit diesem Strafgerichte verbindet er einen zärtlichen Seufzer, dem Andenken an seine Buhlschaft Myrta gewidmet, die, sagt er, "mich noch verliebet und betrübet." Und in Beziehung auf die übrigen verliebten Gedichte sagt er ausdrücklich: "Weiters, was etliche gaile Stücke, die leyder in diesem Büchlein hin und her auch mitlaufen, betriffet, darf ich allhier für solcher Antwortung und Beschätzung nicht so kühn seyn. Allein weil sie für große Herren und auf ihren Befelch gedichtet worden u. s. w."

 — Er

Weckherlin würde als Patriot mit auszeichnender Achtung genannt werden müssen, wenn er auch nicht als Dichter mit unbezweifelbaren Talenten den Muth eines Reformators verbunden hätte. Aber weder sein Muth, noch seine Talente reichten hin, der deutschen Poesie seines Zeitalters von derjenigen Seite aufzuhelfen, wo es ihr am meisten fehlte. Er hatte im Ganzen ein richtiges Gefühl für das Wesen der Poesie; aber er versprach sich zu viel von zufälligen Formen. In der kunstmäßigen Behandlung dieser Formen verfehlte er den Charakter seiner Muttersprache; und sein Geschmack, obgleich mit vielem Fleiße gebildet, konnte sich den ungünstigen Einflüssen der Umgebungen, unter denen er zum Dichter herangewachsen war, nie so weit entziehen, daß er die Schönheit der Muster, die er nachahmte, unverfälscht empfunden hätte. Deßwegen blieb er auch von der classischen Vollendung, die er den Alten und einigen Neueren abgelernt zu haben glaubte, weit entfernt; und ohne Zweifel glaubte er ebendeßwegen in Beziehung auf die deutsche Poesie von den Franzosen und Holländern seiner Zeit noch mehr lernen zu können, als von den classischen Alten, den Italienern, und selbst von den Engländern, unter denen er lebte. Anders läßt sich nicht wohl erklären, wie er eine solche Vorliebe zu dem Alexandrinerverse gefaßt, der vorher in der deutschen Poesie nicht üblich war, und warum er diesen Vers nach französischer und holländischer Art auch auf das Sonett angewandt, dem der Alexandriner ursprünglich fremd ist. Vor geistloser Reimerei wurde Weckherlin schon durch die Wärme seines Gefühls und die Energie seines Charakters einigermaßen gesichert. Daher ist auch sein

Styl

Styl im Ganzen kräftig, präcis, und voll Leben. Aber er suchte das Geistreiche mehr in Wendungen und Bildern, als in hinreissenden und an sich poetischen Gedanken. Darum wurde seine Muse geschwätzig, weil wahrhaft poetische Gedanken auch einem großen Dichter nicht immer in Fülle zuströmen, aber die Kunst des Styls von dem, der sich fleißig in ihr geübt hat, auf jeden Gedanken angewandt werden kann, der sich auch nicht über das Gemeine erhebt. Hätte Weckherlin im Zeitalter der Minnesinger gelebt, würde er schwerlich für nöthig gefunden haben, der schönen Schwärmerei der Liebe, die das Hauptthema seiner jugendlichen Sonette und Lieder war, in seinem reiferen Alter sich zu schämen, und andere seiner Gedichte ähnlichen Inhalts, die er geile Stücke nennt, so züchtig sie auch sind, damit zu entschuldigen, daß er "sie für große Herren und auf deren Befehl" verfaßt habe [z]). Mehr Ursache

z) Und doch konnte der gute Weckherlin auch in seinen späteren Jahren die geliebte Myrta nicht vergessen. In der Vorrede zum zweiten Theile seiner Gedichtsammlung erwähnt er seiner Jugendgedichte, die er in Deutschland zurückgelassen hatte, und die dort im Getümmel des Krieges vernichtet worden waren, mit dem Zusatze, daß sie als "seiner jungen Thorheit Funken" zu nichts geworden; und mit diesem Strafgerichte verbindet er einen zärtlichen Seufzer, dem Andenken an seine Buhlschaft Myrta gewidmet, die, sagt er, "mich noch verliebet und betrübet." Und in Beziehung auf die übrigen verliebten Gedichte sagt er ausdrücklich: "Weiters, was etliche gaile Stücke, die leyder in diesem Büchlein hin und her auch mitlaufen, betriffet, darf ich allhier für solcher Antwortung und Beschätzung nicht so kühn seyn. Allein weil sie für große Herren und auf ihren Befelch gedichtet worden u. s. w."

sache hätte er finden können, das Publicum um Verzeihung zu bitten wegen der vielen Gelegenheitsoden, in denen er den großen Herren, nach damaliger Sitte, unermüdet seine poetische Aufwartung macht. Aber gerade solche Enkomien in Versen empfahlen sich damals dem deutschen Publicum, das seine großen Herren nicht genug ehren zu können glaubte, vor allen andern Arten von Gedichten, die geistlichen ausgenommen. Weckherlin selbst hatte von der großen Welt, wie man sie nennt, eine Meinung, die auf seinen Geschmack, und besonders auf seine Art, in einem erhabenen Style zu dichten, nicht das vortheilhafteste Licht wirft. Die Sprache der Poesie schien ihm dadurch sich als Göttersprache zu beweisen, daß ein Dichter sich ausdrücke wie die Götter dieser Erde, nämlich die Fürsten und Herren; und weil diese hohen Personen nicht immer sehr delicat in der Wahl ihrer Worte sind, und nach der deutschen Sitte jener Zeit besonders sich manchen eben nicht geziemenden Ausdruck erlaubten, glaubte Weckherlin eben damit die Fehler entschuldigen zu können, die man etwa in seinen Gedichten auffinden möchte [a]). Aber den

— Er meint, die Leser werden ihn deßhalb "gar nicht verdammen, sondern ihn vielmehr — für fromm zu halten geruhen."

a) Seine Worte über diesen Punkt lauten so: "Wann die Poeterey der Götter Red und Sprach, das ist, daß ein Poet so schön und zierlich schreiben soll, als die Götter dieser Erden, große, weise und gelehrte Fürsten und Personen zu reden pflegen; so wird der verständige Leser bei ihnen, denen sich selbst kitzelnden Witzen, auch schlechte, harte und rauhe, und den Göttern kaum geziemliche, noch werthe Reden und Arten finden."

den größten Mißgriff that seine reformirende Kritik in der deutschen Prosodie. Eine gewisse in seiner Individualität gegründete und durch die Lectüre französischer Dichter vollendete Verstimmung seines Gefühls für metrische Harmonie scheint die Ursache gewesen zu seyn, warum er für unnütz und dem Geiste der deutschen Sprache nicht angemessen hielt, in deutschen Versen auf die prosodische Quantität der Sylben zu achten. Wer sich, sagt er, in der Kunst versuchen wolle, deutsche Verse zu machen, die aus reinen Jamben, oder Trochäen bestehen, möge sehen, wie weit er es darin bringe; aber zu besorgen sey immer, daß so geregelte Verse, die harmonisch seyn sollten, nur steif und schleppend ausfallen würden [b]). Nach diesem Grundsatze zählte er also in allen seinen deutschen Versen die Sylben ab, ohne sie zu messen. Daß der prosaische Rhythmus, den er auf diese Art hervorbrachte, aller künstlichen Versarten ungeachtet, nur die Harmonie eines cultivirten Knittelverses war, empfand er nicht. Desto sorgfältiger achtete er auf Sprache und Styl in jeder andern Hinsicht. Kein Wort in Weckherlin's Gedichten steht verloren, oder nachlässig hingeworfen da. Diese Präcision der Sprache trägt nicht wenig dazu bei, dem Ausdrucke seiner Gedanken, selbst in leichten Spielen des Witzes, eine feste und

b) Besonders würden, glaubte Weckherlin, wenn man strenge auf Jamben und Trochäen in deutschen Versen halten wollte, eine Menge zusammengesetzter Wörter für unsre Poesie unbrauchbar werden, und in dem Alexandriner "dem so lieblich fallenden und ganz künstlichen Abbruch in der Mitte sein merklicher Werth gar benommen werden." Einen solchen Reiz hatte für diesen Reformator der deutschen Poesie der Einschnitt des Alexandriners!

und männliche Haltung zu geben. Nur hier und da blickt die kritische Besonnenheit, mit der er die Wörter wählte und ordnete, unangenehm hervor, besonders aus einigen Wendungen, die ihm vorzüglich gefallen zu haben und durch fortgesetzte Wiederhohlung mechanisch geworden zu seyn scheinen. Dahin gehört eine gewisse, den Styl Weckherlin's charakterisirende Reihe unmittelbar auf einander folgender Substantive, oder Adjective, oder Verben [c]. Die Härte der Verse dieses Dichters wird vermehrt durch seinen Provinzialismus, dem er nicht ganz entsagen wollte. Dadurch unterscheidet sich seine Diction auffallend von der opitzischen, die sich im Ganzen musterhaft an Luther's Hochdeutsch anschließt [d]. Nach der provinziellen Aussprache, wie sie

c) Schon in dem oben (S. 55. Anm. y)) mitgetheilten Sonette ist eine Probe von dieser Eigenheit des weckherlinschen Styls zu finden. Sie kommt aber in seinen Gedichten bei jeder Veranlassung wieder vor. In einer Ode auf den Herzog von Wirtemberg wird dieser Fürst derjenige genannt,

"Dessen Faust, Mund, Stirn, zeiget uns an,
Was Mars, Hermes, und Phöbus kann."

In einem der von Weckherlin übersetzten oder umschriebenen Psalmen heißt es:

"Des Menschen Haupt, Mund, Hand, reich an Witz, Reden, Macht,
Durch Kunst, Lehr und Gewinn sein Lob, Ehr, Gut, vermehren.
Doch kann der Trost, Lust, Ruhm, die er stark, freundlich, weis," u. s. w.

Doch nur selten zeigt sich dieser Grad der Uebertreibung einer an sich schon ermüdenden Wendung in den übrigen Gedichten dieser Sammlung.

d) Weckherlin sagt ohne Bedenken: Die Sonn, die Ehr,

sie in Schwaben üblich ist, modelte Weckherlin auch seine deutsche Orthographie, die außerdem schon fehlerhaft genug und für Leser des achtzehnten Jahrhunderts zurückschreckend ist [e]).

Ueber eine Menge von Fehlern gegen die Sprache, den Wohllaut, und den Geschmack muß man hinweg sehen, wenn man den Werth der Gedichte Weckherlin's nicht verkennen will. Die meisten gehören in das lyrische Fach. Unter diesen stehen in der Sammlung die geistlichen voran, wie es die Frömmigkeit der Deutschen damals verlangte. Aber unter diesen geistlichen Gedichten, auf welche Weckherlin vielen Fleiß gewandt hat, ist nur wenig dem Dichter Eigenes. Abgerechnet einen kleinen Anhang, sind diese lyrischen Gedichte nur metrische Bearbeitungen der Psalmen. Die Gedanken folgen also dem biblischen Texte. Unverkennbar spricht sich gleichwohl das religiöse Gefühl, von dem das Herz des Dichters erwärmt war, zugleich mit seinem lyrischen Geschmacke in diesen Psalmen aus. Kunstreich hat er mancherlei Arten von Strophen, freilich immer mit absichtlicher Vernachlässigung der prosodischen Quantität der Sylben, nach der Verschiedenheit der Gedanken und des Gefühls zu bilden sich bemühet. Die Fehler, von denen Weckherlin's Gedichte nirgends ganz frei sind, entstellen auch

Ehr, die Straff (Strafe); ich glaub, ich thu; und so fast durchgängig.

e) Weckherlin schreibt Gaistlich, Hail, Raiß (Reise), Liecht (Licht), Forcht, freindlich, vöst (fest), verdörben oder auch vertörben (verderben), entsötzen u. s. w. Auch schreibt er bald Substantive, bald Adjective mit großen Anfangsbuchstaben.

philosophischen Stellen dieser Oden beschränken sich auf die gewöhnlichen Betrachtungen der Tugend und des Lasters, und der Unvollkommenheit der menschlichen Dinge [h]). Nur als erste und nicht in jeder Hinsicht mißlungene Versuche, die wahre Ode in die deutsche Litteratur einzuführen, verdienen diese weltlichen Lobgesänge von Weckherlin in ehrenvollem Andenken zu bleiben. Auch seine übrigen Oden, die nicht pindarisch, aber horazisch seyn sollen, sind weit entfernt von der Gedankenfülle und classischen Eleganz ihrer Muster. Leichte Spiele der Phantasie und des Witzes im horazischen Geschmacke durch eine heitere Lebensphilosophie in das Gebiet der Ode hinaufzurücken, vermochte Weckherlin so wenig,

Da sein gebünztes Horn und Haar,
Viel Bäch hochsprützend stark ausgießen,
Von seiner Nasen und Bart fließen
Viel Wässerzapfen lang und klar.

Er siehet nun zu seinen Seiten,
Ein Heer gleichsam bereit zu streiten;
Er höret der Trometen Klang,
Der Kugeln fliegenden Gesang.

Verwundernd sich ab solchem Wunder,
Daß ganz von Bley ein Hagel komm'
Mit solchem Pracht, Macht, Kraft und Dunder,
Warum wiedrum die Trumm nu brumm.

h) Z. B.

Ach, wie glückselig ist deß Leben,
Dem keines Andern Will gebeut,
Der ohn Mißgunst, Neid, oder Streit,
Sieht Andrer Glück vorüberschweben;

Der sein Begierd selbst recht regieret,
Und dessen fromm und teutscher Muth
Ist sein bewährter Schutz und Huth,
Darunter sein Herz triumphiret;

u. s. w.

wenig, wie ein anderer deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Seine Oden dieser zweiten Gattung unterscheiden sich aber doch dadurch von denen, die pindarisch seyn sollen, daß sie, wie mehrere von Horaz, in die populäre Lyrik übergehen, und nach der jetzt gewöhnlichen Bezeichnung zu den eigentlichen Liedern zu zählen sind. Die vorzüglicheren unter ihnen dürften nur ein wenig mehr Anmuth der Sprache und des Verses haben, um für ganz artig gelten zu können [i]). Besonders zeichnen sich einige durch eine für jene Zeiten des deutschen Geschmacks seltene Feinheit der Wendungen aus [k]).

Auch

i) Zum Beyspiele diene das Lied:

Laßt uns in den Garten gehen,
Schönes Lieb, damit wir sehen,
Ob der Blumen Ehr, die Ros'
So euch eure Farb' gezeiget,
Da sie heut der Thau aufschloß,
Ihren Pracht noch nicht abneiget.

Sieh doch, von wie wenig Stunden
Ihre Schönheit überwunden,
Wie zu Grund liegt all ihr Ruhm!
Wie sollt man, Natur, dich ehren,
Da du doch ein' solche Blum'
Einen Tag kaum lassest währen?

Was ist es dann, das ihr fliehet,
Indem euer Alter blühet,
Von meiner Lieb Süßigkeit?
Ach! genießet eurer Jahren.
Die Zeit wird eure Schönheit
Nicht mehr dann die Rosen sparen.

k) Z. B. das folgende:

Wann, Myrta, Reden und Stillschweigen
Zumal verhindert unser Glück,
So laß uns unser Herz bezeugen

 Durch

Auch ein patriotisches Kriegslied, das in diese Reihe gehört, ist nicht zu verachten [1]). Aber in den meisten dieser Oden und Lieder ist freilich so viel Rohes und Gemeines mit einzelnen gelungenen Stellen

Durch sich besprechende Anblick;
Denn Amor, den wir allzeit ehren,
Wird solche stumme Sprach uns lehren.

Laß die Anblick hin und her fliegen,
Getreue Boten deiner Gunst,
Der Neider Thorheit zu betriegen,
Die toll und tölpisch zu der Kunst;
Denn Amor, welchen sie nicht ehren,
Wird sie die stumme Sprach nicht lehren.

Sollt aber jemand sich verdriessen
Ob unsrer Lieb=Anblicken=Fahrt,
So müssen wir uns dann begrüßen
Mit dem Geist, nach der Engel Art;
Denn Amor, welchen wir stets ehren,
Wird solche stumme Sprach uns lehren.

1) Es fängt sich an:

"Frisch auf, ihr tapfern Soldaten,
Ihr, die ihr noch mit teutschem Blut,
Ihr, die ihr noch mit frischem Muth
Belebet, suchet große Thaten!
Ihr Landsleut, ihr Landsknecht, frisch auf!
Das Land, die Freiheit, sich verlieret,
Wenn ihr nicht muthig schlagt darauf,
Und überwindend triumphiret."

Die letzte Strophe lautet:

"Ha! schlaget auf sie, lieben Brüder!
Ist die Müh groß, so ist nicht schlecht
Der Sieg und Beut; und wohl und recht
Zu thun, seind sie, dann ihr, viel müder.
So straf, o teutsches Herz und Hand,
Nu die Tyrannen und die Bösen!
Die Freiheit und das Vaterland
Mußt du auf diese Weis erlösen."

len gemischt, daß keine Hülfe der Feile etwas Leidliches im Ganzen aus ihnen machen kann.

In französischem und holländischem Style, also auch in Alexandrinern, dichtete Weckherlin Sonette mit vielem Fleiße, voll Gefühl und Kunstverstand, aber verlassen von den Grazien. Die strengeren dieser Sonette, die patriotischen und moralischen, sind besser gerathen, als die zärtlichen und elegischen, die doch dem Herzen angehören sollen, das die schöne Myrta liebte [m]).

Die gedehntesten unter Weckherlin's poetischen Arbeiten sind einige Lobgedichte, die ausführlicher noch, als seine Oden ähnlichen Inhalts, Alles zusammentragen, was nur einigermaßen zu gebrauchen war, die hohen Personen, denen es galt, von allen Seiten zu rühmen. Das Lobgedicht oder, wie es heißen sollte, die versificirte Lobrede auf den König

m) Hier ist eines des patriotischen, an Deutschland:

Zerbrich das schwere Joch, darunter du gebunden,
O Teutschland, wach doch auf, faß wieder einen Muth.
Gebrauch dein altes Herz, und widersteh der Wuth,
Die dich, und die Freiheit durch dich selbst überwunden.

Straf nu die Tyrannen, die dich schier gar geschunden,
Und lösch doch endlich aus die dich verzehrend Glut,
Nicht mit dein eignem Schweiß, sondern dem bösen Blut
Fließend aus deiner Feind, und falschen Brüdern Wunden.

Verlassend dich auf Gott, folg denen Fürsten nach,
Die sein gerechte Hand will, so du willst, bewahren,
Zu der Getreuen Trost, zu der Treulosen Rach.

So laß nu alle Furcht, und nicht die Zeit hinfahren,
Und Gott wird aller Welt, daß nichts dann Schand und Schmach
Des Feinds Meineid und Stolz gezeuget, offenbaren.

König Gustav Adolph hat hundert und eine Strophe; ein ähnlicher Panegyrikus zu Ehren einer Landgräfin von Hessen ist sieben und siebenzig Strophen lang. Auch die Titel dieser Lobgedichte sind, ganz im Geschmacke ihrer Zeit, ein barockes Gemisch von Canzleistyl und emphatisch seyn sollender Witzelei [n]). Und doch fehlt es auch diesen Declamationen nicht an Wahrheit und Wärme des Gefühls in der geschmacklosen Umhüllung. Uebersehen dürfen diese Lobgedichte von Weckherlin in der Geschichte der deutschen Litteratur besonders deßwegen nicht werden, weil mit ihnen die lange Reihe ähnlicher Arbeiten anfängt, die das ganze siebzehnte Jahrhundert hindurch für Hauptwerke deutscher Dichter galten.

Zur erzählenden Poesie scheint sich Weckherlin eben so wenig besonderes Talent zugetrauet zu haben, als zur dramatischen. Doch hat er die mythologische Geschichte vom Urtheile des Paris in einer langen Erzählung in Alexandrinern verarbeitet. Nicht leicht möchte sich noch jemand finden, der Geduld genug hätte, diese Erzählung ganz zu lesen.

Weckherlin's Schäfergedichte, auch in Alexandrinern abgefaßt, mit eingemischten lyrischen Partieen, sind romantisch angelegt, aber in der Manier

n) Das Lobgedicht auf Gustav Adolph ist überschrieben: Des großen Gustav Adolphen ꝛc. Ebenbild, zu glorwürdigster und unvergänglicher Gedächtnus seines so schnellen, als hellen Lebenslaufes aufgerichtet von G. R. Weckherlin. Der Titel des Lobgedichts auf die hessische Landgräfin lautet: Gemälde, unvollkommenlich begreifend die unbegreifliche Vollkommenheit, damit Frau Amalia Elisabeth, Landgräfin zu Hessen ꝛc. gezieret.

nier der französischen Dichter, die vor dem Zeitalter Ludwig's XIV. Eklogen schrieben. Einiges in diesen Schäfergedichten scheint auch durch die englischen Eklogen veranlaßt worden zu seyn, die Weckherlin kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Nach romantischer Art nennen sich Weckherlin's Hirten Corydon, Filidor, Florido, Franz; die Hirtinnen Chloris, Myrta, Marina. Hin und wieder trifft man auf schöne Stellen. Im Ganzen ist von diesen Schäfergedichten nichts zu rühmen.

Auch die Epigramme von Weckherlin sind die ersten in der deutschen Litteratur unter diesem Nahmen. Epigrammaten hat er sie genannt, um das fremde Wort in nationalisirter Form ohne den Latinismus der Endsylbe beizubehalten. Unter ihnen finden sich auch einige epigrammatisch gewandte Rondeaux in französischer Manier. Ein Rondeau heißt bei Weckherlin ein Rund-um. Die ganze Anzahl beträgt hundert und dreyßig. Der mißlungenen, besonders der groben, die satyrisch seyn sollen, sind mehr, als der wahrhaft witzigen und gedankenreichen; und unter diesen sind wieder mehrere nur Nachahmungen alter Epigramme von Catull und Martial; auch schmutzige fehlen nicht. Aber die meisten scheinen doch dem Witze und kräftigen Verstande Weckherlin's selbst anzugehören. Wenn man ihnen den Mangel der Eleganz verzeihet, kann man einige der vorzüglicheren noch immer in eine gute deutsche Epigrammenlese aufnehmen °).

* * *

Ehe

°) Da ich die schätzbare epigrammatische Anthologie von Haug und Weisser nicht zur Hand habe,

Ehe wir sehen, wie die von Weckherlin angefangene Reform der deutschen Poesie von Opitz ausgeführt wurde, mögen hier noch ein Paar Zeitgenossen beider Dichter genannt werden; auch zwei Männer von entschiedenen Dichtertalenten, auf deren Bildung aber die Bestrebungen Weckherlin's und Opitz'ens nicht wohl einen merklichen Einfluß erhalten

habe, kann ich in diesem Augenblicke nicht sagen, ob, oder wie viele Epigramme von Weckherlin dort zu finden sind. In jedem Falle sind diejenigen, die ausgezeichnet zu werden verdienen, nicht so bekannt, daß nicht einige als Beispiele auch hier eine Stelle finden müßten. Ich wähle die folgenden:

An Herrn Witzleren.

Du bist keines Weisen Freund,
Weil du selbst keiner;
Und den Narren bist du feind,
Weil du selbst einer.

Grabschrift.

Hier ruhet Martin Faulermann;
Wenn man den ruhen sagen kann,
Der seinen Lebtag nichts gethan.

Das Glück.

Das Glück hat Vielen wohl zu leben
Zu viel, doch Keinem gnug gegeben.

Grabschrift auf einen Capitän.

Der Galg und auch das Grab sich billig sehr beklagen,
Daß den, den der Galg sollt und wollt, die Erd muß tragen.

Grabschrift auf einen Trompeter.

Georg schweigt unter diesem Rasen,
Weil er sein Letztes ausgeblasen.

Witzige Possen, wie das letzte dieser Epigramme, sind doch auch nicht ganz wegzuwerfen.

ten konnten, weil Katholiken in Deutschland damals überhaupt nicht geneigt waren, von Protestanten zu lernen.

Daß der Katholicismus, der nie den Künsten der Musen durch seine unmittelbaren Wirkungen geschadet hat, auch der neuen Cultur der Poesie in Deutschland nicht hinderlich geworden seyn würde, wenn nicht eine gewisse Reaction gegen den Protestantismus auch dem Geschmacke des katholisch gebliebenen Theils von Deutschland nachtheilig geworden wäre, lag in der Natur der Sache. Es darf uns also auch nicht befremden, daß in der Periode des dreißigjährigen Krieges zwei deutsche Jesuiten, jeder auf seine Art, als Dichter sich aufschwangen zu einer Höhe, von der ihnen wohl erlaubt war, auf mehrere Protestanten, die sich der opitzischen Schule anschlossen, herab zu sehen. Aber das Zeitalter hat verschuldet, daß einer dieser beiden Dichter, der treffliche Balde, in der Geschichte der deutschen Poesie nur beiläufig genannt werden darf, weil er nur in lateinischen Versen sich seiner würdig ausgesprochen hat.

Jakob Balde, geboren zu Ensisheim im Elsaß im Jahre 1603, brachte, nachdem er in den Jesuiterorden getreten, den größten Theil seines Lebens in Baiern zu. Dort sang er, unter mancherlei Leiden und Bekümmernissen, die besonders durch seine schwächliche Gesundheit und durch den verheerenden Krieg veranlaßt wurden, die Gefühle seiner edlen und männlichen Seele in lateinischen Oden, unter welchen die vorzüglicheren sich denen vom Horaz, ihren Mustern, mehr nähern, als die meisten ähnlichen in der neueren Litteratur. Wenn denn auch in

seinen übrigen Gedichten, deren eine ziemlich große Anzahl ist, der Jesuit mit der Astercultur seiner Zeit öfter erscheint, als der Schüler des Horaz, so bleibt doch Balde mit allen seinen Fehlern einer der Dichter, die von der spätesten Nachwelt geschätzt werden müssen, weil das Vorzügliche in seinen Werken über allen Wechsel des Zeit- und Modegeschmacks erhaben ist. Er starb im Jahre 1668 zu Neuburg in der Oberpfalz. Was er unter andern Verhältnissen für die deutsche Poesie würde haben leisten können, ist erst klar geworden durch Herder's meisterhafte Uebertragung der gelungensten Oden dieses Dichters in deutsche Verse, mit Weglassung aller Stellen, die Balde ohne Zweifel selbst durchstrichen haben würde, wenn er nach anderthalb hundert Jahren wieder gekommen wäre [p]). Das Wenige, was Balde in deutschen Versen mehr gereimt, als gedichtet, zu haben scheint, soll nach der Versicherung der Litteratoren, denen es zu Gesicht gekommen, in eben dem Grade gemein und roh seyn, wie die vorzüglichen seiner lateinischen Gedichte geistvoll und elegant sind [q]). Doch soll eine kräftige und bestimmte Sprache

p) Ich darf wohl voraussetzen, daß Herder's Terpsichore (Lübeck, 1796, 3 Bände in Octav), in welcher der wiedergeborne Balde so herrlich erscheint, jedem Kenner der deutschen Litteratur, und auch vielen Dilettanten, bekannt ist. Im dritten Bande findet sich eine treffliche Charakteristik dieses Dichters, mit den nöthigsten biographischen und bibliographischen Notizen.

q) Es hat mir nicht glücken wollen, deutsche Verse von Balde näher kennen zu lernen, außer einigen unbedeutenden Emblemen, die sich zwischen einigen seiner lateinischen Gedichte finden. In Koch's Comp. der deutschen Litt. Gesch. Th. I. S. 176. finde ich angezeigt:

Sprache hier und da auch den deutschen Versen dieses Dichters einigen Werth geben [r]). Wäre er gleichgültig gegen die Poesie in seiner Muttersprache gewesen, würde sich nicht die Nachricht erhalten haben, daß er willens gewesen, in Verbindung mit andern Patrioten auch eine der deutschen Gesellschaften zu stiften, von denen man sich damals so vieles versprach [s]). Daß es ihm nicht an Vaterlandsliebe fehlte, bezeugen seine lateinischen Gedichte voll Klagen über die Noth, unter welcher Deutschland seufzte. Balde müßte nicht eifriger Katholik gewesen seyn, wenn er das Unglück des dreißigjährigen Krieges nicht größten Theils den Häuptern der protestantischen Partei zugeschrieben hätte. Daß es aber der Katholicismus gewesen, was ihn von der deutschen Poesie abwandte, läßt sich um so weniger vermuthen, da um dieselbe Zeit ein anderer Jesuit und eben so eifriger Katholik, der liebenswürdige Pater Spee, deutsche Verse machte.

Friedrich Spee, von adliger Familie, geboren zu Kaiserswerth in der Pfalz, im Jahre 1591, scheint aus entschiedener Neigung zu religiöser Abgezogenheit sich dem geistlichen Stande gewidmet zu haben. Nachdem er in den Jesuiterorden getreten, der damals das höchste Ansehen hatte, lebte er zu Cöln. Noch sind Beweise der Liebe und Verehrung

zeigt: *Paradoxon musicum*, d. i. Neues geistliches Lied von einer wilden Sau, eine grobe Satyre von Balde gegen Luther.

r) So urtheilt wenigstens Herder.

s) Nach einer Notiz in Herder's Terpsichore, Theil III, S. 27.

rung vorhanden, deren er sich erfreuete. Er starb im Jahre 1635 [t]). Seine Gedichte scheinen besonders deßwegen nur ein kleines Publicum gefunden zu haben, und von den Litteratoren lange Zeit übersehen worden zu seyn, weil man sie in das Fach der Erbauungsschriften gestellt hat, und weil die Litteratoren, die Protestanten waren, einem katholischen Andachtsbuche nicht leicht zutraueten, daß ihm auch im Fache der schönen Litteratur ein ehrenvoller Platz gebühre. Und doch können wenige deutsche Gedichte aus dem siebzehnten Jahrhundert einen so gerechten Anspruch auf Auszeichnung machen. Ihre Fehler sind, wie die so vieler andern, die damals musterhaft schienen, unverkennbar dem Zeitalter anzurechnen. Mehr wahrhaft poetisches Gefühl, als Spee, hatte damals kein deutscher Dichter; und wenige verstanden sich so gut, wie er, auf die eigentliche Magie des Schönen. Die nüchterne Reflexionspoesie, zu der sich der Geschmack der Deutschen immer mehr neigte, stimmte mit Spee's Empfindungsart nicht zusammen. Eine petrarchische Seele spricht aus diesen geistlichen, zunächst nur zur Erbauung des Dichters selbst und seiner Glaubensgenossen niedergeschriebenen Ergießungen der innigsten Andacht. Sein Herz glühte von Liebe. Aber beschränkt durch eine strenge Gewissenhaftigkeit, die durch

t) Erst nachdem Hr. Friedrich Schlegel das Andenken an diesen Dichter erneuert hat, hört man ihn wieder nennen. In Koch's Compendium der deutschen Litt. Gesch. ist er nicht einmal dem Nahmen nach angeführt. Auch in dem Lexikon von Hrn. Jördens und dessen Zusätzen, wo von so manchem alltäglichen Reimer mit aller möglichen Umständlichkeit Nachricht gegeben wird, ist von Spee gar nicht die Rede.

durch das Ordensgelübde noch verstärkt war, täuschte er sich selbst, zwar nicht ganz, aber doch so weit, als sein poetisches Bedürfniß es mit sich brachte, in der Wahl des Stoffes zu seinen Gedichten. Durchaus fromm und allen weltlichen Dingen entsagend sollten diese Gedichte seyn; aber sie wären gewöhnliche Kirchenlieder geworden, wenn die Phantasie dieses Dichters nicht mit der religiösen Sehnsucht ein so schwärmerisches Spiel getrieben hätte, daß er von dem Heilande der Welt reden konnte wie von einer Geliebten. Ganz ungewöhnlich war damals diese Art von Schwärmerei auch in der protestantischen Kirche nicht. Sie fand bei allen christlichen Religionsparteien eine Art von Rechtfertigung in der angenommenen allegorischen Auslegung des Hohen-Liedes der Bibel. Aber die meisten dieser Uebertragungen der salomonischen Poesie der Liebe auf eine Unterhaltung der gläubigen Seele, als einer Braut, mit Christus, als ihrem geistlichen Bräutigam, fallen in das Läppische. Bei Spee behauptet diese Schwärmerei, zwar auch nicht immer, aber doch gewöhnlich, eine poetische Würde.

Unter dem allegorischen Titel Trutz-Nachtigall hat Spee die vorzüglichsten seiner Gedichte herausgegeben [u]). Einige andere, ähnlichen Inhalts, aber bei weitem nicht von gleichem Werthe, finden sich

u) Die neben mir liegende dritte Ausgabe hat den Titel: Trutz-Nachtigall oder Geistlich Poetischs Lustwäldlein, deßgleichen noch nie zuvor in teutscher Sprache gesehen, durch den ehrw. P. *Fridericum Spee*, Priestern der Gesellschaft Jesu. Cölln, 1664, in Duodez; sauber und auf gutes Papier gedruckt, wie nur wenige deutsche Gedichte des siebzehnten Jahrhunderts.

sich in seinem güldenen Tugendbuche, das gar keine poetische Tendenz hat [x]). Der Titel Trutz-Nachtigall scheint nicht, wie Einige vermuthet haben, eine Anspielung auf Hans Sachsens Wittenbergische Nachtigall, ein Lobgedicht auf Luther, zu seyn. Spee's sanfte Seele vermied überhaupt alle harten Ausfälle gegen die Ketzer. Er selbst sagt, daß seine geistlichen Gedichte sich trotz allen Nachtigallen sollen hören lassen, und zwar wahrhaft poetisch [y]). Wie sehr ihm nächst seiner Religion die deutsche Poesie am Herzen lag, lernen wir besonders aus der Vorrede, in der er sich kurz, aber treffend, über den Zweck seiner poetischen Studien erklärt. Er wolle zeigen, daß man in deutscher Sprache eben so kräftig und edel dichten könne, als in lateinischer. Den Dichtern, nicht der Sprache, sey die Schuld davon beizumessen, daß die Deutschen bisher in der Poesie zurückgeblieben. Aber um gute deutsche Verse zu machen, müsse man weit sorgfältiger, als bisher geschehen, auf den Wohllaut, besonders auf die der deutschen Sprache eigne

x) *Rev. P. Friderici Spee, Societatis Jesu*, Güldenes Tugent-Buch, das ist, Werk und Uebung der dreien göttlichen Tugenden, Glaubens, Hoffnung und Liebe, u. s. w. Cölln, 1666, in 8vo; von dem Verleger dem verstorbenen Dichter als seinem "vielgeliebten Patronen im Himmel" mit einer Dankbarkeit zugeeignet, die beiläufig zeigt, wie der fromme Spee von seinen Beichtkindern verehrt worden, und wie wohlthätig er auf ihre Herzen gewirkt.

y) Die Vorrede fängt mit den Worten an: "Trutz Nachtigall wird dieß Büchlein genannt, weilen es trutz allen Nachtigallen süß und lieblich singet, und zwar aufrichtig poetisch, also daß es sich auch wohl bei sehr guten lateinischen und andern Poeten dürft hören lassen."

eigne und immer durch den Accent bestimmte Quantität der Sylben achten [z]). So richtig urtheilte dieser Jesuit in seiner Einsamkeit über die deutsche Prosodie, während der geistreiche Weltmann Weckherlin nach Grundsätzen den Rhythmus seiner Muttersprache verkannte. Aber der Wohllaut der Verse Spee's ist ihr geringstes Verdienst. Es spricht aus ihnen ein so poetischer Geist, wie aus wenigen andern deutschen Gedichten des siebzehnten Jahrhunderts. Hätte dieser geistliche Sänger sich nicht mit Fleiß auf die Monotonie eines immer wiederkehrenden Stoffs beschränkt, und hätte er sich seines rheinischen Provinzialismus sorgfältiger enthalten, so würde ihm unter den lyrischen Dichtern des deutschen Parnasses eine der ersten Stellen gebühren. Seine Phantasie schwelgte in Bildern der zärtlichsten Gefühle, von denen sein Herz erfüllt war. Die Reize der grünenden und blühenden Natur wurden ihm die liebsten Symbole seiner romantischen Andacht [a]). Bis zum Uebermaße sind seine

z) — "Man wird aus diesem Büchlein abnehmen, daß es nit an der Sprach, sondern vielmehr an den Personen, so es ein Mal auch in der teutschen Sprach wagen dörften, gemangelt habe. Dershalben hab ich solchen zu helfen unterstanden, und beflissen mich zu einer recht lieblichen teutschen Poëtica die Bahn zu zeigen, und zur größeren Ehren Gottes einen neuen geistlichen Parnassum oder Kunstberg allgemach anzutreten. — Neben dem ist Fleiß angewandt worden, daß nichts Hartes, Rauh oder Gezwungenes dem Leser zu Ohren komme, wenn nur der rechte Schlag und Ton im Ablesen der Verse beobachtet und getroffen wird." — Dann folgen die Bemerkungen über die deutschen Jamben und Trochäen.

a) Mit dem folgenden Liede fängt die Sammlung an: Wann

seine Gedichte mit Naturgemählden ausgestattet [b]); besonders, wie die Poesie der alten Minnesinger, mit

Wann Morgenröth sich zieret
Mit zartem Rosen Glanz,
Und sittsam sich verlieret
Der nächtlich Sternen Tanz:
Gleich lüstet mich spatzieren
Im grünen Lorbeerwald:
Allda dann musiciren
Die Pfeiflein mannigfalt.

Die flügelreiche Schaaren,
Das Federbüschlein zart,
Im süßen Schlag erfahren,
Noch Kunst noch Athem spart:
Mit Schnäblein wohlgeschliffen
Erklingens wunderfein,
Und frisch in Lüften schiffen
Mit leichten Rüderlein.

Der hohle Wald ertönet
Ob ihrem krausen Sang
Mit Stauden stolz gekrönet
Die Kruften geben Klang.
Die Bächlein krumm geflochten
Auch lieblich stimmen ein,
Von Steinlein angefochten,
Gar süßlich sausen drein.

b) z. B. symbolisch:

Im grünen Wald ich neulich saß,
Gen einer steinen Klausen,
Da kam durch zartes Laub und Gras
Ein sanftes Windlein Sausen.
Ein Brünnlein klar
Bei Seiten war,
So frisch und fröhlich spritzet,
Ein Bächlein rein
Auch eben fein
Vom hohlen Felsen schwitzet.

Der

mit Gemählden des Frühlings c); und fast allen diesen lyrischen Beschreibungen liegt die schwärmerische Vorstellung von der verliebten Sehnsucht der Seele nach ihrem Bräutigam Christus zum Grunde. Daher ist auch vieles, was diesen Gedichten ein so warmes Colorit giebt, nur Nachahmung oder poetische Paraphrase bekannter Stellen des salomonischen

Der schöne Frühling schon begunnt,
Es war im halben Merzen,
Da seufzet ich von Seelen Grund,
Der Brand mir schlug vom Herzen
Ich Jesum rief
Aus Herzen tief,
Ach Jesu thät ich klagen:
Da hört ich bald
Auch aus dem Wald
Ach Jesu, deutlich sagen.

c) Noch eine solche Stelle mag hier stehen.

Der trübe Winter ist vorbey,
Die Kranich wiederkehren:
Nun reget sich der Vogel Schrey,
Die Nester sich vermehren:
Laub mit Gemach
Nun schleicht am Tag,
Die Blümlein sich nun melden.
Wie Schlänglein krumm
Gehn lächelnd um
Die Bächlein kühl in Wälden.

Der Brünnlein klar und Quellen rein
Viel hie viel dort erscheinen,
All silberweiße Töchterlein
Der hohen Berg und Steinen:
In großer Meng
Sie mit Gedräng
Wie Pfeil von Felsen zielen;
Bald rauschens her,
Nicht ohn Geplärr
Und mit den Steinlein spielen.

nischen Hohen Liedes. Daß aber Spee's Poesie im Ganzen kein Erzeugniß des Nachahmungsgeistes ist, würde man empfinden, auch ohne diesen Dichter mit andern verglichen zu haben. Fast möchte man glauben, die spanische Poesie sey ihm nicht unbekannt gewesen. Gewisse Lieblingsbilder der spanischen Dichter, zum Beispiel die Parallele zwischen Sternen und Blumen, finden sich auch bei Spee [d]).

Eines

d) Eins der vorzüglichsten Gedichte von Spee, in denen sich dieses schöne Bild findet, ist überschrieben: Conterfey des menschlichen Lebens. Hier eine Stelle daraus. Die Rede ist von einer eben aufgeblüheten Rose.

Da gunt es lieblich blicken,
 Gab auch so süßen Ruch,
Ein Kranken mögts erquicken
 So läg im letzten Zug.
Ein Lüftlein lind von Athem
 Rührt an das Blümelein:
Da schwebts, als an ein Faden
 Gebundnes Vögelein.

Auf seinem Stiel so müthig
 Sich wand es hin und her,
So säftig und so blütig,
 Als wär der Todt noch fer.
O Blümlein schön ohn Maßen,
 Weil bist in deiner Zier
Von dir will nu nicht lassen,
 Bis zu dem Abend schier.

Ey wer mag aus dann sprechen
 Dein Schön- und Lieblichkeit,
An dir weiß kein Gebrechen,
 Bist voller Zierlichkeit.
Ja Salomon der mächtig,
 War nie so schön bekleidt,
Wann schon er leuchtet prächtig
 In Pomp und Herrlichkeit.

Um

Eines dieser Gedichte, eine lyrische Anekdote aus dem Leben des heil. Franz Xaver, hat ganz den Charakter und die metrische Form der spanischen Romanzen e).

An

Um dich die Bienlein brummen,
Und Honig sammeln ein,
Zu saugen sie da kommen
Die weiche Wänglein dein.
Die Menschenkind im gleichen
Mit Lust dich schauen an.
All Schönheit muß dir weichen,
Spricht warlich jedermann.

Wolan magst nun stolziren
Du Garten Sternelein.
Mußt endlich doch verlieren
All dein gefärbten Schein:
Dich bald nun wirst entfärben;
Gestalt wird reisen ab.
Noch heut wirst müssen sterben.
Denk zeitlich nur zum Grab.

e) Hier ist der Anfang dieser geistlichen Romanze.

Als in Japon weit entlegen
Dachte dieser Gottes Mann,
Alle waren ihm entgegen
Fielen ihn mit Worten an.
Wind und Wetter, Meer und Wellen
Mahltens ihm vor Augen dar,
Redten viel von Ungefällen,
Von Gewitter und Gefahr.

Schweiget, schweiget vom Gewitter,
Ach von Winden schweiget still:
Nie noch wahrer Held noch Ritter
Achtet solcher Kinderspiel.
Lasset Wind und Wetter blasen;
Flamm der Lieb vom Blasen wächst.
Lasset Meer und Wellen rasen;
Wellen gehn zum Himmel nächst.

An die Lieder dieses zärtlichen Dichters schließen sich seine geistlichen Eklogen oder Hirtengesänge. Er selbst hat ihnen beide Titel gegeben. Hirtengesänge können sie am passendsten heißen, weil sie im Grunde auch lyrisch sind, und sich von den Liedern nur durch die Einkleidung unterscheiden. Ein Paar Hirten werden durch eine kurze Einleitung zusammengeführt, um abwechselnd in gleichen Strophen religiöse Gefühle zu singen, zu denen die freie Natur sie begeistert. Oder der Dichter selbst erzählt in lyrischen Strophen, was die Hirten empfunden. Die gewöhnliche Monotonie der Idyllen wird hier noch vermehrt durch die Wiederkehr desselben

Ey doch lasset ab von Scherzen,
Schrecket mich mit keiner Noth;
Noch Soldat, noch Martis Herzen,
Fürchten immer Kraut und Loth.
Spieß und Pfeil und bloße Degen,
Rohr, Pistol und Büchsenspeis,
Macht Soldaten mehr verwegen,
Und sie lockt zum Ehrenpreis.

Lasset nur ihr Hörner wetzen
Wind und Wetter ungestüm.
Laßt die brummend Wellen schwätzen
Und die Trommen schlagen um.
Nord und Süden, Ost und Westen
Kämpfen Last auf salzem Feld;
Nie wirds dem an Ruh gebresten,
Wer nur Fried im Herzen hält.

Wer wills über Meer nicht wagen,
Ueber tausend Wässer wild?
Dem es mit dem Pfeil und Bogen
Nach viel tausend Seelen gilt?
Wem will grausen für den Winden,
Fürchten ihre Flügel naß?
Der nur Seelen denkt zu finden,
Seelen schön ohn alle Maaß.

selben Bildes von Christus, als dem Seelenhirten, der die Gläubigen als seine Schafe weidet.

Den geringsten ästhetischen Werth unter allen diesen Gedichten, die trotz der Nachtigall singen sollen, haben die ernsteren und strengeren, die sich auf biblische Sprüche und auf katholischchristliche Glaubensdogmen beziehen. Ueberhaupt ist die Schönheit der Poesie Spee's beschränkt auf die Modulationen eines einzigen Gefühls. Wenn er sich von diesem entfernte, verließ ihn die Begeisterung. Auch im Genusse des Trefflichen, das seine Muse uns bietet, wird man durch die geschmacklosen Auswüchse gestört, die zur gesammten deutschen Poesie des siebzehnten Jahrhunderts gehören. Aber unter andern Umgebungen und in einem andern Zeitalter hätte Spee leicht einer der vorzüglichsten lyrischen Dichter werden können.

* * *

Opitz.

Endlich, nachdem der alte Stamm der deutschen Poesie unter wechselnden Einflüssen der ausländischen Litteratur sich nun schon beinahe ein halbes Jahrtausend unverwelkt erhalten, aber auch immer weniger edle Blüthen getragen hatte, führte das Zeitalter den Mann herbei, der die Ehre erhalten hat, der Vater der deutschen Poesie betitelt zu werden. Das Widersinnige dieses Titels fällt Jedem in das Auge, wer nicht mit einer gewissen Gattung von Kritikern glauben kann, die deutsche Poesie sey so lange, als ihr eine methodi-

sche Politur des Styls gefehlt, weder gezeugt, noch geboren gewesen. Aber gewiß ist, daß kein deutscher Dichter bis auf Opitz vor allen übrigen die Augen des Publicums auf sich gezogen, keiner auf eine solche Art den Geschmack der Nation beherrscht, und, wenn auch nicht ganz in dem Sinne, wie es der deutschen Litteratur zu wünschen gewesen wäre, doch durch unbezweifelbares Verdienst Epoche gemacht hat.

Martin Opitz, geboren zu Bunzlau in Schlesien, im Jahre 1597, war der Sohn eines rechtlichen Bürgers, der ihn die lateinische Stadtschule besuchen lassen konnte. Weiter entwickelten sich seine Talente auf dem Gymnasium zu Breslau. Hier machte er schon lateinische Verse, die er drucken zu lassen wagen konnte, ehe er, mit dem Entschlusse, die Rechtswissenschaft zu studiren, noch eine andere Schule, zu Beuthen an der Oder, dann die Universität zu Frankfurt an der Oder bezog. Von Beuthen aus hat er zuerst seinen Enthusiasmus für die deutsche Poesie in einer lateinischen Dissertation, mit der Ueberschrift Aristarchus, ausgesprochen. Es war gerade als der dreyßigjährige Krieg ausbrach. Opitz, damals ein und zwanzig Jahr alt, wurde von poetischen und andern humanistischen Studien so angezogen, daß er die juristischen aufgab. Ein Paar Hochzeitlieder waren die ersten seiner deutschen Gedichte, die er der Kritik blosstellte. Nur mit den Anfangsbuchstaben seines Nahmens deutete er sich als Verfasser an. Von Frankfurt an der Oder begab er sich schon in dem folgenden Jahre nach der Universität zu Heidelberg. Hier knüpfte er mehrere litterarische und freundschaftliche

Verbindungen an, die ihm in der Folge wichtig wurden. Von dieser Periode seines Lebens an fällt besonders auf, daß er nie lange an einem Orte verweilen konnte, oder mochte. Ob innere Unruhe, oder Drang der Umstände ihn immer von einer Gegend in eine andere getrieben haben, und wie er sich unter diesem beständigen Wechsel seines Aufenthalts fortwährend eine anständige Subsistenz gesichert, bis er Besoldungen erhielt, ist nicht genau bekannt. In Heidelberg hatte er noch kein Jahr zugebracht, als er sich weiter nach Straßburg wandte, von da wieder zurück nach Heidelberg, und noch in demselben Jahre nach den Niederlanden. Als Humanist, der in lateinischer Sprache gute Verse machte und Reden hielt, war er nun schon vortheilhaft bekannt. Sein Aufenthalt in den Niederlanden scheint auf sein Dichtertalent einen entscheidenden Einfluß gehabt zu haben. Er wurde bekannt mit dem holländischen Philologen Daniel Heinsius, der, gegen die Sitte der Gelehrten seiner Zeit, seine Muttersprache hoch genug schätzte, um auch in ihr, und nicht nur in lateinischen oder griechischen Versen, sich als Dichter vernehmen zu lassen. Ihn nahm Opitz von nun an vorzüglich zum Muster. Bei dieser Gelegenheit aber entwickelte sich auch seine Anhänglichkeit an die holländische Poesie, die früher, als die deutsche, sich an regelmäßige Formen gewöhnt, und sich besonders nach der französischen gebildet hatte. Aber auch in den Niederlanden fand Opitz keine bleibende Stätte. Schon im folgenden Jahre ging er nach Holstein, wo er bei einem begüterten Freunde, einem Dänen, Muße fand, sein didaktisches Trostgedicht in den Widerwärtigkeiten des Krieges auszuarbeiten.

 Die

Die Verbindungen, die er immer mit seinem Vaterlande unterhielt, verschafften ihm jetzt eine bürgerliche Bestimmung. Durch Vermittelung seiner schlesischen Freunde wurde er von dem berühmten Fürsten von Siebenbürgen, Gabriel Bethlen, den unsere Historiker gewöhnlich nach ungarischer Art Bethlen Gabor nennen [f]), als Lehrer der Philosophie und alten Litteratur an die Schule zu Weissenburg berufen. Aber auch da hielt er es kaum ein Jahr aus, ob er sich gleich der Gunst des Fürsten erfreuete und zu einem gelehrten Werke über die Alterthümer des Landes eifrig Materialien zu sammeln anfing [g]). Am Hofe eines andern seiner Gönner, des schlesischen Herzogs Georg Rudolph von Liegnitz, schien es ihm besser zu gefallen. Er gab nun, im Jahre 1624, die erste Sammlung seiner Gedichte heraus. Mit einer frühern, von seinem Freunde Zinkgref besorgten, war er nicht zufrieden. Bürgerlich geehrt wurde er nun auch durch den Titel eines Raths, den ihm der Herzog von Liegnitz, wie man wissen will, besonders dafür ertheilte, daß er auf Verlangen dieses Fürsten die christlichen Sonn- und Festtagsepisteln nach dem Muster der französischen Psalme in Verse brachte. Seine Abhandlung über die deutsche Poe-

f) Der Nahme Bethlen Gabor scheint im Deutschen anzudeuten, daß Gabor ein Familiennahme, oder ein Beinahme sey, da es doch nur die ungarische Form von Gabriel ist, die, wie alle Taufnahmen in der ungarischen Sprache, hinter, nicht, wie bei uns, vor den Familiennahmen gesetzt wird.

g) Dieses gelehrte Werk sollte Dacia antiqua heißen, und in der Manier von Gruter ausgearbeitet werden.

Poeterei, die er um dieselbe Zeit herausgab, wurde von dem Publicum mit dem größten Beifalle aufgenommen. Aber länger, als ein Jahr, weilte er auch in Liegnitz nicht. Er machte eine Reise nach Sachsen; hielt sich einige Zeit in Wittenberg auf; trat zu Dessau in Verbindung mit der fruchtbringenden Gesellschaft; ging dann in Gesellschaft eines Freundes nach Wien. Sein Nahme war schon so geehrt, daß der Kaiser Ferdinand II., dessen eifriger Katholicismus bekannter ist, als seine Neigung zu den Künsten der Musen, kein Bedenken trug, ein Trauergedicht von Opitz auf den Tod eines Erzherzogs mit einem Lorberkranze zu belohnen, der dem Dichter um so schmeichelhafter seyn mußte, weil er ein Lutheraner war. So liberal dachte man also selbst damals in dem katholischen Wien, wenn nur die Religion nicht berührt wurde. Aber auch der Rang eines kaiserlichen gekrönten Poeten brachte keine Veränderung in der unstäten Lebensart Opitz'ens hervor. Bald hielt er sich dort, bald hier, in seinem Vaterlande auf, immer in einiger Verbindung mit der großen Welt, bis er endlich im Jahre 1626 als Secretär in die Dienste des Grafen Hannibal von Dohna trat, der als Krieger, Staatsmann und Gelehrter sich auszeichnete. Auch dieses Mal hatten die Religionsstreitigkeiten, die alle Gemüther in Deutschland bewegten, keinen nachtheiligen Einfluß auf das Glück des Dichters. Opitz, der Lutheraner, und sein katholischer Gönner und Principal, der Graf von Dohna, lebten in dem besten Einverständnisse. Der Dichter zeigte sich nun auch als ein brauchbarer Geschäftsmann. Er wagte sich sogar ein Mal bei einer Belagerung unter die Kanonenkugeln, wo er aber keine Beweise von militärischem

Widerrede für den größten deutschen Dichter; und als er endlich diesen Nahmen verlor, nahete sich doch die Kritik seinem Andenken selten anders, als mit Ehrerbietung und Bewunderung. Diese Verherrlichung des merkwürdigen Mannes muß uns jetzt auffallen, da außer den Litteratoren und einigen Liebhabern der älteren deutschen Poesie fast niemand mehr nach Opitz'ens Gedichte fragt, und das größere Publicum diesen Dichter kaum noch dem Nahmen nach kennt.

Opitz ist kein großer Dichter. Auch in einem andern, den deutschen Musen günstigeren Zeitalter würde er sich nicht zu der Höhe aufgeschwungen haben, wo das poetische Genie in einem bezaubernden Lichte strahlt, auch wenn sein Glanz von Fehlern umhüllt ist. Wir dürfen sogar wahrscheinlich finden, daß dieser von seinen Zeitgenossen angestaunte Dichter, wenn er in einem poetischeren Jahrhundert geboren wäre, als das sechzehnte und siebzehnte für Deutschland waren, nur durch die Feinheit und Schärfe seiner Kritik und durch den edeln Ernst seiner Gesinnung vortheilhaft auf die Litteratur gewirkt, im Gebiete der Poesie selbst aber wenig Aufsehen erregt haben würde. Er war einer der glücklichen guten Köpfe, die das Schicksal bestimmt hat, ihr Zeitalter, so weit ihr Einfluß reicht, zu beherrschen, weil sie dem Zeitalter gerade von derjenigen Seite entgegen kommen, von der es Hülfe verlangt. Von schöpferischer Phantasie ist in Allem, was Opitz gedichtet hat, wenig oder gar nichts zu bemerken. Neue, eigentlich geniale Ansichten der Kunst und des Lebens muß man bei ihm eben so wenig suchen. Aus dem unendlichen Reichthume der Natur Stoff

zu Darstellungen zu schöpfen, in denen sich eine tiefere Menschenkenntniß kund thut, als zum verständigen Dichten überhaupt gehört, gaben schon die didaktischen Dichtungsarten, zu denen sich Opitz mit entschiedener Vorliebe hingezogen fühlte, wenig Veranlassung. Die Originalität, die ihm nicht abgesprochen werden kann, betrifft bloß die Sprache und den Styl. Aber dem deutschen Publicum war auch an dem eigentlichen Genie, das Italien in seinem Dante, Ariost und Tasso, England in Spenser und Shakespeare bewunderte, zu Opitz'ens Zeit wenig gelegen. Es verlangte einen Mann, der dem Style und der Sprache der deutschen Poesie eine solche Bildung gebe, daß sie in dieser Hinsicht nicht länger von der lateinischen Gelehrsamkeit des Jahrhunderts beschämt werde; und ein solcher Mann war Opitz. Vom eifrigen Studium der alten Classiker war seine Bildung ausgegangen. Er war sehr belesen in den alten Autoren, schrieb selbst gutes Latein, und machte auch Verse in lateinischer Sprache nicht ohne Kraft und Leichtigkeit des Ausdrucks [k]). In eben dieser Gelehrtensprache legte er auch zuerst das dringende Bedürfniß einer Verbesserung der vaterländischen Poesie, mit einem herrlichen Enthusiasmus für die Würde seiner Nation und ihrer Sprache, seinen Zeitgenossen an das Herz [l]).
Und

k) Opitz'ens lateinische Gedichte finden sich beisammen im zweiten Bande der oben angeführten Breßlauer Ausgabe seiner poetischen Werke. Es sind drei Bücher vermischter Gedichte unter dem Titel *Sylvae*, und ein Buch Epigramme in der Manier der Alten. Das innere poetische Verdienst dieser lateinischen Verse ist freilich nicht hervorstechend.

l) In seiner Dissertation *Aristarchus*. Man darf nur

den

Und dieser patriotische Gelehrte war zugleich ein Weltmann, kein Schulpedant. Er schloß sich an die Großen an; wurde von ihnen geachtet; und auch dieser Umstand war keine Kleinigkeit in den Augen eines Publicums, das auf Standesunterschied so viel hielt, wie das deutsche. Noch mehr mußte diesen Dichter empfehlen, daß seine Verbindung mit den höheren Ständen, selbst wenn er aus Höflichkeit gegen die großen Herren ihnen in Versen schmeicheln zu müssen glaubte, ihn zu keiner Herabwürdigung seiner selbst verführte; daß aus seinen Schriften, wie aus seinen Handlungen, eine freie, männliche und edle Seele sprach; daß gesunde Vernunft und Lebensweisheit die Grundlage seiner Dichtungen wurden; und daß er sein persönliches Interesse für alles wahrhaft Große und Gute der deutschen Poesie überhaupt einzuhauchen strebte [m]).

Opitzens

den Anfang dieser Jugendschrift des trefflichen Mannes (sie ist mit abgedruckt in Bodmer's unvollendeter Ausgabe von Opitz'ens Werken) mit einigem patriotischen Interesse lesen, um für den jungen Kritiker eingenommen zu werden. Quotiescunque, fängt sie sich an, majores nostros Germanos, viros fortes et invictos, cogito, religione quadam tacita ac horrore ingenti percellor. Dann kommt er auf den Werth der deutschen Sprache: Accedebat ad vitae ac gestorum gravitatem *lingua factis non dispar*, succulenta illa, ac propriae cuiusdam maiestatis plenissima. Hac excelsae suae mentis sensa libere ac nullo ambitu explicabant &c. — Eam tam generosam, tam nobilem, ac patriam suam spirantem linguam per ita prolixam tot seculorum seriem puram nobis et ab omni externa illuvie mundam reliquerunt.

m) In seiner Abhandlung von der teutschen Poeterei

Opitzens Nahme muß nie anders, als mit Auszeichnung und Achtung, genannt werden. Und doch hat er nicht weniger nachtheilig, als vortheilhaft, auf die deutsche Poesie gewirkt. Sein Verdienst fällt in das Auge, wenn man seine Gedichte auch nur flüchtig mit denen seiner Vorgänger vergleicht. Opitz ist der Vater, nicht der deutschen Poesie, aber der neueren deutschen Dichtersprache. Noch immer war die Bildung, welche die Gesammtsprache der deutschen Nation durch Luther erhalten hatte, der Poesie wenig zu Statten gekommen. Opitz zeigte zuerst, wie diese, bis dahin fast nur für die Prose gebildete Gesammtsprache mit Glück auch in der Poesie sich behaupten, und den Provinzialismus, den selbst Weckherlin und Spee in ihre Verse aufnahmen, füglich entbehren könne. Nur ein kleiner Theil der Wörter und grammatischen Formen, deren sich Opitz bedient, sind seitdem veraltet, oder unedel geworden. Die Reinheit der deutschen Sprache war ihm eine ernste Angelegenheit, obgleich er sich des pedantischen Latinisirens im Geschmacke seiner Zeit auch nicht ganz enthalten konnte [mm]). Aber auch den natürlichen

terei sagt er: "Die Worte und Syllaben in gewisse Gesetze zu bringen, und Verse zu schreiben, ist das allerwenigste, was in einem Poeten zu suchen ist. Er muß εὐφαντασίωτος seyn, von sinnreichen Einfällen und Erfindungen, muß ein großes, unverzagtes Gemüthe haben, muß hohe Sachen bei sich erdenken können, soll anders seine Rede eine Art kriegen und von der Erden emporsteigen.

mm) Die meisten Ausgaben der Gedichte von Opitz, oder vielleicht alle, haben den Titel: *Martini Opitii* teutsche *Poëmata;* ungefähr als ob eine lateinische Ausgabe des Virgil betitelt wäre: Virgil Marons *latina* Gedichte.

chen Rhythmus der deutschen Sprache erkannte Opitz, wie Spee. Genauer, als irgend ein deutscher Dichter vor ihm, unterschied er Jamben und Trochäen, ohne dadurch im mindesten genöthigt zu werden, sich gesucht, oder schwerfällig auszudrücken. Mit diesen grammatischen Vorzügen verbindet sein Styl eine Präcision, die in jenen Zeiten bewundernswürdig scheinen mußte. Als Meister in der Kunst des Styls zeigte Opitz sich auch unerschöpflich an Wendungen und Phrasen, die ihm immer zu Gebote standen, wenn er die Feder ansetzte, um Gedanken, die er für poetisch hielt, auf das mannigfaltigste zu gestalten. Fast durchgängig hat seine Sprache etwas Ungemeines, ohne in das Gezwungene zu fallen. Aber die Einseitigkeit seines Geschmacks und die Beschränktheit seines poetischen Gefühls erhielten nun, zum Unglücke für die deutsche Poesie, durch das Gewicht seines Nahmens auch ein Ansehen, bei dem sich niemand besser befand, als die geistlosen Nachahmer. Opitz allein hat es freilich nicht zu verantworten, daß die deutsche Litteratur des siebzehnten Jahrhunderts überschwemmt wurde von einer gereimten Prose in Alexandrinern, und daß diese gereimte Prose bei den Deutschen noch in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, besonders unter der Autorität der Gottschedischen Schule, für Poesie gegolten hat. Aber Opitz, von Natur mehr Redner, als Dichter, lenkte die Aufmerksamkeit des deutschen Publicums, das schon so wenig Empfänglichkeit für die höheren Forderungen hatte, die die Kritik an den Dichter macht, noch mehr von demjenigen ab, was eigentlich poetischer Geist ist. Daß er selbst nicht ohne poetischen Geist war, beweisen seine

Werke;

Werke; aber auch eine mit Bildern aufgeschmückte Beredsamkeit hielt er für echte Poesie. Gesunde Vernunft und lebhaftes Gefühl mit einer gewissen Wärme des Styls in guten Versen ausgesprochen, schien ihm genug zu einem Gedichte, das nicht episch, oder dramatisch seyn sollte. Selbst mit der Feinheit der Gedanken nahm er es denn nicht genau. So viel er auch von den classischen Alten gelernt hatte, konnte er doch den weiten Abstand zwischen ihnen und den Franzosen und Holländern seiner Zeit nicht bemerken. Ein französisch-holländischer Geschmack war auch der seinige. Daher konnte er besonders einen Ronsard, einen Pibrac, einen Bartes, und mehrere solche Dichter und Reimer, die niemand mehr lieset, die aber damals in Frankreich noch bewundert wurden, und eben so den Holländer Heinsius, zu seinen Mustern wählen [n]). Darum

n) Von diesen französischen Dichtern und Reimern war Opitz so eingenommen, daß er der französischen Poesie seiner Zeit nichts Gutes prophezeiete, weil man anfange, sich über diese Muster erheben zu wollen. Warnend ruft er aus:

— Es sagt mir's kein Prophete,
Hier seh' ich's zu Paris, da Ronsard nicht Poete
Mehr heisset, wie vorhin; da Bellay betteln geht;
Da Bartes unklar ist; da Marot nicht versteht,
Was recht französisch sey, da Jodell, da Baif
Nicht also reine sind, wie jetzt der neue Griff
Und Hofesmuster will. Heißt dieses nicht, entlaufen
Dem Wasser, wo es quillt, und aus der Pfütze saufen?

In der Epistel an Zinkgref. Poetische Wälder, Buch I.

Darum wurde ihm auch vor allen Versarten der Alexandriner so lieb, den die Franzosen in die Pflege genommen, und die Holländer nachgeahmt hatten °). Weckherlin's Alexandriner wurden nun nicht sonderlich mehr geachtet; aber Verse dieser Art in Opitz'ens Style schienen dem deutschen Publicum unübertrefflich.

Opitz, von einem schönen Interesse für alle poetische Geistesbildung erfüllt, versuchte, was er konnte,

In welchem Grade Opitz den Holländer Heinsius bewunderte und sich zum Muster nahm, hat er ihm selbst, und durch ihn dem Publicum, zugerufen in den Versen:

— Ihr, Heinsius, Ihr, Phönix unserer Zeiten,
Ihr, Sohn der Ewigkeit, begunnet auszubreiten
Die Flügel der Vernunft.

Und zum Beschlusse:

Ich auch, weil Ihr mir seid im Schreiben vorgegangen,
Was ich für Ehr und Ruhm durch Hochteutsch werd erlangen,
Will meinem Vaterland eröffnen rund und frei,
Daß Eure Poesie der meinen Mutter sey.

Auf *Danielis Heinsii* Niederländische *Poëmata*, in Opitz'ens Poet. Wäldern, Buch I.

Gegen ein so offenes Geständniß läßt sich doch nicht wohl ein Zweifel erregen.

°) Eine Kritik des Alexandrinerverses im Allgemeinen würde hier am unrechten Orte angebracht seyn. Aber beiläufig mag hier eine Frage stehen. Wie kommt es, daß, seitdem diese Versart aus der deutschen Literatur fast ganz verschwunden ist, sie nur noch bei zwei cultivirten Nationen außerhalb Frankreich sich in unveraltetem Ansehen erhält, bei den Holländern und den Schweden?

konnte, mehrere Dichtungsarten in der deutschen Litteratur empor zu bringen. Nur die epischen ließ er unberührt, vermuthlich, weil er selbst fühlte, daß sein Talent so weit nicht reichte. Aber in seiner natürlichen Bestimmung war er doch nur, wenn er in Versen räsonniren, oder Reden halten konnte, die sich ungefähr wie Gedichte ausnehmen. In diese Reihe seiner poetischen Werke gehören außer den eigentlich didaktischen, die man vorzüglich bewunderte, auch seine Lobgedichte, Trostschreiben, zum Theil auch die Glückwünschungsschreiben, sämmtlich in Alexandrinern gereimt. In dem sehr gerühmten Lobgedichte auf den König Wladislav von Pohlen und Schweden mischt er eine treffliche Moral in die Aufzählung der Tugenden dieses Monarchen; preiset diese Tugenden in einer edlen und kräftigen Sprache; räsonnirt aber zugleich auch ganz prosaisch als Politiker über die Welthändel seiner Zeit p). Seine Manier

p) Z. B. in der folgenden Stelle dieses ehmals so sehr bewunderten Lobgedichts:

Du würdest König seyn,
Und wäre nichts um dich als dein Verdienst allein.
Du bist von Jugend an dem Lobe nachgegangen.
Es hört so keiner auf als du hast angefangen.
Was sonst in langer Zeit kein Herr verrichten kann,
Das hast du ostermals auf einen Tag gethan.
Das Glücke dienet dir: dein Vater hat nicht wollen
Ohn dich zu Felde seyn, ohn dich nicht siegen sollen,
Der große Sigismund, der nicht so zeitlich sich
Von dieser Welt gemacht, wo ferne er durch dich
Nicht seine Statt ersetzt. Nachdem die Moscowiten
Ihn also angereizet, daß er sie hat bestritten,
Ihr großes Heer verfolgt, das weite Land besieget

Manier hat auch hier etwas Sententiöses, das seinen Zeitgenossen besonders imponirte [q]). Der prosaische Zuschnitt des Ganzen, das einer wohl geordneten Rede gleicht, ist unverkennbar. Die übrigen dieser Lobgedichte entwickeln eben so verständig, wie es für eine Rede gehört, ihr Thema. Wo die Beredsamkeit Opitz'ens einen lyrischen Anlauf nimmt, erneuert sie zuweilen nur bekannte Dichterphrasen, die durch den Mißbrauch längst alle Kraft verloren haben [r]). Wo Opitz aus Höflichkeit

Bis zur Hircaner See, die Hauptstadt eingekriegt,
Den Fürsten im Triumpf auf Warschau hingeführet,
Da hat dir schon dieß Theil von Asien gebühret
Durch ihre freye Wahl, wann nicht ihr Unverstand,
Was? wann ihr Meyneydt nicht sich von ihr abgewandt.
Hast du den Schimpf verschmerzt? Nein; deine werthe Sinnen,
Die außer Löblichkeit nichts denken noch beginnen
Wann sich Aurora zeigt, und wann der Tag gebricht,
Die fragten ferner nun nach deiner Jugend nicht
Und rissen dich nur fort.

q) Z. B. die so oft gerühmte Zeile: "Es hört so keiner auf, wie du hast angefangen." Aber was sagt dieser Gedanke im Grunde, wenn man ihn unbefangen prüft? Er ist nichts mehr, noch weniger, als eine sententiöse Hyperbel.

r) Zum Beispiele diene der Anfang des Lobgedichts auf den holsteinischen Prinzen Ulrich:

Ja ja, ich höre wohl, Apollo, deine Saiten,
Ich seh', ich sehe, sich die Lorbeerbäume breiten
Mit ewig-grüner Lust. Dein Bogen hanget mir
Für meinen Augen schon, und deine Leyer hier,
Die reißet mich ihr nach. Weg, weg, ihr Volk, ihr Leute
Die Fama nimmer liebt. Mich weiset Phöbus heute
Auf

keit gar das Aeußerste sagen zu müssen glaubt, was einem Lobredner zugemuthet werden kann, verschmäht er auch die gemeinste Uebertreibung nicht *).

Ganz didaktisch sind unter Opitz'ens Werken die Gedichte Vielgut; Zlatna oder von der Ruhe des Gemüths; und die vier Bücher Trostgründe bey den Widerwärtigkeiten des Krieges. Alle diese Gedichte in Alexandrinern sind reich

Auf ihren Tempel zu, daß ich besingen mag
Dem Helden Ulrichen, so weit sich Nacht und Tag
Und Süd und West erstrecket: sein Lob und hohes Wesen
Ist über alles zwar, was ich allhier zu lesen
Mit Eifer geben kann: doch weiß ich was er liebt,
Wie gnädig und geneigt er stets Gehöre giebt
Den Musen seiner Lust.

*) Zu Anfange des Gedichts auf den Kaiser Ferdinand II., am Eingange des ersten Buchs der poetischen Wälder.

Du Zier und Trost der Zeit, du edles Haupt auf Erden,
Dem Himmel, Luft und See und Land zu Dienste werden,
O, großer Ferdinand, nächst allem was dich ehrt,
Und deiner Macht Gebot mit treuem Herzen hört,
Kommt auch der Musen Schaar, die teutschen Pierinnen,
Kniet fröhlich vor dir hin, und sagt mit freyen Sinnen,
Daß sie, o Lust der Welt, hinfort bestehen kann
Der fremden Sprachen Trutz, das hast du auch gethan.
Es fällt dir nicht allein in deine Gnaden Armen,
Was du mit Waffen wohl, mehr beugest mit Erbarmen,
Mit Lieb' und Gütigkeit; auch selbst die Zungen gar
Empfinden solche Kraft, und werden jetzt gewahr,
Daß sich zu deiner Zeit dies alles lasse zwingen,
Was außer Zaume lief, daß dir sich muß verjüngen
Der alten Thaten Lob, daß deiner Macht o Held,
Zu Dienste stehen muß der Lauf der ganzen Welt.

poetischen Stellen. Aber das lange Trostgedicht, wie es sich nennt, das moralische und religiöse Beruhigungsgründe bei den Widerwärtigkeiten des Krieges zum Inhalte hat, ist eine vollständige, poetisch ausgeschmückte Abhandlung. Die vier Bücher, in die es zertheilt ist, sind systematisch angeordnete Capitel. Im ersten Buche werden die Schrecken des Krieges beschrieben, wie Opitz sie aus eigener Erfahrung kannte. Diese nach der Natur ausgemahlten Beschreibungen haben ein warmes und frisches Colorit [x]). In den drei folgenden Büchern werden dann die Trostgründe, so wie Religion und gesunde Vernunft sie an die Hand geben, nach einander

x) Zu Beschreibungen, wie die folgende, bot der dreyßigjährige Krieg Stoff genug.

Wie wann ein starker Fluß, der unversehens kümmt,
Die frische Saate stürzt, die Aecker mit sich nimmt,
Die Wälder niederreißt, läuft außer seinen Wegen,
So hat man auch den Blitz und schwefelichten Regen,
Durch der Geschütze Schlund mit grimmiger Gewalt,
Daß alles Land umher erzittert und erschallt,
Gesehen mit der Luft hin in die Städte fliegen:
Des Rauches Wolken sind den Wolken gleich gestiegen,
Der Feuerflocken See hat alles überdeckt,
Und auch den wilden Feind im Lager selbst erschreckt.
Das harte Pflaster hat geglühet und gehitzet,
Die Thürme selbst gewankt, das Erz darauf geschwitzet;
Viel Menschen, die der Schaar der Kugeln sind entrannt,
Sind mitten in die Gluth gerathen und verbrannt,
Sind durch den Dampf erstickt verfallen durch die Wände:
Was übrig blieben ist, ist kommen in die Hände
Der ärgsten Wüterey, so seit die Welt erbaut
Von Gott gestanden ist, die Sonne hat geschaut.
Der Alten graues Haar, der jungen Leute Weinen,
Das Klagen, Ach und Weh der Großen und der Kleinen,
Das Schreyen in gemein von Reich und Arm geführt
Hat diese Bestien im mindsten nicht gerührt.

ander aufgezählt, durch Beispiele erläutert, und auch durch mancherlei Beschreibungen interessanter gemacht. Die systematische Disposition, in der man den Mann von Verstand, aber nicht den Dichter erkennt, giebt Opitz'ens didaktischen Gedichten eine Aehnlichkeit mit denen des Engländers Pope, den man auch den Dichter der Vernunft genannt, und deßwegen lange genug den Dichtern vom ersten Range beigesellt hat. Aber Pope's Poesie ist mehr eine kühle Reflexionspoesie, die durch Witz und vollendete Eleganz anzieht; Opitz, weder so elegant, noch so witzig, als Pope, sprach gewöhnlich, wenn er räsonnirte, ein warmes Gefühl seines Herzens aus, aber mit oratorischer, nicht mit poetischer, Begeisterung. Die Herrschaft, die der Verstand bei seinem Dichten behauptete, zeigt sich auch in der consequenten Klugheit, mit der er, als Protestant, die Religionsstreitigkeiten, von denen doch der dreißigjährige Krieg ausgegangen war, immer umgeht, so oft und laut er auch über die Noth des Zeitalters klagt. Als Weltmann und guter Schlesier spricht er von seinem Kaiser Ferdinand, den die Protestanten einstimmig für den Urheber des Krieges hielten, nie anders, als mit dem größten Lobe und mit sichtbarer Bemühung, ihn zu vertheidigen gegen die Vorwürfe, die diesem Reichsoberhaupte von den Protestanten gemacht wurden.

In das didaktische Fach gehören auch die Episteln von Opitz, die sich, wenn gleich nicht unter diesem Titel, in seinen Poetischen Wäldern finden. Sie sind an Freunde und an große Herren gerichtet. Kritik, Moral, und Lobeserhebungen dieser Freunde und großen Herren, sind ihr Inhalt.

Mehrere gehören auch zu den Gelegenheitsgedichten, veranlaßt durch Hochzeiten, Kindtaufen, und Todesfälle.

Die entschieden didaktische Richtung der opitzischen Poesie zeigt sich auch in seinem beschreibenden Gedichte Vesuv. Es ist das erste dieser Art in der deutschen Litteratur, vielleicht veranlaßt durch das beschreibende Gedicht Aetna, das ehmals dem Virgil, nachher andern lateinischen Dichtern zugeschrieben wurde. Alle Mängel, die man der beschreibenden Poesie überhaupt vorwirft, wenn sie sich zur besondern Dichtungsart gestalten will, hat auch dieser Vesuv von Opitz. Da die schönste Beschreibung bald ermüdet, wenn sie nicht einem andern poetischen Zwecke dient, so hat auch Opitz in dieser Hinsicht richtig empfunden, daß er seiner Naturmahlerei ein didaktisches Interesse geben müsse, das sich zuweilen, die Versart abgerechnet, zum lyrischen neigt. Aber nach seinen irrigen Begriffen vom Wesen der Poesie glaubte er denn auch in diesem Gedichte gründlichen Unterricht von den Ursachen der vulkanischen Phänomene geben zu müssen, so gut man sie damals verstand. Die ganze Composition ist trocken. Den beschreibenden Partien fehlt es nicht an Wahrheit und Leben [z]).

Auch

z) Z. B.

Die Welt liegt unbesorgt mit sanfter Ruh umgeben,
Als alles Land umher beginnet zu erheben
Sich selbst und was es trägt; es giebt der großen Last
Mit Furcht und Zittern nach; das arme Volk verblaßt,
Der Häuser Rücken bebt, die See wird auch erreget,
Bis daß Aurora kommt, noch bleicher als sie pfleget
Und

Auch die beiden Gedichte von Opitz Das Lob des Feldlebens und das Lob des Kriegsgottes haben ganz den didaktischen Charakter seiner übrigen in Alexandrinern geschriebenen Werke. Er handelt mit kräftiger Beredsamkeit ein gewähltes Thema ab, und belebt seine moralischen Betrachtungen durch mahlerische Beschreibung. Das Lob des Feldlebens gehört seinem Herzen an. Die guten Wirkungen, die der, übrigens von ihm so sehr verabscheuete und so oft gescholtene Krieg unstreitig auch hervorbringt, scheint er nur aus Gefälligkeit gegen seinen Gönner, den tapfern Burggrafen von Dohna, dem auch das Gedicht zugeeignet ist, in rhetorischer Ordnung zusammengestellt zu haben. Der matte Anfang, der fast lyrisch lauten soll, läßt schon muth-

Und ihren weißen Zug fast hinter sich läßt gehen,
Dieweil sie um den Berg sieht eine Wolke stehn,
Dardurch ihr heller Glanz mit allen seinen Strahlen
Zu dringen nicht vermag, noch weiters weiß zu mahlen
Das ganz betrübte Feld. Der Nächte Mittag macht
Die Wiesen nie so schwarz, wann des Gestirnes Pracht
Im dicken Nebel steckt, als dieser Dampf sich zeiget,
Der wie ein Fichtenbaum hoch von der Wurzel steiget
Und spreitet sich alsdann mehr weit als höher fast
Mit dicken Aesten aus, dieweil der Aschen Last
Sich in die Breite giebt. Bald kömmt ein solches Krachen,
Als wann der Jupiter mit Donner in die Sachen
Der schnöden Menschen schlägt, daß aller Grund der Welt
Erzittert, oder auch im Fall ein kühner Held,
Der für die Freyheit steht, und seine große Thaten
Auf gute Sache pflanzt, mit feurigen Granaten
Ergrimmet um sich wirft, und zwinget eine Stadt
Die noch an Billigkeit der Waffen Zweifel hat,
Zu glauben, was ihr dient.

muthmaßen, daß es dem Dichter mit dieser Lobrede kein rechter Ernst war [a]).

Bei einem solchen Bedürfnisse, in Versen zusammenhängend zu räsonniren und Reden zu halten, anstatt eigentlich zu dichten, war nicht wohl möglich, daß Opitz seine Talente den Dichtungsarten, an denen die Phantasie mehr Antheil hat, als der Verstand, anders anpassen konnte, als durch die natürliche Gewandtheit seines Geistes. Gleichwohl hat sich auch in Opitz'ens Natur der gewöhnlich verkannte Zusammenhang der didaktischen Poesie mit der lyrischen bestätigt. In dieser Beziehung kann er uns an Horaz erinnern. Opitz'ens lyrische Gedichte zeichnen sich freilich vor andern dieses Zeitalters der deutschen Litteratur meistens nur durch grammatische und metrische Vorzüge, und durch eine den Deutschen damals beinahe fremd gewordene Leichtigkeit des Styls aus; aber einige unter ihnen haben auch einen innern lyrischen Gehalt; und in den übrigen erkennt man wenigstens hier und da einen Geist, der es in der lyrischen Poesie sehr weit hätte bringen

a) Matter und angestrengter, als dieser Lobgesang auf den Kriegsgott, kann sich nicht wohl eine ähnliche Arbeit anfangen.

> O Mars, ich singe dich, du starker Gott der Kriege,
> Du Schutz der Billigkeit, du Geber aller Siege,
> Bezwinger der Gewalt; komm her, ich singe dich,
> Du Feldherr dieser Welt: mein Geist der reget sich
> Zu fliegen in dein Lob. Leg' jetzt ein wenig nieder,
> Thu ab Helm, Spieß und Schild, und höre meine Lieder
> So dir gedichtet sind, daß Pallas nicht allein
> Sich rühme nechst der Schlacht den Büchern huld zu seyn.
> Was thu ich aber doch? Wer will dich recht beschreiben,
> Und deine kühne Kraft! Wo wird mein Schiff verbleiben
> In dieser hohen See? — — — — — —

bringen können, wenn sein warmes und inniges Gefühl, und sein Talent, die Sprache zu behandeln, nur durch ein wenig mehr Phantasie unterstützt worden wäre [b]). Einige seiner kleinen Lieder leisten fast alles, was man von dieser Art von Gedichten fordern kann [c]). Von der eigentlichen Ode hatte sich Opitz einen Begriff abstrahirt, der ihn zur Nachahmung

b) Im vierten Buche der poetischen Wälder von Opitz findet man die meisten seiner lyrischen Gedichte, die geistlichen abgerechnet, unter dem Titel Oden und Gesänge. Andere sind in die übrigen Bücher dieser poetischen Wälder eingestreuet. Auch gehören hierher die lyrischen Partieen seines Schäfergedichts von der Nymphe Hercynia.

c) Zum Beispiele diene hier ein solches Liedchen, dem man das Altmodische der Sprache nicht als Fehler anrechnen muß.

Jetzund kömmt die Nacht heran,
Vieh und Menschen werden frey,
Die gewünschte Ruh geht an;
Meine Sorge kommt heran.

Schöne glänzt der Mondenschein;
Und die güldnen Sternelein;
Froh ist alles weit und breit,
Ich nur bin in Traurigkeit.

Zweene mangeln überall
An der schönen Sternen Zahl;
Diese Sternen die ich mein'
Ist der liebsten Augenschein.

Nach dem Monden frag' ich nicht,
Dunkel ist der Sternen Licht,
Weil sich von mir weggewendet
Asteris mein Firmament.

Wann sich aber neigt zu mir
Dieser meiner Sonnen Zier,
Acht ich es das Beste seyn,
Daß kein Stern noch Monde schein.

zeichnete lyrische Gedicht in so fern ein Gelegenheitsgedicht nennen kann, als eine merkwürdige Begebenheit, oder auch nur ein interessanter Augenblick des wirklichen Lebens, zu der dichterischen Erfindung den Stoff hergeben. Opitz fand nicht unter seiner Würde, sich zu der andern Classe von Gelegenheitsdichtern zu gesellen, die nicht ermüden, bei jeder ihnen schicklich scheinenden Veranlassung hohen Gönnern und guten Freunden in lyrischen Versen etwas Angenehmes, oder Tröstliches, zu sagen. An Gratulationen und Condolenzen bei vorkommenden Nahmens- und Geburtstagen, und Hochzeiten, und Todesfällen, hat Opitz einen großen Theil seiner lyrischen Kunst verschwendet. Nach diesen Gesichtspunkten hat er auch mehrere lyrische Gedichte in seinen poetischen Wäldern zusammengeordnet mit den in Alexandrinern gereimten von gleicher Bestimmung, nahmentlich als Hochzeitsgedichte, die das zweite Buch einnehmen, und als Gedichte bei Leichenbegängnissen im dritten Buche. Also auch von dieser Seite erhob sich Opitz nicht über den Geschmack seiner Zeitgenossen in Deutschland, die ein Gedicht meistens nach dem Gebrauche schätzten, den man im gemeinen Leben von der Poesie machen könne. Die didaktische Strenge, mit der er über allen seinen poetischen Bestrebungen wachte, unterdrückte in seiner ernsten Seele jede Aufwallung eines lyrischen Gefühls, das sich zur Schwärmerei hätte neigen können. Daher scheinen auch seine Lieder der Liebe nicht viel mehr, als Spiele des Witzes und der Kunst, ohne alle ernstliche Bedeutung, zu seyn. Näher lagen ohne Zweifel seinem Herzen die patriotischen und die religiösen unter seinen lyrischen Gedichten. Besonders

sonders trägt seine Bearbeitung der Psalmen, in hundert und funfzig Liedern, oder Oden, sichtbare Kennzeichen eines unermüdeten Fleißes [dd]. Opitz folgte auch bei dieser Arbeit im Ganzen dem Geschmacke seines Zeitalters, das biblische Psalme in der Form von Kirchengesängen verlangte; aber er übertraf seinen Vorgänger Weckherlin auch in diesem Wetteifer durch Reinheit, Kraft und Würde des Styls, und eine musterhafte Versification. Entschiedenes Talent zur lyrischen Poesie überhaupt hatte Weckherlin weit mehr, als der correctere Opitz [e].

An

dd) In Beziehung auf die neuesten Vaterlandsgedichte der Deutschen mögen die folgenden Strophen hier stehen.

Auf, auf, wer teutsche Freyheit liebet,
Wer Lust für Gott zu fechten hat!
Der Schein, den mancher von sich giebet
Vollbringet keine Ritter-That.
Wann Fug und Ursach ist zu brechen,
Wann Feind nicht Freund mehr bleiben kann,
Da muß man nur von sehen sprechen,
Da zeigt das Herze seinen Mann.

Laß die von ihren Kräften sagen,
Die schwach und bloß von Tugend sind.
Mit Trotzen wird man keinen jagen;
Ein Sinn von Ehren, der gewinnt,
Wie groß und stark der Feind sich mache,
Wie hoch er schwinge Muth und Schwerdt,
So glaube doch, die gute Sache
Ist hunderttausend Köpfe werth.

e) Die Psalme von Opitz finden sich im dritten Bande der vollständigen Breslauer Ausgabe, und auch in der von Triller.

An die Oden und Lieder dieses Dichters schließen seine Sonette sich an [f]). Diejenigen dieser Sonette, die zärtlich seyn sollen, konnten schon deßwegen nicht gelingen, weil Opitz gar keiner schönen Schwärmerei fähig war. Es sind Spiele des Witzes und einer absichtlich aufgeregten Phantasie, die den Dichter in die Stelle eines Verliebten setzen soll, damit er auch auf diese Art versuchen könne, was sich durch Sprache und Styl ausrichten läßt. Auch die meisten der übrigen Sonette von Opitz, so schulgerecht sie verfaßt sind, gehören zu seinen trockensten Arbeiten. Nur in allem, was die Sprache und die metrische Form angeht, zeichnen sie sich vor denen von Weckherlin auf das vortheilhafteste aus. Einige Mal hat Opitz versucht, nach italienischer Art die jambischen Sylbenfüße in seinen Sonetten auf fünf zu beschränken. Aber sein französisch-holländischer Geschmack trieb ihn immer zu dem Alexandriner zurück, den er denn also auch, wie Ronsard und Daniel Heinsius, dem Sonette anpaßte. Ein Paar dieser Sonette sind dem Petrarch und der italienischen Dichterin Veronica Gambara, mehrere dem Ronsard, nachgeahmt; und einige nach dem Holländischen zeigen wenigstens auf eine lehrreiche Art, was ungefähr aus dieser zarten Dichtungsart werden kann, wenn sie den Weg von Italien nach Deutschland über Frankreich und Holland genommen hat [g]).

Von

f) Die meisten dieser Sonette sind in das vierte Buch der Poetischen Wälder von Opitz aufgenommen. Andere sind eingewebt in das Schäfergedicht von der Nymphe Hercynia.

g) Damit wenigstens Ein Sonett von Opitz als Beispiel hier

Von noch geringerem Werthe sind Opitz'ens Epigramme. Vereinzelte Reflexionen wollten diesem Dichter, der sonst das Sententiöse und Präcise so sehr liebte, nicht gelingen. Er mußte ein Thema haben, das er mit einiger Umständlichkeit verarbeiten konnte. Und die meisten dieser Epigramme in der Sammlung von Opitz'ens Gedichten sind überdieß nur Nachahmungen und Uebersetzungen [h]).

Das Verdienst, das dieser Dichter durch Cultur des Styls um die deutsche Litteratur sich erworben hat, zeigt sich von einer neuen Seite in seinem bukolischen Gedichte von der Nymphe Hercynia. Er nannte dieses Gedicht eine Schäferei, vermuthlich nach dem französischen Bergerie in der Bedeu-

hier stehe, mag das folgende, auf den Wolfsbrunnen bei Heidelberg, den Platz einnehmen.

Du edler Brunnen, du mit Ruh und Lust umgeben,
Mit Bergen hier und da als einer Burg umringt,
Prinz aller schönen Quell' aus welchen Wasser dringt,
Anmuthiger dann Milch, und köstlicher dann Reben,

Da unsers Landes Kron' und Haupt mit seinem Leben
Der werthen Nymph' oft selbst die lange Zeit verbringt,
Da das Geflügel ihr zu Ehren lieblich singt,
Da nur Ergötzlichkeit und keusche Wollust schweben.

Vergeblich bist du nicht in dieses grüne Thal
Beschlossen vom Gebirg' und Klippen überall:
Die künstliche Natur hat darum dich umfangen
Mit Felsen und Gebüsch, auf daß man wissen soll,
Daß alle Fröhlichkeit sey Müh' und Arbeit voll,
Und daß auch nichts, so schön, es sey schwer zu erlangen.

h) Opitz'ens Epigramme stehen im vierten Buche seiner Poet. Wälder.

Bedeutung, die das Wort damals hatte [i]). Natürlichen Beruf zur Hirtenpoesie konnte wohl kein Dichter weniger fühlen, als Opitz. Die Composition ist auch so trocken, daß die ganze Erfindung kaum der Erwähnung werth wäre, wenn sie nicht von der Ausführung übertroffen würde. Opitz wollte auch durch dieses Gedicht, wie durch so viele seiner übrigen poetischen Schriften, mehrere Zwecke erreichen. Er wollte noch eine Dichtungsart, die bei andern Nationen beliebt geworden war, in die deutsche Litteratur einführen; bei dieser Gelegenheit wieder einem seiner Gönner, einem Grafen von Schafgotsch, ein Compliment machen; und zugleich einigen seiner gelehrten Freunde ein Denkmal errichten. Ausdrücklich verwahrt er sich, in der Zueignung, gegen die Vermuthung, er sey wirklich in seinem Leben jemals so verliebt gewesen, wie er sich, als Schäfer verkleidet, in diesem Gedichte habe stellen müssen. Neben seiner eignen Person läßt er drei seiner gelehrten Freunde, Nüßler, Buchner, und Venator, unter ihrem wahren Nahmen in einem schönen schlesischen Thale als Schäfer auftreten, um romantische Liebesklagen in Sonetten und andern Versarten zu ergießen, über diese und ähnliche Gegenstände sich unterhaltend zu lustwandeln, und endlich begrüßt zu werden von einer Nymphe Hercynia, von der sie Unterricht erhalten über die Merkwürdigkeiten der Natur in diesem Thale, und über die Tugenden und Ahnen der Familie von Schafgotsch. Mit Recht konnte Opitz seinen Gönnern versichern, daß so etwas in deutscher Sprache noch nicht gedichtet und geschrie-

i) Auch diese Schäferei ist im vierten Buche der Poet. Wälder zu finden.

geschrieben worden. Aber der innere Werth dieser Dichtung beschränkt sich fast ganz auf die ausgezeichnete Cultur der romantischen Prose, die als eine der nächsten Seitenverwandten der Poesie in einer reinen und edeln Sprache und in anmuthigen Beschreibungen und Bildern so natürlich und gefällig hingleitet, daß, wenn dieses Hirtenstück von den deutschen Prosaisten des siebzehnten Jahrhunderts mit den nöthigen Abweichungen nach den Gesetzen der eigentlichen Prose fleißig nachgeahmt worden wäre, die deutsche Litteratur dieses Zeitalters nicht wenig gewonnen haben würde. Die eingestreuten Sonette, Lieder und andere Stellen in Versen gleichen den übrigen metrischen Werken ihres Verfassers [k]).

Auch

k) Der Anfang dieser Hercynia kann hier als Probe des Styls dienen.

Es lieget disseits dem Sudetischen Gefilde, welches Böhaim von Schlesien trennet, unter dem anmuthigen Riesenberge ein Thal, dessen weitschweiffiger Umkreis einem halben Cirkel gleichet, und mit vielen hohen Warten, schönen Bächen, Dörfern, Meyerhöfen und Schäfereyen erfüllt ist. Du könntest es einen Wohnplatz aller Freuden, eine fröhliche Einsamkeit, ein Lusthaus der Nymphen und Feldgötter, ein Meisterstücke der Natur nennen. Daselbst befand ich mich, nachdem ich die Zeit zu vertreiben und meinen Gedanken desto freyer nachzuhängen, vor zweyen Tagen von einem Orte, welcher eben mit diesem Gebirge gränzet, und des ausgestandenen Uebels wegen, bey itzo schwebenden jämmerlichen Kriegen, nicht unbekannt ist, entwichen war.

Der Monde machte gleich mehr Stunden zu den Träumen.
Der Stock stund ohne Wein, das Obst war von den Bäumen,

Auch die dramatische Poesie in der deutschen Litteratur wollte Opitz durch Muster in Aufnahme bringen und veredeln. Aber in diesem Felde fühlte er selbst seinen Mangel an poetischer Schöpfungsgabe so bestimmt, daß er nur ausländische Stücke in seiner Manier umarbeitete und übersetzte. Aus dem Griechischen hat er die Antigone des Sophokles, aus dem Lateinischen die Trojanerinnen des Seneca übersetzt, beide Trauerspiele in demselben Style. Die Monologen und Dialogen sind in Alexandrinern gereimt; der Chor spricht in gereimten lyrischen Versen, zuweilen jambisch, zuweilen trochäisch. Von dem weiten Abstande zwischen Sophokles und dem declamatorischen Tragiker Seneca zeigt sich in diesen Uebersetzungen nichts weiter, als, was in der Composition und in denjenigen Zügen liegt, die auch durch die schlechteste Uebersetzung nicht verwischt werden können. Und doch sind diese Arbeiten Opitz'ens von keinem deutschen Uebersetzer der Alten während des siebzehnten Jahrhunderts übertroffen. Nach dem Italienischen hat Opitz die Daphne, ein kleines Singespiel, geschrieben, aber, wie er selbst in der Vorerinne-

> Der strenge Nordwind nahm den Büschen ihre Zier,
> Und auf die Wage trat der Scorpion herfür.

Mit einem Worte: Es war zu Ende des Weinmonats, als die Hirten im Felde ein Feuer zu machen, und der Ackersmann, welcher nun über Winter ausgesäet, seinen Rock herfür zu suchen begundte. Ich war vorige Nacht aus Müdigkeit, beydes von Sorgen und dem Wege so hart entschlafen, daß ich nicht erwachte, bis die Mutter der Gestirn, die Nacht, verruckt war, und die schöne Morgenröthe anfing, sich und zugleich alles mit ihr zu zeigen.

erinnerung sagt, nur "von der Hand weg", und ohne auf diese flüchtige Arbeit einen sonderlichen Werth zu legen, indem er sich nur "nach dem Gebrauche seiner Zeitgenossen bequemt", ob ihm gleich nicht unbekannt sey, "was die Alten wegen der Trauerspiele und Komödien zu befehlen pflegen." Auf dieselbe Art entschuldigt er seine Bearbeitung eines geistlichen Singespiels, Judith, nach dem Italienischen [l]).

Aus dem Uebersetzen hatte sich überhaupt noch kein deutscher Dichter vor Opitz ein so angelegentliches Geschäft gemacht. Wäre seine Phantasie fruchtbarer, und sein Geschmack weniger französisch und holländisch gewesen, würde er schwerlich so viele Zeit angewandt haben, aus dem Holländischen seines verehrten Lehrers Heinsius, außer mehreren Sonetten und Liedern, noch ein langes und gelehrtes Lob des Bacchus, und einen eben so langen und eben so ermüdenden Lobgesang auf Jesum Christum in hochdeutsche Alexandriner zu übertragen. Auch hätte er dann wohl nicht die didaktischen Vierverse (Quatrains) von Pibrac als etwas Vorzügliches durch eine Uebersetzung in Deutschland beliebt zu machen sich bemüht, und nicht die biblischen Sonn- und Festtags-Episteln auf das ganze Jahr in deutsche Lieder, nach Art der Psalme, verwandelt. Aber der Geschicht-

l) Die Uebersetzungen der Antigone, der Trojanerinnen, und die Daphne von Opitz sind in dem ersten Theile seiner Werke, nach der Breslauer Ausgabe, zu finden; die Judith im dritten Theile unter den geistlichen Gedichten.

schichtschreiber der Litteratur darf keine dieser Arbeiten Opitz'ens übersehen, weil sie sämmtlich durch das Ansehen des berühmten Nahmens als Muster auf die Nachahmer und auf das richtende Publicum wirkten, und den Deutschen die Rückkehr zu der wahren Poesie, die ihre Vorfahren schon im dreizehnten Jahrhundert gekannt hatten, erschwerten. Die vorzüglichste unter allen diesen poetischen Uebersetzungrn von Opitz ist seine metrische Bearbeitung des Hohen Liedes in lyrischen Strophen. Besser hat bis auf Herder kein deutscher Dichter den Ton dieser orientalischen Poesie der Liebe getroffen.

* * *

Das Verdienst, das Opitz sich um die Kritik in der deutschen Litteratur und um die ältere Geschichte der deutschen Poesie erworben, und welchen Einfluß seine Talente und sein Geschmack auf die deutsche Prose gehabt haben, soll in dem folgenden Capitel dieses Buchs genauer angezeigt werden.

Einige der vorzüglicheren Dichter aus der opitzischen Schule.

Zum ersten Male erhielt nun Deutschland eine poetische Schule nach den Lehren und dem Beispiele eines bewunderten Meisters. Was diese Schule geleistet hat, zeigt sich am deutlichsten, wenn man zuerst die merkwürdigsten der zu ihr gehörenden Dichter hervorhebt.

Vor allen übrigen Schülern und Bewunderern Opitz'ens ist hier zu nennen Paul Flemming. Er war ein Sachse, geboren im Jahre 1609 zu Hartenstein, einem schönburgischen Städtchen im Voigtlande. Sein Vater, ein lutherischer Prediger, sorgte für seine Erziehung. Auf der Schule zu Meissen erwarb er sich gute Kenntnisse der alten Litteratur, lernte lateinische Verse machen, und sich als Gelehrter zu einem bürgerlichen Berufsstudium vorbereiten. Er wählte zu diesem Studium die Medicin; wie es scheint, aus Neigung. Auf der Universität zu Leipzig erhielt er aber auch die Magisterwürde, die von der philosophischen Facultät ertheilt wird. Wie früh und unter welchen Umständen zuerst sein Talent zur deutschen Poesie sich gezeigt, und wann seine Verehrung Opitz'ens angefangen, ist nicht genau bekannt. Mit welchem Enthusiasmus er an Opitz hing, drücken besonders mehrere Sonette aus, in denen er nachher, weit entfernt von seinem Vaterlande, zu Astrachan, den Tod dieses Dichters beklagte. Durch den Krieg, dessen Schauplatz damals besonders Sachsen war, wurde Flemming, nachdem er die Universität verlassen hatte, bewogen, einen ruhigern Aufenthalt in den nördlichen Theilen von Deutschland zu suchen. Es war im Jahre 1633, bald nach der Schlacht bei Lützen, wo Gustav Adolph gefallen war, als der drei und zwanzigjährige Arzt und Dichter in Verbindung mit der merkwürdigen Gesandtschaft kam, die von dem Herzoge Friedrich von Schleßwig-Holstein an den russischen Zar Michael Feodorowicz nach Moskau abgeschickt werden sollte. Der feurige junge Mann wünschte, diese Reise mit zu machen. Es gelang ihm, unter der Zahl der Hofjunker und

Truchsesse, wie man sie damals nannte, ob er gleich nicht von Adel war, dem Gesandtschaftspersonale beigesellet zu werden. Seine Muse begleitete ihn nach Moskau, und von da, im Jahre 1634, zurück nach Deutschland. Mehrere seiner Sonette und Lieder sind auf dieser Reise gedichtet. Unter gleichen Verhältnissen begleitete Flemming schon in dem folgenden Jahre eine zweite, noch glänzendere Gesandtschaft, die derselbe Herzog von Holstein, dessen reichsfürstliche Politik bis an den Hof des Zar von Rußland hinblickte, nun gar nach Ispahan an den Schach der Perser abgehen ließ. Beinahe zwei Jahr war die Gesandtschaft unterweges. Flemming vergaß auch auf dieser Reise, unter Abenteuern, Beschwerden und Lebensgefahren, weder sein Vaterland, noch seine Dichtkunst. In Gegenden, wo noch nie ein deutsches Lied erklungen war, in Kasan, Astrachan, in den tatarischen Steppen, am Kaukasus, an der Wolga, in dem damals prächtigen Ispahan selbst, machte er lateinische und deutsche Verse, von denen nur ein Theil verloren gegangen ist. Auf der Rückreise, die wieder mitten durch Rußland über Moskau ging, schloß er zu Reval in Liefland ein Herzensbündniß mit der Tochter eines dort angesessenen Kaufmannes, einem jungen Frauenzimmer, das sich, nach mehreren Stellen in den Gedichten ihres Verlobten, durch Talente, Bildung, und Gefühl für das Schöne, sehr ausgezeichnet haben muß. Glücklich als Verlobter, war er gesonnen, mit seiner Geliebten als Arzt in Hamburg zu leben. Dazu fehlte ihm noch immer die medicinische Doctorwürde. Er erwarb sich auch diese auf der Universität zu Leiden. Aber die Beschwerden der Reise in den fremden Himmelsgegenden

den hatten seine Gesundheit untergraben. Mitten unter den schönsten Hoffnungen ergriff ihn bald nach seiner Wiederankunft zu Hamburg eine tödtliche Krankheit. Drei Tage vor seinem Tode machte er noch eine charakteristische Grabschrift auf sich selbst in der Form eines Sonetts [m]). Er starb im Jahre 1640, dem ein und dreißigsten seines Lebens [n]). Von dem Lobe, das seinen Gedichten gebührt, hat er wenig genossen. Das Publicum kannte ihn fast nur als ein Mitglied der berühmten Reisegesellschaft, von

m) Dieses biographische Sonett ist von mehreren Litteratoren wieder in Erinnerung gebracht worden. Weil es charakteristisch ist, darf ich ihm auch hier eine Stelle nicht versagen.

> Ich war an Kunst und Gut und Stande groß und reich,
> Des Glückes lieber Sohn, von Eltern guter Ehren,
> Frey; meine; konnte mich aus meinen Mitteln nähren.
> Mein Schall flog über weit. Kein Landsmann sang mir gleich.
>
> Von Reisen hochgepreist; für keiner Mühe gleich,
> Jung, wachsam, unbesorgt. Man wird mich nennen hören,
> Bis das die letzte Gluth dies alles wird verstören.
> Dies, Deutsche Klarien, dies Ganze dank' ich Euch.
>
> Verzeiht mirs, bin ichs werth, Gott, Vater, liebste Freunde;
> Ich sag' Euch gute Nacht, und trete willig ab.
> Sonst alles ist gethan bis an das schwarze Grab.
> Was frey dem Tode steht, das thu er seinem Feinde.
> Was bin ich viel besorgt, den Othem aufzugeben?
> An mir ist minder nichts, das lebet, als mein Leben.

n) Die aufzufindenden Notizen zur Lebensgeschichte Flemming's finden sich beisammen in Zachariä's Auserlesenen Stücken der besten deutschen Dichter rc. Band II.

von der damals in ganz Europa gesprochen wurde. Die kleine Sammlung lateinischer Gedichte, die er noch vor seiner Abreise nach Moskau zu Leipzig herausgegeben, und durch die er sich den Titel eines gekrönten Poeten, nach der Sitte des Zeitalters, erworben hatte, scheint wenig bekannt geworden zu seyn [o]). Auch seine lateinischen Epigramme, deren so viele sind, daß sie in zwölf Bücher abgetheilt werden konnten, sind erst nach seinem Tode herausgegeben von seinem gelehrten Freunde und Reisegefährten Adam Olearius, der die Geschichte der berühmten Gesandtschaft geschrieben, und den persischen Dichter Saadi durch eine Uebersetzung in die deutsche Litteratur eingeführt hat [p]). Flemming's deutsche Gedichte waren nur handschriftlich unter seinen Freunden verbreitet. Und auch unter diesen Freunden scheint keiner der gelehrten ein besonderes Interesse dafür empfunden zu haben; denn dem Kaufmanne Niehusen zu Reval, mit dessen Tochter Flemming verlobt gewesen war, blieb es über-

o) Die Sammlung soll den Titel haben: *Rubella, sive Suaviorum liber*. Lipſ. 1631. Ich kenne sie nur diesem Titel nach.

p) *Pauli Flemingi*, Germani, Medicinae Doct. et poët. laur. Caes. *Epigrammata latina*, ante hac non edita. Amstelod. 1649, in 8. Olearius hat die Vorrede als Herausgeber unterzeichnet. Die zwölf Bücher, in welche diese sogenannten Epigramme abgetheilt sind, haben wunderliche Ueberschriften. Das erste ist betitelt Coeli, das zweite Sidera, das dritte Corcula, das vierte Ocelli, das fünfte Animae u. s. w. Viel Poesie ist in diesen Verschen nicht zu finden; aber um die Denk- und Sinnesart des Dichters noch näher kennen zu lernen, kann man sie benutzen. Es sind vermischte Gedanken, bei verschiedenen Veranlassungen in Hexameter und Pentameter gebracht; jedes Epigramm hat acht Zeilen.

überlassen, den poetischen Nachlaß des Dichters, so viel davon in deutscher Sprache aufzufinden war, zu sammeln, zu ordnen, und herauszugeben. Auf diese erste Ausgabe der deutschen Gedichte Flemmings, vom Jahre 1642, folgten noch vier Ausgaben bis zum Jahre 1685 [q]). Seitdem hat das Publicum diesen Dichter aus dem Gesichte verloren.

Um so mehr muß der Geschichtschreiber der deutschen Poesie das Seine dazu beizutragen suchen, daß Flemming überall mit Achtung und Liebe genannt werde, wo man deutsche Dichter ehrt. Denn kein deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts hatte ein wärmeres, wahrhaft poetisches Gefühl, keiner ein entschiedneres Talent zur lyrischen Poesie, als Flemming. Auch in der Cultur der Sprache und des Styls ist Flemming nicht eher, als gegen das Ende des Jahrhunderts, von Caniß übertroffen worden, der ihm in allem, was dem Genie angehört, gar nicht zu vergleichen ist. Daß dieser Dichter dessen ungeachtet von seinen Zeitgenossen nicht ganz nach Verdienst gewürdigt worden, erklärt sich zum Theil schon eben daraus, daß er für den Geschmack der Deutschen jener Zeit zu sehr Dichter war. Hätte er mehr Moral in didaktischen Compositionen zusammengereimt, würde er mehr Bewunderer

q) Die neben mir liegende Ausgabe ist die vierte, Jena, 1666, in 8vo; schmutzig und unordentlich gedruckt; aber mit einem nicht übel gestochenen Bildnisse des Dichters geziert. Ein Anhang liefert das Verzeichniß der verloren gegangenen Gedichte Flemming's, nebst einer Aufforderung an alle diejenigen Personen, in deren Händen sie sich befinden möchten, sie dem Verleger mitzutheilen. Das Verzeichniß nimmt über fünf Seiten ein.

ker gefunden haben. Von einer andern Seite hatte das Publicum auch nicht Unrecht, wenn es in Flemming nur einen der vorzüglicheren Schüler des gefeierten Opitz ehrte, der doch weit weniger poetisches Gefühl gezeigt hat; denn Flemming's Muse konnte sich ohne Stütze nicht aufrecht halten; ohne bei Opitz in die Schule gegangen zu seyn, wäre er der Sprache und des Styls nicht so mächtig geworden, wie man es nun, nachdem die Bahn durch Opitz gebrochen war, von jedem deutschen Dichter fordern konnte. Aber wie nachtheilig und vortheilhaft zugleich Opitz auf die deutsche Poesie gewirkt hat, zeigt sich auch deutlich in Flemming's Gedichten. Sprache und Styl in diesen Gedichten sind im Ganzen opitzisch, also correcter, als das Meiste, was vor Opitz in deutschen Versen geschrieben ist; nur seitdem doch auch zum Theil veraltet, oder gemein geworden. An Flemming's Zeitalter muß man sich erinnern, um ihm nicht übel zu nehmen, daß er seine Geliebte in enthusiastischem Ernste sein göttliches Mensch nennt[r]). Aber nach dem Beispiele, das Opitz gegeben hatte, cultivirte auch Flemming unter allen nicht lyrischen Versarten im Deutschen ausschließlich den Alexandriner, dessen Wirkung er auch auf dieselbe Art, wie Opitz, dadurch zu erhöhen suchte, daß er mit der Cäsur in der Mitte des Verses einen Gedanken zu schließen such-

r) In einigen Gegenden des südlichen Deutschlands ist das Wort Mensch im Neutrum noch immer ohne schimpfliche Beziehung gebräuchlich, um überhaupt ein Frauenzimmer zu bezeichnen. Da kann man jedes Mädchen Junges Mensch anreden, ohne es im mindesten zu beleidigen.

suchte *). Nach eben diesem glänzenden Muster legte er sich denn auch auf die Gelegenheitsdichterei. Denn es schien nun zur Berufspflicht eines tüchtigen Poeten in Deutschland zu gehören, daß er, ohne die Augenblicke der unerkünstelten Begeisterung abzuwarten, immer bereit sey, Freunden und Gönnern an Geburts- und Nahmenstagen, oder bei Hochzeiten und Sterbefällen, und bei ähnlichen Veranlassungen, seine Theilnahme in Versen zu bezeigen. Ueber die Hälfte von Flemming's Gedichten sind solche Gelegenheitsgedichte. Glücklicherweise wußte seine Phantasie sich schadlos zu halten durch die freieren Ergießungen seines poetischen Gefühls; und in diesen erkennt man denn auch leicht den Dichter, dessen Gemüth so reich war, wie seine Neigungen warm und edel. Für die lyrische Poesie war er geboren. Flemming ist nicht, wie Opitz, ein Dichter, der für kein anderes Zeitalter werden konnte, was er für das seinige wurde. Wenn ihn das Schicksal in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hätte auftreten lassen, würde er unter unsern lyrischen Dichtern einer der vorzüglichsten und classischen geworden seyn. Auch die philosophische Weltbetrachtung, zu der sich immer die großen lyrischen Dichter erhoben haben, erscheint in

*) Z. B. in einem Gelegenheitsgedichte auf eine Leichenbestattung:

— Ihr habt die Welt zurücke,
Und alles, was sie ist. Die Erde laßt ihr stehen,
Und könnt mit sicherm Fuß jetzt auf den Wolken gehen,
Die sich euch unterstreun.

Bei Opitz kehrt diese Eigenheit seines Styls bis zur Uebertreibung wieder.

in Flemming's Poesie. Ob er gleich viel zu lyrisch empfand, um, wie Opitz, an didaktischen Productionen das meiste Wohlgefallen zu finden, war sein Geist doch gern mit ernsten Gedanken über den Standpunkt beschäftigt, auf dem der Mensch im Wechsel der irdischen Dinge steht. Daher erinnern seine Gedichte so oft an den Tod und die Ewigkeit. Seine christliche Religiosität war nicht nur dem Geiste seines Jahrhunderts angemessen; sie entsprang auch tief und innig aus seiner kräftigen Seele. Ueberhaupt spricht aus Flemming's Gedichten eine edle Gesinnung. Wo seine Poesie in das Gemeine hinabsinkt, liegt die Schuld nur an seinem unvollkommen gebildeten Geschmacke, der das Unschickliche von dem Schicklichen nicht genauer abzusondern wußte. Aber diesen Fehler haben Flemming's Gedichte mit der gesammten deutschen Poesie des siebzehnten Jahrhunderts gemein. Ein anderer, eben so auffallender Fehler, der Flemming's Poesie entstellt, ist die Nachahmung der falschen Spiele des Witzes, die sich gerade damals von Italien aus, wo Marini, Achillini, und deren Anhänger den neuen Ton angegeben hatten, auch in andere Länder, besonders in Frankreich und Spanien, verbreiteten. Solche unnatürliche, gesuchte, nicht selten durch eine blendende Ungereimtheit sich selbst zerstörenden Einfälle, die man vorzugsweise Gedanken (Concetti) nannte, schienen auch nach Flemming's Geschmacke zu den sinnreichen Zügen der wahren Poesie zu gehören. Sogar die feierlichsten seiner Gefühle, die religiösen, mußten sich zuweilen dieser geschmacklosen Gedankenspielerei unterwerfen. In dieser Hinsicht hätte Flemming mehr von Opitz lernen können, der wenigstens selten seinen gesunden

den Verstand einem ausgearteten Witze Preis gegeben hat [t]).

In der Sammlung der übrig gebliebenen deutschen Gedichte Flemming's nehmen sieben Bücher poetischer Wälder beinahe die Hälfte des Bandes ein. Auch diesen Titel für vermischte Gedichte hat Flemming nach seinem Muster Opitz beliebt. Eben so ist er in der Abtheilung dieser Wälder dem Beispiele gefolgt, das Opitz gegeben hatte. Nur darin weicht er von diesem Beispiele ab, daß er in dem ersten Buche, anstatt der Lobgedichte in Opitz'ens Manier, geistliche Sachen zusammen stellte, unter denen das Gedicht auf die unschuldigen Leiden Jesu Christi, in Alexandrinern gereimt, und ein wenig weitschweifig, einige schöne Stellen hat [u]). Das zweite Buch enthält eine lange Reihe von

t) Man kann kaum eine Seite in Flemming's Gedichten aufschlagen, ohne auf solche Concetti zu stoßen, die besonders dadurch unangenehm werden, daß sie den Ausdruck wirklich schöner Gedanken verderben, z. B. am Ende des Sonetts das überschrieben ist: An meinen Erlöser:

> Auch dein Blut, Osterlamm, hat meine Thür erröthet,
> Die zu dem Herzen geht. Ich steife mich auf dich,
> Du, mein Hort! Du, mein Fels! Belebe, Leben, mich!
> Dein Tod hat meinen Tod, du Todes Tod, getödtet.

Doch so arg, wie in dieser letzten Zeile, macht es Flemming nur selten.

u) Z. B. der Anfang:

> An diesen öden Ort, dahin kein Thier auch kömmt,
> Den Sonn und Mond nicht weiß,

Da

von Glückwünschungen, auch in Opitz'ens Manier. Vieles an sich Unbedeutende in diesen Gelegenheitsgedichten wird interessant durch die Umstände, unter denen sie entstanden sind; denn ein Theil der Merkwürdigkeiten der beiden Gesandtschaftsreisen nach Moskau und Ispahan erscheint hier auf der Stelle nach dem Leben gemahlt. Mehrere dieser Glückwünschungen sind wahre Episteln an Freunde, voll moralischer und religiöser Betrachtungen. Sie zeichnen sich von der Seite des Styls vortheilhaft durch die conversationsmäßige Leichtigkeit aus, die zu dieser in geistreiche Prose übergehenden Dichtungsart gehört, und damals in der deutschen Litteratur noch den Reiz der Neuheit hatte [x]). Unter

Da nie kein Stern nicht glimmt,
Da nichts als flüchtige Narcissen Gegend sind,
Da stets gebücket geht der matte Hyacinth,
An diesen stillen Bach, da kein Sylvanus springet,
Da keine Nachtigall sich in die Luft erschwinget,
Und singt ihr liebes Lied; da stete Dämmerung
Mit Nebel ist vermengt, doch stille Luft genung,
Komm, komm, Melpomene, mit deiner schwarzen Schaube,
Bekränze ihm das Haupt mit frischem Myrthen-Laube!
Bring Harf und Saiten mit, und setze dich zu mir
An den Cypressen-Stock, der für uns stehet hier.

x) Hier ist der Anfang dieser Epistel.

Muß ich den langen Tag gleich nichts nicht thun als klagen,
Und mich vom Morgen an bis auf den Abend schlagen
Mit der und jeder Angst, die mir auch manche Nacht
Durch Kummer, Furcht und Pein dem Tage gleich gemacht

In

ter andern Gedichten, die sich in dieses Buch voll Glückwünschungen verirrt haben, ist eine Elegie des Dichters an sein Vaterland zu bemerken, weil sie in Zirkassien geschrieben ist. Im dritten Buche dieser poetischen Wälder sind Leichengedichte, sämmtlich in Alexandrinern, zusammengeordnet. Im vierten folgen Hochzeitgedichte, hier und da nicht ohne poetischen Werth, an mehreren Stellen desto geschmackloser und alltäglicher [y]). Auch die Liebes-

In wachender Begier; so pfleget doch zuweilen
Die Sorgen meiner Quaal der Schlaf zu übereilen,
Wie selten dies auch kömmt, und kehrt mir meinen Schmerz
In ein gewoltes Spiel und lächerlichen Scherz;
Als wie mirs heute ging. Du weißt nun, was ich traure,
Was, auf die Thränen auch ich oft bey dir betraure,
Du weißt es neben mir. Heut ist der vierte Tag,
Da ich für Leide nicht für Leute gehen mag.
Ich zwinge mich in mir, und kann mich doch nicht beugen,
Wie seht ich wieder mich mich führe selbst zum Zeugen.
Es ist kein ander Rath. Ich muß mich geben drein.
Man fragt nicht ob ich will, es muß vertragen seyn.

y) Um noch eine Probe des Mißrathenen aus Flemming's Gedichten zu geben, diene die folgende flache Stelle, die recht poetisch seyn soll, aus einem dieser Hochzeitgedichte.

Halbgöttinne, Fräulein Braut,
Der Kassandra muste weichen,
Helena nicht konnte gleichen,
Rom noch schöners nicht geschaut,
Zehnte bey der Musen Schaar,
Vierte Charis dieser Jahr,

Andre Venus, siehst du nicht,
Wie Cupido stetig winket,

Liebes- und Scherzgedichte, die das fünfte Buch einnehmen, zum Theil nur Nachahmungen französischer und holländischer galanten Einfälle, stehen tief unter den übrigen, mehr aus dem Herzen geflossenen Gedichten ähnlichen Inhalts, die Flemming nicht in diese Wälder verpflanzt hat. Vorzüglicher ist ein hinzugefügtes Neues Buch, voll vermischter Gedichte, unter denen eine lange Epistel an den holsteinischen, der großen Gesandtschaft beigesellten Leibarzt Grahmann, geschrieben zu Astrachan im Jahre 1638, eine summarische Beschreibung der Reise nach Rußland und Persien enthält. Angehängt ist noch ein Absonderliches Buch, das eigentlich nicht in die Sammlung gehört, aber von Flemming selbst, aus Aufmerksamkeit gegen seine Freunde, an dieser Stelle untergebracht zu seyn scheint; denn es enthält die Ehrengedichte, die an und auf Flemming von denen seiner Freunde verfaßt sind, die sich auch zutraueten, einen tüchtigen Vers in Opitz'ens Style zu Stande zu bringen. Mit diesen Reimereien verglichen, sind auch die schlechtesten der Gelegenheitsgedichte von Flemming geistreich zu nennen. Aber wenn Opitz, anstatt diese Afterpoesie zu befördern, ihr entgegen gearbeitet hätte, würden vermuthlich Flemming's Freunde so wenig, als er selbst, dergleichen Arbeiten für verdienstlich und des Aufbewahrens werth gehalten haben. Wer Flemming's poetisches Verdienst näher kennen lernen will, muß sich von diesen "Wäldern" zu den übrigen Werken des Dichters wenden.

Aber

Wie das Licht der Fackeln blinket,
Wie der linde Zephyr bricht?
Nelken, Tulpen, Rosmarien,
Wirft sie auf den Tanz-Platz hin.

Aber auch die sieben und vierzig Epigramme oder, wie Flemming sie genannt hat, Ueberschriften, die in der Sammlung seiner Gedichte auf die Wälder folgen, sind von geringem Werthe. Daß Flemming gern vereinzelte Reflexionen in Verse brachte, hat er zwar auch durch seine lateinischen Epigramme bewiesen; aber weder aus den deutschen, noch aus den lateinischen, spricht ein wahrhaft epigrammatischer Geist. Mit Opitz'ens Epigrammen stimmen die von Flemming darin überein, daß sie fast alle in das Fach der ernsthaften und sententiösen gehören; denn mit komischem Witze hätte die Natur keinen dieser beiden Dichter ausgestattet. Aber auch zu der ernsthaften Gattung von Epigrammen hatte Flemming noch weniger entschiedenes Talent, als Opitz. Auf eine ähnliche Art, wie dieser sententiöse Dichter mit dem Epigramme sich nicht zu behelfen wußte, weil ihm eine didaktische Umständlichkeit Bedürfniß war, mußte Flemming, wenn ihm sein Dichten gelingen sollte, sein Gefühl in lyrischen Formen aussprechen, die eine gewisse Ausführlichkeit zulassen. Mehrere seiner Epigramme sind durchaus gemein; andre nur Nachahmungen oder Uebersetzungen; kaum ein Paar sind geistreich zu nennen.

Desto reicher an echter Poesie sind unter Flemming's Werken die vier Bücher, die er Oden überschrieben hat. Zu den Oden in der bestimmteren Bedeutung dieses Worts gehören sie nicht. Fast alle, die vorzüglicheren sämmtlich, sind eigentliche Lieder. Nach diesen Liedern und nach den Sonetten, die auf sie folgen, muß man beurtheilen, zu welcher Stufe unter den lyrischen Dichtern der Deutschen Flemming sich erhoben haben würde, wenn ihm

sein Zeitalter mehr zu Hülfe gekommen wäre. Das erste Buch enthält wieder geistliche Gedichte. Ihrer sind wenige; denn Flemming unterscheidet sich von den meisten deutschen Liederdichtern des siebzehnten Jahrhunderts auch dadurch vortheilhaft, daß er seine religiösen Gefühle lieber in andere Gedichte aufnahm, deren Inhalt nicht an die kirchlichen Glaubenslehren gefesselt war. Doch hat eines dieser geistlichen Lieder in den protestantischen Kirchengesangbüchern lange Zeit mit Recht eine Stelle unter den beliebtesten behauptet [z]). Die drei folgenden Bücher enthalten freilich wieder eine lange Reihe von Gelegenheitsliedern, zur Condolenz bei Leichenbegängnissen, und bei Hochzeiten und andern Vorfällen zum Glückwunsche gesungen; aber unter den Hochzeitliedern sind schon mehrere voll lyrischem Feuer und trefflichen Gedanken und Bildern; noch mehr erheben sich einige der übrigen Glückwünschungslieder über die Trivialität der gemeinen Gelegenheitsgedichte. Es war innige Theilnahme an den Freuden seiner Freunde, was den gefühlvollen Dichter zuweilen eben so begeisterte, als hätte ein merkwürdigeres Ereigniß seine Seele bewegt. In solchen schönen Stunden war seine Phantasie eben so ergiebig an mahlerischen Beschreibungen, als an treffenden Reflexionen [a]). Ein fröhlicher Uebermuth riß

z) Dieß ist das treffliche Kirchenlied, das sich anfängt: In allen meinen Thaten lass' ich den Höchsten rathen.

a) Z. B. in den folgenden Strophen aus einem Frühlingsliede auf den Geburtstag eines Freundes:

Was die müde Seele speiset,
Und den lassen Leib ergötzt,

Was

riß ihn dann über die Grenzen des philosophischen Ernstes, aber nicht des sittlichen Anstandes, hin [b]). Und

Was zum höchsten Guth uns weiset,
Und in sanften Wohlstand setzt,
Ich, du, der, und alle wir
Sind von dessentwegen hier.

Jetzund laß dich von mir führen
In den feuchten Rosen-Thal,
Daß wir sehn die Flora zieren
Ihrer langen Wiesen Saal,
Wie sie um die Bäume tanzt,
Und manch schönes Blümlein pflanzt!

Ist schon hier nichts aus Idumen,
Und was herkommt über See,
Ey, so sind doch Mayenblumen,
Feister Schmergel, dicker Klee.
Haben wir schon fremdes nicht,
Doch an Lust drum nichts gebricht.

Der gesunde Thau sinkt nieder,
Das gezogne Kind der Nacht,
Der der matten Kräuter Glieder
Wieder steif und saftig macht,
Der die welken Blumen tränkt,
Und in ihren Schooß sich senkt.

b) Z. B. in der munteren Stelle:

Weg, ihr Klugen! Ich bin klüger.
Liberey, gehab dich wohl!
Plato, du bist ein Betrüger;
Ich weiß, was ich wissen soll.
Ich will in das Grüne gehen,
Wo die dicksten Blumen stehen,
Wo des Jahrs Apell, der May,
Alles mahlet mancherley.

Meine Lust ist bey den Bächen,
Um manch stummes Wasserkind,
Wo die tollen Frösche zechen,

 Und

Und leicht, wie die Gedanken, strömten seine Verse. Vorzüglich aber zeigt sich Flemming's ganzer Beruf zur lyrischen Poesie in den Gesängen der Liebe, die das fünfte Buch dieser so genannten Oden einnehmen. Zu einer Zeit, da fast jeder deutsche Dichter, um vor sich selbst und dem Publicum als ein ehrbarer Mann und guter Christ zu bestehen, der schönen Schwärmerei der Liebe sich schämte, sang Flemming wie ein alter Minnesinger seine Leidenschaft und seine Zärtlichkeit mit ihren Freuden, Leiden und Thorheiten aus vollem Herzen. Die Biederkeit des deutschen Mannes giebt diesen lyrischen Herzensergießungen ein echtes Nationalgepräge [c]); und dieselbe

Und im steten Jauchzen sind;
Wo die freyerischen Westen
Buhlen mit den schwanken Aesten,
Und wehn einen Hall darein,
Als es sollten Küsse seyn.

c) Eins dieser Lieder, das sich auch durch metrische Kunst auszeichnet, fängt so an:

Aurora schlummre noch an deines Liebsten Brust!
Es ist der tiefen Nacht kein Morgen noch bewußt.
Diana führt die Sternen
Noch höher in die Luft,
Will weiter von mir lernen,
Was ich ihr vorgeruft.

Neun Stunden sind nun gleich von Nächten durchgebracht;
Neun Stunden hab ich nun an Korilen gedacht,
An Korilen, die schöne,
Von der ich bin so weit.
Drum klinget mein Getöne
Nach nichts, denn Traurigkeit.

Nehmt Korilen in Acht, ihr Wächter aller Welt,
Für ihren treuen Sinn, den sie mir vorbehält.

Ich

selbe Redlichkeit und Treue, die er fühlte, traute er seiner Geliebten zu [d]). Daß die italienische Poesie auch einigen Einfluß auf diese Lieder Flemming's gehabt hat, läßt sich nicht bezweifeln; denn bei mehreren ist ausdrücklich angezeigt, daß sie aus dem Italienischen, zum Beispiele aus Guarini's treuem Schäfer, genommen sind. Aber an dem Uebergewichte des sittlichen Interesse erkennt man doch in Flemming's Zärtlichkeit immer den Deutschen wieder [e]). Von den Italienern besonders hätte Flemming

Ich will nicht müde werden
In ihrer festen Pflicht,
Bis daß der Feind der Erden,
Auch mir mein Urtheil spricht.

d) Z. B. in den folgenden Strophen:

Muß sie gleich sich itzund stellen,
Als wär' ich ihr unbekannt;
Meint drum nicht, ihr Mitgesellen,
Daß ihr Sinn sey umgewandt.
Ihre Treu' in unserm Handel,
Die weiß ganz von keinem Wandel.

Amor liebet solche Herzen,
Die des Mundes Meister seyn,
Die bey Trauren können scherzen
Und erfreuet seyn in Pein.
Wer will haßfrey seyn im Lieben,
Der muß sich in Bergen üben.

Also wenig sie sich hassen,
Und nicht selber sie seyn mag,
Also wenig wird sie lassen
Den, der sie zu seyn stets pflag.
Eins das sich dem Andern giebet,
Liebt es, wie sichs selber liebet.

e) Ich kann mich nicht enthalten, noch den Anfang des folgenden Liedes in diese Beispielsammlung aufzunehmen.

ming bei dieser Art zu dichten noch sehr vieles lernen können, was zur Feinheit des Ausdrucks und zur Eleganz des Styls gehört. Denn auf eine Menge äußerst geschmackloser Stellen muß man sich auch gefaßt machen, wenn man aus diesen Liedern der Liebe das Schöne herauslesen will.

Flemming's Sonette, deren gegen zwei hundert sich erhalten haben, übertreffen nicht nur weit die von Opitz; sie sind überhaupt, ungeachtet ihrer mannigfaltigen Fehler, im Ganzen die besten deutschen Sonette aus dem siebzehnten Jahrhundert. Der Alexandrinervers, den auch Flemming für diese Dichtungsart beibehielt, schien ihr nun einmal seit Weckherlin und Opitz in der deutschen Poesie, wie in der französischen und holländischen, eigen bleiben zu müssen. Doch finden sich auch unter Flemming's Sonetten einige wenige, nach italienischer Art, in Reim=

Eine hab ich mir erwählet,
Und die solls alleine seyn,
Die mich fröhlich macht und quälet,
Doch mit einer süßen Pein.
Ihrer Tugend reine Pracht
Hat mir ihre Gunst gemacht.

Lobt Der seine von der Jugend,
Jener seine von der Zier;
Mich ergötzet ihre Tugend,
Die vor andern glänzt an ihr,
Wie des Monden voller Schein
Unter tausend Sternelein.

So erstreckt sich mein Begehren
Weiter als auf Treue nicht.
Ihre Wahrheit kann gewähren,
Was mir ihre Gunst verspricht.
Hab' ich sie, so hab ich mir
Aller Schätze Schatz an Ihr.

Reimzeilen von fünf Sylbenfüßen. Die geistlichen, die das erste Buch einnehmen, sind keinesweges musterhaft; aber voll edeln Gefühls in einer kräftigen Sprache. Im zweiten Buche finden sich wieder eine Menge von Glückwünschungen in die Form des Sonetts gebracht; denn im Glückwünschen war Flemming unerschöpflich. Aber auch unter diesen Gelegenheitsgedichten sind mehrere, die sich durch Kraft der Gedanken und Schwung des Styls auszeichnen. Einige sind so correct, daß sie nur einer kleinen Nachhülfe bedürfen [f]. Mehrere gehören auch zu den Gelegenheitsgedichten der besseren Classe, die aus wirklich begeisternden Eindrücken entsprungen sind, und deßwegen unter einer besondern Rubrik stehen sollten. Des Dichters ganzes Talent

f) Wenn mich nicht Alles trügt, ist der echte Charakter des Sonetts in dem folgenden nicht zu verkennen. Man richte nur über das Veraltete in der Sprache nicht nach unsern neueren Begriffen.

Die warme Frühlings-Luft macht ihren Himmel klar;
Seht wie das güldne Licht der Sonnen heller blicket;
Der Felder schwanger Schoß ist zur Geburt geschicket;
Die grüne See geht auf; die Quelle springet gar
Aus ihren Adern aus; der Blumen bunte Schaar
Mahlt ihre Gärten aus; die Felsen stehn erquicket;
Die Thäler ausgeputzt; die Auen ausgeschmücket;
Der Berge Zierrath glänzt, den Wäldern wächst ihr Haar.
Seh' ich dies Alles an, so acht ich unvonnöthen
Daß auf dies Hochzeitfest die emsigen Poeten
So ernstlich seyn bemüht. Ihr, balde Frau und Mann,
Erkennt des Glückes Gunst. Luft, Himmel, Sonne, Felder,
See, Quelle, Garten, Fels, Thal, Auen, Berge, Wälder,
Die stimmen auch itzund ein süßes Braut-Lied an.

Talent zur lyrischen Poesie zeigt sich aber in seinen Sonetten der Liebe, die mit den oben angeführten Liedern der Liebe einerlei Ton und Charakter haben. Schon ihre Anzahl (denn es sind ihrer acht und neunzig) beweiset, daß Flemming gern der schönen Schwärmerei sich hingab, die der Stoff der meisten dieser Sonette ist. Was ihnen an petrarchischer Zartheit und an Eleganz des Styls fehlt, wird wenigstens zum Theil ersetzt durch die Wärme und Wahrheit des Gefühls, das sich in ihnen ausspricht. Einige dürfte man fast petrarchisch nennen, wenn der Styl vollendet wäre [g]). Im Ausdrucke der Leiden der Liebe ist Flemming weniger glücklich, als in der Beschreibung ihrer schuldlosen Freuden [h]). Nicht

g) Z. B. dieses:

Fleug, feuchter Zephyr, aus, fleug, wie nach deiner Floren
Du itzt noch pflegst zu thun. Such meinen Aufenthalt,
Ob er bey deinem ist, durch diesen Tannen-Wald.
Such! wie du deine hast, so hab ich sie verloren.
Such sie, und sag' Ihr das in ihre leise Ohren:
Dort ist er, der dich wünscht, du göttliche Gestalt;
Dort ist er, der dich hofft. Erfreust du ihn nicht bald,
So hat er seinen Ort zum Grabe schon erkohren.
Nimm sie, so bald sie will, in deinen Blumenschooß,
Daß keine trübe Luft auf meine Schönheit stoß',
Und hülle sie in dich und laß es niemand wissen.
Hier wart' ich meine Post. Ich warte mit Begier,
Dich bald zu nehmen an mit tausend Göttern hier,
Sie, meiner Augen Trost, mit hundert tausend Küssen.

h) Das folgende Sonett von Flemming hat die naive Ueberschrift: Er verwundert sich seiner Glückseligkeit.

Wie mir es gestern ging, und wie ich ward empfangen
In meiner Freundin Schoß, weiß sie nur und nur ich.
Das

Nicht selten versinken auch Gedanken und Bilder in den geschmacklosen Spielereien des Witzes, die damals zum Modeton gehörten. Wer aber die ganze Sammlung zu sichten, an den vorzüglicheren dieser Sonette die Auswüchse wegzuschneiden, und die dadurch entstehenden Lücken in Flemming's Geiste auszufüllen verstände, würde einen trefflichen Beitrag zu einer Auswahl deutscher Sonette liefern können. Eines der gefälligsten und heitersten in der Sammlung zeichnet sich durch die kurzen Verse aus, die ihm den leichten Schwung eines eigentlichen Liedes geben [i]).

Nach

Das allerliebste Kind, das herzt und grüßte mich.
Sie hielte feste mich, wie ich sie, hart umfangen.
Auf meinem lag ihr Mund, auf ihren meine Wangen.
Oft sagte sie mir auch, was nicht läßt sagen sich,
Darum du, Momus, nicht hast zu bekümmern dich.
Bey ihr ist noch mein Sinn, bey mir noch ihr Verlangen.
O wohl mir, der ich weiß, was nur die Götter wissen,
Die sich auch wie wir uns in reiner Keuschheit küssen!
O wohl mir, der ich weiß, was kein Verliebter weiß!
Wird meiner Seelen Trost mich allzeit also laben,
Mir allzeit also thun, so werd ich an ihr haben
Ein weltlichs Himmelreich, ein sterblichs Paradeis.

i) Dieses Sonett ist der lange Zeit berühmt gewesene Trinkspruch von Flemming:

Was ich schlafe, was ich wache,
Was mir träumet für und für;
Was mir Angst macht; was Begier;
Was ich lasse; was ich mache;
Was ich weine; was ich lache;
Was ich nehm an Kost zu mir;
Schreibe; lese; denke hier;

Die,

Nach Flemming ist unter den vorzüglicheren Dichtern aus der opitzischen Schule zu nennen Andreas Gryphius k). Er war der Sohn eines protestantischen Geistlichen zu Groß-Glogau in Schlesien, geboren im Jahre 1616. Nachdem er auf mehreren Gymnasien die erste litterarische Bildung erhalten, studirte er die Rechte; konnte aber mit allen seinen Kenntnissen lange Zeit kein Glück in seinem Vaterlande machen, weil er, wie man erzählt, durch freimüthige Aeußerungen, die er sich in Versen erlaubt, das Mißfallen der Regierung sich zugezogen hatte. Fast zehn Jahr brachte er auf Reisen zu. Er sah Holland, Frankreich, England und Italien. Unter welchen bürgerlichen Verhältnissen es ihm gelungen, auf diese Art seine Weltkenntniß zu erweitern und mit auswärtigen Gelehrten Verbindungen anzuknüpfen, scheint nicht mehr bekannt zu seyn. Auf seine poetischen Studien hatte besonders sein Aufenthalt in Holland einen merklichen Einfluß. Derselbe Heinsius, den Opitz so sehr verehrte, würdigte auch ihn einer freundschaftlichen Aufmerksamkeit. Vorzüglich scheint ihn das holländische Theater interessirt zu haben, das sich damals nach dem ältern

Die, und die, und diese Sache;
Was ich nicht thu, was ich thu;
Nichts und alles, Reis' und Ruh,
Angst und Freuden; Lust und Schmerzen;
Dieses alles, alles das,
Thu ich hier ohn Unterlaß
Auf Gesundheit meines Herzens.

k) Einige neuere Litteratoren schreiben den Nahmen Gryph. Die lateinische Endung scheint ihm aber anzugehören wie so vielen andern deutschen Familiennahmen in *us* und *ius*, die sich sei' der Zeit, da man sie latinisirte, unverändert erhalten haben.

ältern französischen bildete, zu einer Zeit, als in Deutschland noch kein dramatischer Dichter aufgestanden war, der sich über Hans Sachs und Jakob Ayrer erhoben hätte. Mit der italienischen und englischen Litteratur scheint Gryphius weit weniger Bekanntschaft gemacht zu haben, als mit der holländischen und französischen, die vermuthlich aus denselben Ursachen mehr nach seinem Geschmacke war, warum sich auch Opitz von ihr angezogen fühlte. Von einem kaiserlichen Pfalzgrafen war er, nach der Sitte des Zeitalters, schon im Jahre 1637 zum Dichter gekrönt worden. Kurz vor dem Abschlusse des westphälischen Friedens, im Jahre 1647, erhielt er endlich, mit seiner Regierung ausgesöhnt, ein angesehenes Amt, das einen tüchtigen Geschäftsmann und Juristen verlangte, in seiner Vaterstadt. Er wurde Landsyndikus des Fürstenthums Glogau. Daß seine Amtsgeschäfte seinen poetischen Arbeiten nicht hinderlich wurden, sieht man aus den Jahrzahlen, die mehreren seiner Gedichte, oder den Vorreden und Zueignungsschriften zu seinen Schauspielen, beigefügt sind. Sein Leben, das so lange Zeit unstät gewesen war, floß nun in seinem Berufskreise gleichförmig fort. Die strenge Redlichkeit und Frömmigkeit, die aus so vielen seiner Gedichte spricht, läßt nicht bezweifeln, daß er auch einer ausgezeichneten persönlichen und von seinen poetischen Verdiensten unabhängigen Achtung genossen hat. Aber auch seine Gedichte fanden im deutschen Publicum vielen Beifall, ob man ihm gleich nicht die verdiente Stelle in der Nachbarschaft von Opitz zugestanden zu haben scheint. In die fruchtbringende Gesellschaft wurde er mit dem stolzen Beinahmen Der Unsterbliche aufgenommen. Vier

Aus-

Ausgaben seiner poetischen Werke erlebte er. Aber in der vollen Thätigkeit seines männlichen Alters wurde er mitten in einer Versammlung der Landstände vom Schlagflusse getroffen. Er starb im Jahre 1664, dem acht und und vierzigsten seines Lebens. Erst vier und dreißig Jahr nach seinem Tode ist auf die vierte Ausgabe seiner Gedichte noch eine fünfte und letzte gefolgt, die sein Sohn Christian besorgt hat [1]).

Auch die Poesie des Gryphius trägt die Schuld ihres Jahrhunderts. Sie entfernt sich in allen ihren Aeußerungen so weit von dem Wege des guten Geschmacks, daß man in den sämmtlichen Werken dieses Dichters keine Seite aufschlagen kann, ohne auf etwas zu stoßen, das auch von der mildesten Kritik nicht geduldet werden darf. Dessen ungeachtet

1) Ich habe diese biographischen Notizen auf Glauben aus den Werken neuerer Litteratoren genommen, da mir die Quelle, auf die sie hinweisen, *Leubscheri Schediasma de claris Gryphiis*, nicht bekannt geworden ist. Ueber die Ausgaben der Werke dieses Dichters muß man die Notizen bei Koch, Jördens und andern Litteratoren nachsehen. Die mir bekannteste Ausgabe ist die letzte: *Andreae Gryphii* um ein merkliches vermehrte teutsche Gedichte (herausgegeben, laut der Vorrede, von Christian Gryphius) Breßlau und Leipzig, 1698, in 2 Abtheilungen, wovon die erste beinahe 1000 Seiten stark. Das Exemplar, dessen ich mich bediene, hat dem Gottschedianer Triller, dem Herausgeber der gottschedisirten Werke Opitz'ens, gehört. Bei einer Stelle der Vorrede, wo Christian Gryphius über den Verfall der deutschen Poesie klagt, die doch schon damals den Gipfel der Vollkommenheit erreicht habe, hat Triller die merkwürdigen Worte beigeschrieben: Vaticinium de *Klopstock*, Bodmer, et *aliis nugatoribus fanaticis* hodiernis!

ter ist Gryphius mit allen seinen ungeheuern Fehlern in einem weit höhern Grade Dichter, als Opitz. Ihm hatte die Natur die kühne und reiche Phantasie verliehen, die Opitz durch Verstand und Kunst des Styls zu ersetzen suchte. Zum dramatischen Dichten hatte Gryphius nicht nur allein unter allen deutschen Dichtern des siebzehnten Jahrhunderts bis auf Lohenstein ein entschiedenes Talent; er hat auch in diesem Theile der deutschen Litteratur eine solche Veränderung hervorgebracht, daß man ihn ohne Bedenken den Vater der neueren dramatischen Poesie der Deutschen nennen kann. Und doch konnte er keine Epoche machen, weil es ihm, bei allem Talent, an Selbstständigkeit des Geschmacks und an Freiheit des Geistes fehlte. So erfindungsreich er war, wandelte er doch fast immer in fremden Fußstapfen. Mit ungemeiner Geschicklichkeit ergriff er die Formen der Kunst, ohne sonderlich in ihr Wesen einzudringen. Seinen Styl bildete er im Allgemeinen nach Opitz. Dieß konnte ihm um so leichter gelingen, da er auch einen Theil seiner Poesie aus denselben französischen und holländischen Quellen schöpfte, auf welche Opitz seine Zeitgenossen hingewiesen hatte. So ereignete sich denn sehr natürlich, daß Gryphius zum Muster seiner dramatischen Erfindungen besonders das holländische Theater wählte, und die bewunderten Werke des Joost van Vondel, die er in Holland hatte aufführen sehen, der Nachahmung würdiger fand, als die Werke Shakespear's, die er doch während seines Aufenthalts in England auch näher kennen zu lernen Gelegenheit finden konnte.

Aber um das Verhältniß dieses Dichters zur opitzischen Schule und zugleich den Geist seiner Poe-

sie überhaupt genauer zu erkennen, muß man zuerst seine lyrischen und didaktischen Gedichte und seine Epigramme vor Augen haben. Es sind ihrer eine beträchtliche Menge; die meisten geistlichen Inhalts, voll warmer und männlicher Religiosität, und reich an jenen allgemeinen Betrachtungen über das menschliche Leben, ohne welche auch die tragische Poesie ihr Ziel nicht erreichen kann; aber als einen Dichter, der tiefer, als der gewöhnliche Menschenbeobachter, in die Regungen des Herzens blickte, zeigt sich Gryphius nirgends. Seine moralischen und religiösen Reflexionen mischen Großes und Kleines, Anziehendes und Zurückstoßendes, Edles und Niedriges, in unerfreulicher Zusammenstellung durch einander; immer mit einer ungemeinen Leichtigkeit der Sprache und des Styls, die aber nicht selten in pathetische Geschwätzigkeit übergeht. Diesen Charakter zeigen schon die Kirchhofsgedanken, die an die Spitze dieser Gedichte von Gryphius gestellt sind, und auch einige Uebersetzungen lateinischer Oden von Balde enthalten [m]). Dann folgen

m) Hier ist eine Stelle aus den Kirchhofsgedanken. An Wörtern wie Wackeln für Wanken wird sich niemand stoßen, wer die ältere deutsche Sprache kennt, also die neueren Unterscheidungen des Edeln und Unedeln im Gebrauche der Wörter nicht unrichtig anwendet. Desto mehr ist gegen den unästhetischen Geist dieser Empfindungsgemählde zu erinnern.

> Wie wird mir? Wackelt nicht der Grund,
> Auf dem ich steh'? Rauscht ihr, o Linden?
> Wie? Reißt die Erd auf ihren Schlund,
> Und läßt die Wurzeln sich entbinden?
> Hör ich das Rasseln dürrer Bein?
> Hör ich ein heischer menschlich Brausen?

Hör

folgen Begräbnißgedichte in demselben Geist und Style, unter ihnen ein Paar ziemlich triviale, die doch nach pindarischer Art in Strophen, Antistrophen, und Epoden, oder, wie Gryphius die griechischen Kunstwörter übersetzt, in Sätze, Gegensätze, und Abgesänge, eingetheilt sind. Den Hochzeitsgedichten, die sich an diese Begräbnißgedichte anschließen, fehlt es nicht an Phantasie und Witz, aber desto mehr an den feineren Zügen, die solchen Gelegenheitsgedichten ein bleibendes Interesse geben können. Unter den Vermischten Gedichten, die auf die Hochzeitsgedichte folgen, sind einige didaktische Satyren oder Strafgedichte, wie sie überschrieben sind, in der Manier Juvenal's, herbe, und in Alexandrinern gereimt. Vier Bücher lyrischer Gedichte mit der Ueberschrift Oden sind fast alle geistlichen Inhalts; voll guter Moral

Hör ich der Suden hohles Sausen?
Wälzt ihr euch ab, ihr schweren Stein?

Ich seh und starr. Ein kaltes Eis
Befröstet Adern, Herz und Lungen.
Von beiden Schläfen rinnet Schweiß;
Mein Leib wird auf den Platz gezwungen:
Das ganze Feld ist eine Gruft,
Und alle Särge stehn entdecket.
Was vor Staub, Ziegel, Kalk, verstecket,
Umgiebt die allgemeine Luft.

O letztes, doch nicht festes Haus!
O Burg, darinn wir uns verkriechen,
So bald des Lebens Zeiger aus,
Und dieser Wangen Ros' erblichen!
Pallast, den einig uns die Welt
Auf immer zu besitzen bauet;
Die oft doch, was sie uns vertrauet,
Erbricht und in dem Grab' anfällt.

Moral und frommer Empfindung, aber ohne irgend hervorstechende Züge. Ihnen ähnlich sind die folgenden, die man unter den Titeln Kirchenlieder und Geistliche Lieder besonders zusammengestellt findet. Fünf Bücher Sonette von Gryphius haben wieder fast kein anderes Thema, als Tugend und Frömmigkeit nach christlichen Begriffen mit einer gewissen Lebensphilosophie, die immer an den Tod und die Ewigkeit erinnert. Den Mechanismus dieser Dichtungsart hatte Gryphius ganz in seiner Gewalt. Mehrere seiner Sonette würden beinahe musterhaft zu nennen seyn, wenn sie nicht in Alexandrinern gereimt wären, und wenn sie sich durch Neuheit der Gedanken eben so vortheilhaft auszeichneten, wie durch Wahrheit und Herzlichkeit [n]). Mit welcher moralischen Besonnenheit Gryphius

n) Hier ist eins dieser Sonette, zur Vergleichung mit denen der übrigen deutschen Dichter aus dieser Periode.

Es ist Alles eitel.

Du siehst, wohin du siehst, nur Eitelkeit auf Erden.
Was dieser heute baut, reißt jener morgen ein.
Wo jetzund Städte stehn, wird eine Wiese seyn,
Auf der ein Schäfers-Kind wird spielen mit den Heerden.
Was jetzund prächtig blüht, soll bald zertreten werden.
Was jetzt so pocht und trotzt, ist morgen Asch und Bein.
Nichts ist, das ewig sey; kein Erz, kein Marmorstein.
Jetzt lacht das Glück uns an, bald donnern die Beschwerden.
Der hohen Thaten Ruhm muß wie ein Traum vergehn.
Soll denn das Spiel der Zeit, der leichte Mensch, bestehn?
Ach! was ist alles dies, was wir vor köstlich achten,

Als

phius von einem Jahre seines Lebens zum andern fortschritt, zeigen besonders die vielen Sonette, in denen er an Neujahrstagen, oder zur moralischen Feier seines Geburtstages, mit sich selbst philosophirt. Man muß den Mann persönlich achten, der auf diese Art ein reines Gefühl der Bestimmung des Menschen in seinem Herzen zu befestigen nicht müde wurde. Aber von der ästhetischen Kraft, mit der die Sonette Flemming's das Gemüth ergreifen, ist bei Gryphius wenig zu finden. Nur in der Kunst des Styls hat er es, als Sonettendichter, ungefähr eben so weit gebracht, wie Flemming.

Aber als Epigrammatist ragt Gryphius über Flemming, wie über Opitz, hervor. In den drei Büchern seiner Epigramme oder Beischriften, wie er selbst das griechische Wort verdeutscht, ist freilich auch des Gemeinen und Schlechten mehr, als des Vorzüglichen; aber nächst Logau, von dem bald weiter die Rede seyn wird, nimmt Gryphius unter den deutschen Epigrammatisten des siebzehnten Jahrhunderts den ersten Platz ein. Das religiöse und sententiöse Epigramm gelang diesem Dichter weniger, als das komische, aber zuweilen doch so, das Gedanke und Styl wenig zu wünschen übrig lassen o). Seine komischen Epigramme

Als schlechte Nichtigkeit, als Schatten, Staub und Wind;
Als eine Wiesen-Blum, die man nicht wieder find't!
Noch will was ewig ist kein einig Mensch betrachten.

o) Z. B. dieses:

Mein sind die Jahre nicht, die mir die Zeit genommen;
Mein sind die Jahre nicht, die etwa möchten kommen.

me gehören nicht zu den feinsten; aber treffendere und kräftigere hat die deutsche Litteratur dieses Zeitalters nicht aufzuweisen [p]).

Wenn

Der Augenblick ist mein; und nehm' ich den in Acht,
So ist Der mein, der Jahr und Ewigkeit gemacht.

p) Die folgenden mögen zur Probe dienen:

An Phyllis.

Dein Mann der glaubt, wie du; du glaubest, wie dein Mann;
Wie gläubig ist, wer ihm und dir noch glauben kann!

Auf Balbinus.

Wie seltsam ist's! Balbinus ist ein Dieb,
Und sein Weib hat stets fremde Männer lieb.
Er nimmt von Allen, was er immer kann,
Und diese beut sich Allen selber an.
Was dünkt euch wohl, das hieraus sey zu schließen?
Sie will sein Nehmen durch ihr Geben büßen.

An Phyllis.

Viel warten Phyllis auf; doch Keinem unter Allen
Gefällt sie, weil sie nur zu Vielen hat gefallen.

An die alte Caja.

Man lacht nicht, daß ihr alt; man lacht, glaubt mir, allein,
Daß ihr, die doch so alt, durchaus nicht alt wollt seyn.

An dieselbe.

Ich sage, daß ihr alt; ihr sagt, daß ich euch schmähe.
Glaubt ihr, daß ich, wie ihr, durch Brillen, Caja, sehe?

An dieselbe.

Fahrt wohl! Ich will von euch auf ewig ganz aufhören.
Hier gilt kein Scherzen mehr. Das Alter muß man ehren.

Wenn nun gleich das Epigramm so wenig, als die lyrische und didaktische Poesie, für einen Probierstein des dramatischen Talents gelten kann, läßt sich doch schon nach diesen Gedichten des Gryphius erwarten, daß es seinen dramatischen Arbeiten nicht an Kraft und Leichtigkeit des Styls fehlen könne, und daß in seinen Trauerspielen eine bestimmte moralische Tendenz mit einer gewissen Alltäglichkeit vorwalten werde. Dessen ungeachtet ist ein wahrhaft poetischer Geist, der nur einer besseren Leitung bedurfte, in den dramatischen Werken dieses Dichters nicht zu verkennen. Aber seine reiche und kühne Phantasie fand bei dem holländischen Theater, nach welchem sie sich richtete, gerade am wenigsten dasjenige, was ihr hätte zu Hülfe kommen müssen, wenn die dramatischen Gestalten, die sie erschuf, mehr als rohe Umrisse bleiben, und von jener innigen und tieferen Lebendigkeit, die das Gemüth ergreift und hinreißt, in schöner Haltung durchdrungen werden sollten. Auch wie ein Dichter, der auf sein eigenes Genie nicht mit Sicherheit rechnen kann, vor dem Gemeinen sich zu hüten hat, das an die Stelle des Poetischen sich eindrängen will, konnte Gryphius nicht von den Holländern lernen [q]).

Wenn

q) So muß ich wenigstens nach meiner, freilich sehr unvollkommenen, Kenntniß der holländischen Sprache und Litteratur urtheilen. In den dramatischen Gedichten des berühmten Joost van Vondel, die ich zur Vergleichung mit denen des Gryphius vor mir habe, finde ich weit mehr Cultur, als bei Gryphius, aber eben so wenig Feinheit und Individualität der Charakterzeichnung; eben so wenig Talent, die versteckteren, nicht auch dem gemeinsten Beobachter in das Auge sprin-

Wenn man die dramatischen Gedichte des Gryphius nicht unbillig beurtheilen will, muß man nicht vergessen, daß sie die ersten ihrer Art in der deutschen Litteratur sind. Weder die älteren Theaterstücke der Deutschen aus dem funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, noch die steifen Uebersetzungen und Umbildungen einiger antiken Trauerspiele, unter andern diejenigen, die sich unter Opitz'ens Werken finden, haben der Phantasie des Gryphius die Bahn vorgezeichnet. Die geistlichen Schauspiele in deutscher Sprache von Klai oder Clajus, dessen unten weiter gedacht werden soll, und eine tragische Dido von einem ungenannten Verfasser, waren kurz vorher bekannt, aber nicht berühmt geworden, und ohne merklichen Einfluß auf die Fortschritte der deutschen Litteratur geblieben, weil sie weder im älteren, noch im neueren Geschmacke den Ton trafen, den das Zeitalter hören wollte. Hätte Gryphius in Deutschland solche Vorgänger gehabt, wie Shakespear und Corneille, jeder in seinem Vaterlande, fanden, würde er, wenn gleich auch dann kein deutscher Shakespear, oder Corneille, doch ein vorzüglicherer dramatischer Dichter geworden seyn. Er empfand ganz richtig, daß der romantische Geschmack mit dem antiken verschmolzen werden müsse, wenn das deutsche Schauspiel sich über die Rohheit der vorigen Jahrhunderte erheben, und zugleich für das größere Publicum genießbar bleiben sollte. Darum band er sich gar nicht ängstlich an die Regel

springenden Regungen des menschlichen Herzens wahrzunehmen und in dramatischer Lebendigkeit darzustellen. Wie bei Gryphius, ist auch bei Vondel, viel müßige und triviale Natürlichkeit, und viel langweilige Declamation.

Regel der antiken Tragödie und Komödie. Nur im Ganzen folgte er dieser Regel. Wo er von ihr abwich, überließ er sich seinem Gefühle, das ihn immer zum Romantischen leitete. Aber dieses Gefühl war wenig geläutert; und die antike Regel deutete Gryphius nach den Grundsätzen, die man auf dem holländischen Theater angenommen hatte.

Unter den dreizehn Theaterstücken, die Gryphius hinterlassen hat, sind sieben Trauerspiele, von denen aber nur fünf ihm selbst angehören; denn eines ist aus dem Holländischen des Vondel, und eines aus dem Lateinischen des französischen Jesuiten Caussin oder Caussinus übersetzt. Uebereinstimmend mit den Grundsätzen, nach denen Vondel für das holländische Theater arbeitete, sind die Trauerspiele des Gryphius sämmtlich in Alexandrinern gereimt, aber auch mit einem Chor versehen, der ein Reigen heißt (wie bei den Holländern Rey), und in lyrischen Versen spricht. Mit den so genannten aristotelischen Einheiten hat sich Gryphius gerade so, wie Vondel, abgefunden. Die Einheit des Platzes oder der Scene hat er, als gar zu beschränkend, nicht angenommen, dafür aber desto strenger auf die so genannte Einheit der Zeit gehalten, vermuthlich um der scheinbaren Natürlichkeit willen. Bei jedem seiner Trauerspiele ist, wie bei den holländischen von Vondel, die Dauer der Handlung genau bezeichnet, damit man nicht glaube, daß sie viel über zwölf Stunden betrage. Die fünf Acte, in welche jedes Stück regelmäßig abgetheilt ist, heißen Abhandlungen; die Scenen: Eingänge. Sehr vortheilhaft unterscheiden sich die Trauerspiele des Gryphius von denen des Vondel

durch einen weit größeren Reichthum an innerer und äußerer Handlung. Zu jedem ist der Plan mit kühner Phantasie entworfen; und in der Ausführung ist so viel Mannigfaltigkeit, als das angenommene Gesetz der Zeit irgend zulassen wollte. Die Grenzen der gemeinen Natürlichkeit übersprang Gryphius ohne Bedenken. Das Wunderbare sogar schien ihm zur vollendeten Wirkung des Trauerspiels so viel beizutragen, daß er keine Veranlassung unbenutzt läßt, Geister erscheinen, oder Engel und andre übermenschliche Wesen auftreten zu lassen. Bei Vondel kommen die Geistererscheinungen nur zuweilen vor. Ein Hauptfehler der Trauerspiele des Gryphius gründet sich auf falsche Begriffe von tragischer Kraft und Größe. Um recht tragisch zu dichten, glaubte er, das Furchtbare und Erschütternde bis zum Zurückstoßenden, Empörenden und Gräßlichen treiben, bei Gelegenheit auch den Henker unter den mithandelnden und mitredenden Personen eine Rolle einräumen, und den Stoff durchgängig so behandeln zu müssen, daß eine derbe moralische und erbauliche Nutzanwendung hervorleuchte. Deßwegen thun die meisten seiner tragischen Scenen auf einen gebildeteren Geschmack eine widrige Wirkung. Gewöhnlich sind die Situationen ganz gut angelegt; der Ausführung fehlt es nicht an interessanten Partien; der Dialog ist zuweilen vortrefflich. Aber die Charaktere sind durchaus roh; und langweilige, oder bombastische Declamation, oder verkünstelte, durch ungeschickte Nachahmung des tragischen Styls der Griechen entstandene Wendungen des Dialogs stören fast überall die poetische Haltung. Den tragischen Chor läßt Gryphius gewöhnlich nach griechischer Art über den

Lauf

Lauf der menschlichen Dinge råsonniren; aber selten haben die Betrachtungen, die dieser Chor bei ihm anstellt, ein Interesse der Neuheit.

Der Stoff des Leo Armenius, der an der Spitze dieser Trauerspiele steht, und von einigen Kritikern für das vorzüglichste tragische Product des Gryphius erklårt wird, ist aus der byzantinischen Geschichte genommen, die, bekanntlich, an widrigen und das moralische Gefühl empörenden Begebenheiten reich, an großen und anziehenden Ereignissen sehr arm ist. Der Held des Stücks ist ein gewisser Michael Balbus, oberster Feldhauptmann des Kaisers, ein tapferer Soldat, übrigens ein grober, undankbarer, aufrührerischer, gemeiner Mensch, der eine Verschwörung gegen den Kaiser stiftet, um sich selbst auf den Thron zu schwingen. Der Kaiser, ein eben so gemeiner Theaterheld, ohne irgend einen interessanten Charakterzug, sucht den Rebellen anfangs noch durch Güte zu bessern. Da dieses Mittel fehl schlågt, låßt er ihn in gefångliche Verwahrung bringen, hålt mit seinen Råthen Gericht über ihn, und verurtheilt ihn, lebendig verbrannt zu werden. Der Chor oder Reigen, in dieser Scene bestehend aus Hofleuten, stellt Betrachtungen an über die Eitelkeit der menschlichen Dinge. Auf dringendes Bitten der Kaiserin wird die Hinrichtung aufgeschoben. Der Kaiser låßt Musik kommen, sich zu erheitern, und schlåft ein. Da erscheint ihm ein warnender Geist, zugleich mit einem Gespenste in der Gestalt des rebellischen Michael. Die Verschwornen im Gefångnisse sinnen auf neue Mittel zur Ausführung ihres Vorhabens. Ein Zauberer, der einen höllischen Geist erscheinen låßt, kommt ihnen

nen zu Hülfe. Und so rückt die Handlung noch durch eine Reihe ähnlicher Scenen fort, bis der Kaiser zuletzt wirklich von den Verschwornen ermordet, und der Rebell Michael Balbus zum Kaiser ausgerufen wird. Das Fehlerhafte dieser Composition, das besonders in der Katastrophe widrig hervortritt, wird auch nicht durch einen einzigen Charakter gemildert, für den man sich interessiren könnte. Ermüdende Declamation, breite Tiraden, verkünstelte dialogische Wendungen, kommen in Menge vor [r]).

Dessen

r) Mit einer prunkenden Rede, die Michael Balbus an seine Mitverschwornen hält, fängt das Stück an.

M i c h a e l.

Das Blut, das ihr umsonst für Thron und Kron gewagt,
Die Wunden, die ihr schier auf allen Gliedern tragt,
Der unbelohnte Dienst, das sorgenvolle Leben,
Das ihr müßt Tag für Tag in die Rappuse geben,
Des Fürsten grimmer Sinn, die Zwietracht in dem Staat,
Die Zanksucht in der Kirch, und Untreu' in dem Rath,
Die Unruh' auf der Burg, o Blumen aller Helden,
Bestreiten meine Seel, und zwingen mich zu melden,
Was nicht zu schweigen ist. Wer sind wir? Sind wir die,
Vor den der Barbar oft voll Zittern auf die Knie
Gesunken? vor den sich so hart als der entsetzet,
Der wenn er fleucht viel mehr, als wenn er steht, verletzet?
Wer sind wir? Sind wir die, die oft in Staub und Noth
Voll Blut, voll Muth und Geist, gepocht den grimmen Tod?
Die mit der Feinde Fleisch das große Land bedecket,
Und Sidas umgekehrt, und in den Brand gestecket,
Was uns die Waffen bot? Und schlafen jetzund ein,
Nun jeder über uns schier will Tyranne seyn?

Als

Dessen ungeachtet hat dieses mißrathene Trauerspiel nicht nur mehrere schöne Stellen; es blicken auch aus dem barbarischen Ganzen ein Gefühl für tragische Größe und ein Talent hervor, das viel mehr würde haben leisten können, wenn es sich nach andern Mustern gebildet hätte. Dieß zeigt sich besonders in den Geisterscenen [s]). Auch der Chor nähert

Als Probe des verkünstelten Dialogs mag der lächerliche Anfang der Scene dienen, wo der Kaiser mit seiner Gemahlin Theodosia zusammenkommt.

Theo. Mein Licht! Leo. Mein Trost! Theo. Mein Fürst! Leo. Mein Engel! Theo. Meine Sonn!
Leo. Mein Leben! Theo. Meine Lust! Leo. Mein Aufenthalt und Wonn!
Wie so betrübt, mein Herz? Theo. Was hat mein Fürst beschlossen?
Ach leider! ist nunmehr nicht Bluts genug vergossen?
Leo. Nicht Bluts genug, wenn man nach unserm Blute tracht?
Theo. Durch Blut wird unser Thron befleckt und glatt gemacht.
Leo. So trägt ein Fremder Scheu denselben zu besteigen.
Theo. So muß er endlich sich auf nassem Grunde neigen.
Leo. Die Nässe trucknet man mit Flamm' und Asche aus.
Theo. Die leichtlich unser Haus verkehrt in Staub und Graus.
Leo. Dies Haus wird stehn, dafern des Hauses Feinde fallen.

s) Z. B. in der folgenden, da ein Geist dem eingeschlummerten Kaiser auf dem Theater erscheint, während unter einer Trauermusik Lichter aus dem Boden steigen.

Auf, Kaiser, auf! und wache,
Wofern du wachen kannst! Doch nein! dein End ist dar!
Kein

nähert sich zuweilen dem griechischen, durch dessen Nachahmung er entstanden ist [t]).

Weit

Kein Schloß, kein Schild, kein Schwerdt, kein Tempel, kein Altar,
Schützt, wenn Gott blitzen will. Dein Engel schau ich weichen,
Dich sonder Haupt und Hand; und die zustückte Leichen
Umschleifen durch die Stadt. Dein Stamm muß untergehn;
Entgliedert und verhöhnt. Was willst du länger stehn?
Stoß, Michael! Stoß zu! Leo. Mord! Mord! Verrätherdegen!
Schild! Mord! Trabanten, Mord! helft mir den Feind erlegen!
Ihr Himmel! Was ist dies? Hat uns der Traum erschreckt?
Schaun wir dies wachend an! Wird durch Gespenst entdeckt
Was diesem Nacken dräut? Wen habt ihr hier gefunden?
Trab. Ganz niemand. Leo. Niemand? wie? Trab. Den Fürsten hielt gebunden
Ein unverhofter Schlaf. Wir drungen auf sein Wort
Bewehret ins Gemach. Er saß auf diesen Ort
Und rief nach Hülf und Schwerdt. Leo. Habt ihr sonst nichts vernommen?
Trab. Ganz nichts. Leo. Auch niemand sehn durch Wach' und Thüren kommen?
Trab. Nicht einen.

t) Nach griechischer Art spricht dieser Chor oder Reigen auch gewöhnlich in lyrischen Strophen und Antistrophen oder Sätzen und Gegensätzen, wie sie hier heißen. Z. B.

I. Satz.

Jungfrauen. Die freudenreiche Nacht,
In der das wahre Licht selbstständig uns erschienen;
In welcher der, dem Erd, und See, und Himmel dienen,
Vor dem die Höll erkracht,

Durch

Weit mehr poetische Kraft und Würde, übrigens dieselben Fehler, wie der Leo Armenius, hat das zweite dieser Trauerspiele: Katharine von Georgien; aber die Uebertreibung der tragischen Erschütterung bis zum Gräßlichen entstellt besonders dieses Stück. Die Heldin ist eine christliche Königin von Georgien in persischer Gefangenschaft. Als Prolog tritt die personificirte Ewigkeit auf, philosophirend über die Eitelkeit der irdischen Ehre, und über den Werth der himmlischen. Zwei treue Diener der Königin, abgesandt aus dem Vaterlande, wissen den Weg zum Gefängnisse zu finden, und überraschen sie mit angenehmen Nachrichten aus Georgien. Die Königin tritt mit einer religiösen Charaktergröße auf, die sie durch das ganze Stück behauptet. Rührend und schön und mit wahrer Zartheit ausgeführt ist die Scene, in der die Dienerinnen ihrer Fürstin die erste Nachricht von der geheimen Ankunft der Gesandten bringen, indem sie ihr eine Rose überreichen [u]). Die Raschheit des Dia-

Durch den, was Athem hohlt, muß leben,
Sich in das Thränenthal begeben;
In welchen Gott kam von der Wolken Zelt;
Die werthe Nacht erquickt die große Welt.

I. Gegensatz.

Priester. Der immer helle Glanz,
Den Finsterniß verhüllt, den Dunkel hat verborgen,
Reißt nun die Deck entzwey. Die Sonne, die, eh Morgen,
Eh der besternte Kranz
Der Himmel weiten Bau geschmücket,
Eh Ewigkeit selbst vorgeblicket,
Hervor gestralt in schimmernd lichter Pracht,
Geht plötzlich auf in schwarzer Mitternacht.

u) Hier ist eine Probe aus dieser Scene.

Cath.

Dialogs in einigen Stellen ist musterhaft [x]). Bald darauf erscheint der persische Schach Abbas selbst vor seiner

Cath. Von wannen, Salome, mit diesen Rosen-Zweigen?
Salo. Ich irrte durch den Hof, als ihre Majestät
Aufopfert unserm Gott ihr feuriges Gebet.
Da fand ich ohngefähr die neuen Sommers-Zeichen.
Cath. O Blumen, welchen wir in Wahrheit zu vergleichen!
Die schleust den Knopf kaum auf; die steht in voller Pracht,
Beperlt mit frischem Thau. Die wirft die welke Tracht
Der bleichen Blätter hin. Die edlen Rosen leben
So kurze Zeit, und sind mit Dornen noch umgeben.
Alsbald die Sonn entsteht, schmückt sie der Gärten Zelt,
Und wird in nichts verkehrt, sobald die Sonne fällt.
So küssen wir den Tag, benetzt mit eignen Thränen,
Und schwinden, wenn wir uns erst recht zu leben sehnen.

x) Z. B. in derselben Scene.
Salome. Glaubt ihre Majestät, was Tamaras geschrieben?
Cath. Wenn? wie? Durch wen? an uns? Sal. Was sollt ihn mehr belieben,
Als seiner Mutter Heil? Cath. O Himmel, kanns geschehen!
Salo. Will ihre Majestät Gesandten von ihm sehn?
Cath. Gesandten? Salo. Die ich vor, bey noch nicht hellem Morgen
In ein beschloßnen Ort auf diese Burg verborgen.
Cath. Wie hast du sie erkennt? wie kamen sie zu dir?
Salo. Ich öffnete des Nachts die hinter Garten-Thür.
Zwey Tage sinds, daß sie mich ohngefähr erblicket;
Nun bin ich unterweist, warum sie ausgeschicket.

Cath.

seiner Gefangenen, um ihr seine Liebe zu bekennen. Von diesem Auftritte an bewegt sich die Handlung mit vielem inneren Interesse um die Leidenschaft des verliebten Schach; die Standhaftigkeit der Königin, die alle seine Anträge zurück weiset; die Vermittelung der moskowitischen Gesandten am persischen Hofe, die alles versuchen, die Königin zu retten. Die Rolle des Chors ist an einigen Stellen den Jungfrauen, die mit der Königin in die Gefangenschaft gerathen sind, an andern den Geistern der von dem Schach Abbas ermordeten Fürsten zugetheilt. Endlich nachdem der Schach sogar die Krone umsonst der Gefangenen angetragen, die um keinen Preis dem Christenthume entsagen und sein Anerbieten annehmen will, geräth er in Wuth. Er befiehlt, die Unglückliche mit glühenden Zangen zu zerfleischen und dann lebendig zu verbrennen; und diese gräßliche Strafe wird vollzogen. Gryphius, nicht zufrieden damit, Leser und Hörer durch eine Beschreibung der entsetzlichen Todesart zu martern, bringt einen Theil der cannibalischen Scenen wirklich auf das Theater. Schon halb zerfleischt muß die Heldin noch ein Mal, ehe sie unter unsäglichen Qualen auf dem Scheiterhaufen den Geist aufgiebt, sich selbst dem Publicum zeigen, um sich im Vorgefühle der Freuden des Himmels als Muster des christlichen Heroismus darzustellen. Weder die allegorischen Personen, die Tugenden, der Tod, und die Liebe, die als Chor die

Cath. Sind sie denn nicht entdeckt? Salo. Sie leben unerkannt
Bey diesem, den der Czar der Reussen abgesandt.
Cath. O unverhofter Fall! O fremder Lauf der Dinge!

die Märtyrin trösten, noch die unnütze Reue, die der Schach nach der That empfindet, söhnen das durch diese empörenden Auftritte beleidigte Mitgefühl aus.

Ganz romantisch ist das Trauerspiel Cardenio und Celinde, nach einer seltsamen Wundergeschichte, die Gryphius in Italien hatte erzählen hören. Ein junger Mann, dem seine Geliebte untreu geworden, weil man sie über seine wahren Absichten getäuscht, und sie dadurch bewogen hatte, einem Andern ihre Hand zu geben, sinnt auf Mittel, sich ihr dennoch wieder zu nähern, und, wenn es nicht anders seyn kann, den ihm verhaßten Gemahl seiner Geliebten aus dem Wege zu räumen. Er verwickelt sich darüber in eine Bekanntschaft mit einem andern jungen Frauenzimmer, die für ihn eine eben so heftige Leidenschaft faßt, wie er für die verlorne Geliebte, die indessen schon ein Muster der Treue gegen ihren Gemahl geworden ist. Eine ruchlose Zauberin übernimmt die Beschleunigung der Entwickelung. Aber die Situationen werden immer verwickelter, bis zuletzt, im entscheidenden Augenblicke, durch abenteuerliche Geistererscheinungen der Knoten ganz anders gelöset wird, als man erwartete. Eine furchtbare Gewissenserschütterung bringt die Verliebten auf ganz andere Gedanken. Sie entsagen allen weltlichen Lüsten, und weihen sich der Buße und der überirdischen Liebe. So arm dieses Stück an tragischem Pathos ist, so interessant sind die Situationen angelegt. Keine Scene ist ohne dramatisches Leben. Die Rolle des Chors wird zum Theil von der bolognesischen Jugend, zum Theil phantastisch von allegorischen Personen, dem Jahre und den Jahrszeiten,

zeiten, gespielt. Wäre die Entwickelung von anderer Art, und die Ausführung der gut angelegten Scenen nicht überhaupt voll unzählicher Fehler gegen die Gesetze des guten Geschmacks, so würde man dem wahrhaft romantischen Compositionstalente, das Gryphius in diesem Trauerspiele gezeigt hat, leichter Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Auch die übrigen Trauerspiele dieses Dichters haben eine bestimmte moralische Tendenz, die sich bald mehr, bald weniger, in langweiligen Tiraden und verbrauchten Reflexionen ergießt, und die Wirkungen des poetischen Geistes, der aus mehreren Zügen spricht, im Ganzen und Einzelnen niederschlägt. In dem Carolus Stuardus oder Ermordete Majestät soll das Verbrechen des Königsmordes in seiner ganzen Entsetzlichkeit anschaulich gemacht werden. Daher erscheint der König Carl I. von England, dessen bekannter Tod hier dramatisirt ist, als ein exemplarischer Märtyrer; die Partei, die ihn auf das Blutgerüst führte, wird als eine Rotte von Heuchlern und Bösewichtern gebrandmarkt. Cromwell selbst spielt nur eine gemeine Rolle. Damit dem moralischen Effecte nichts mangele, erblickt einer der wildesten unter den Rebellen sogar in einer Vision, wie er und die meisten seiner Mitgenossen die verdiente Strafe empfangen werden. Zur Verstärkung dieser Vision muß sich ihr Inhalt zugleich sichtbar im Hintergrunde des Theaters offenbaren, wo der Eine gehenkt, der Andere geviertheilt wird, und Carl II. triumphirend den Thron besteigt. Geistererscheinungen (denn ohne diese glaubte Gryphius kein Trauerspiel vollenden zu können) fehlen auch nicht. Auf eine ähnliche Art sehen wir in dem Ster-

benden Papinianus diesen berühmten Rechtsgelehrten als ein Muster der strengsten Rechtschaffenheit unter der Tyrannei des unbändigen Caracalla erliegen. Außer mehreren Geistern erscheinen in diesem Trauerspiele auch die Furien oder, wie sie von Gryphius genannt werden, Rasereien, freilich ganz anders, als bei Aeschylus, aber doch, bei aller Rohheit, nicht ohne tragischen Effect xx).

Wie weit entfernt Gryphius von der falschen Meinung war, das neuere Schauspiel müsse sich unbedingt nach dem alten griechischen und römischen richten, zeigen auch seine Lustspiele. Nur auf Verlangen einer fürstlichen Person hat er den Schwärmenden Schäfer (Berger extravagant) aus

xx) Man höre z. B. die Alekto reden:

Rüstig ihr Schwestern! Es fordert die Rache
Glänzende Dolche. Beschleunigt die Sache.
Leget die dampfenden Fackeln bey Seite,
Bis man das Werkzeug der Strafen bereite.
Laßt uns die klingenden Hämmer aufschwingen!
Schreckliche Themis, es müsse gelingen,
Was wir, die Mörder zu stürzen, beginnen.
Sterbliche, folltet wir, schlummernde, können
Eure gehäufete Frevel vertragen,
Die uns zu richten und rechten betagen?
Eher wird Phöbe die Sonne verkennen,
Eher wird Thetis hell-lodernd verbrennen,
Als ihr, o Thörichte, je mit Gedeihen
Werdet die Rechte der Götter anspeyen.

Die Rasereyen zusammen.

So wie die Schläg' auf dies Eisen abgehen,
Müsse, wer schuldig, die Hämmer ausstehen!
So wie die Funken umfliegen und springen,
Müsse der [illegible] sein Herze durchdringen!
So wie sich Feuer und Stahl hier vermählen,
Muß ihn der Fluch auch durchbrennen und quälen!

aus dem Französischen des Thomas Corneille übersetzt. Um des moralischen Nutzens willen, der sich auf die Besserung des Hausgesindes bezieht, hat er das Lustspiel Die Säugamme aus dem Italienischen eines wenig bekannten Schriftstellers, des Girolamo Razzi, schon in seiner Jugend für das deutsche Theater bearbeitet, und in seinen reiferen Jahren noch ein Mal überarbeitet. Sein eigenes komisches Darstellungstalent neigte sich zu einer andern Gattung, der burlesken, die er, zur Unterscheidung von dem eigentlichen Lustspiele, Schimpfspiele und Scherzspiele betitelt. Ein solches Schimpfspiel ist das drollige Stück Herr Peter Squenz, das in der Grundlage ganz mit der theatralischen Episode in Shakespear's Sommernachtstraume übereinstimmt, wo eine Gesellschaft von Handwerkern zur Unterhaltung des Theseus und seiner Gemahlin die Geschichte des Pyramus und der Thisbe aufführt. Von Shakespear hat Gryphius diese heitere Posse nicht entlehnt. Er erzählt selbst, in einer komischen Vorrede, daß das Stück längst in Deutschland durch mehrere Hände gegangen, von dem Mathematiker Schwenter zu Nürnberg mit vielem Beifalle auf das Theater gebracht sey, und nun weiter ausgeführt und mit mehreren Personen vermehrt erscheine. Entweder hat also Shakespear selbst, mit dessen Genie Gryphius überall keine Bekanntschaft gemacht zu haben scheint, aus einer älteren Posse geschöpft, die auf irgend einem Wege auch nach Deutschland gekommen ist, oder, was wahrscheinlicher ist, ein Unbekannter, der an Shakespear's bewundernswürdigem Sommernachtstraum nur diese burleske Episode seiner besondern Aufmerksamkeit werth gefunden, hat sie aus

 England

England mit nach Deutschland gebracht, wo sie, wie Gryphius selbst sagt, "je länger, je weiter gegangen ist", bis unter den Händen des Gryphius der Peter Squenz aus ihr wurde. Auf Originalität der Erfindung darf Gryphius als Verfasser dieses Stücks in keinem Falle Anspruch machen. Die Ausführung ist caricaturmäßig und bei weitem nicht so fein, wie bei Shakespear, aber voll komischer Kraft und dramatischer Lebendigkeit [y]). Beinahe noch caricatur-

y) Nur um eine Probe des Styls zu geben, mag hier ein Fragment aus der Scene stehen, wo der Schulmeister Peter Squenz mit seiner Gesellschaft berathschlagt, wie sie "die Comödie von Pyramus und Thisbe tragiren" wollen.

Pickelhering. Das ist tröstlich! Es wird übermassen schön zu sehen seyn. Aber saget, Herr Peter Squenz, hat der Löwe auch viel zu reden? P. Sq. Nein, der Löwe muß nur brüllen. P. H. Ey so will ich der Löwe seyn; denn ich lerne nicht gern viel auswendig. P. Sq. Ey Nein! Mons. Pickelhering muß eine Hauptperson agiren. P. H. Habe ich denn Kopfs genug zu einer Hauptperson? P. Sq. Ja freylich. Weil aber vornehmlich ein tapferer, ernsthafter, und ansehnlicher Mann erfordert wird zum Prologo und Epilogo, so will ich dieselbe auf mich nehmen, und der Vorreder und Nachreder des Spieles, das ist Anfang und das Ende seyn.

Meister Krix. In Wahrheit. Denn weil ihr das Spiel macht, so ist billig, daß ihr auch den Anfang und das Ende daran setzet. M. Klip. Wer soll denn den Löwen nu tragiren? Ich halte, er stünde mir am besten an, weil er nicht viel zu reden hat. M. Krix. Ja mich dünket aber, es sollte zu schrecklich lauten, wenn ein grimmiger Löwe hereingesprungen käme, und gar kein Wort sagte. Das Frauenzimmer würde sich zu heftig entsetzen. M. Klotz. Ich halte es auch dafür. Sonderlich wäre rath-

ricaturmäßiger ist der Horribilicribrifax, ein Scherzspiel, wie Gryphius es nennt, das ganz ihm selbst anzugehören scheint. Die Satyre dieses Stücks trifft besonders die abgeschmackte Prahlerei renommistischer Officiere, dergleichen es im dreißigjährigen Kriege, besonders gegen das Ende, da das Religionsinteresse von beiden Seiten ziemlich abgekühlt war, viele gegeben haben mag. Die Intrigue ist nicht übel. Zwei solcher Officiere, Horribilicribrifax und Daradiridatumdatides, beide kaiserliche Hauptleute außer Diensten, suchen ihr Glück durch eine vortheilhafte Heirath zu machen. Der eine bestürmt mit seinen Liebesanträgen ein stolzes, junges Frauenzimmer, die, von seiner Prahlerei bestochen, um seiner willen einen würdigeren Liebhaber zurück weiset, und dadurch bestraft wird, daß der Windbeutel seinen Zweck bei ihr erreicht. Der zweite dieser Helden, nach welchem das Stück sich nennt, ist nicht so glücklich. Die Schöne, die er zu erobern sucht, ist ein Mädchen von strenger Tugend. Sie weiset seine Anträge mit desto mehr Verachtung zurück, weil er eine alte Kupplerin zur Mittelsperson gewählt hat, seine Angelegenheiten bei ihr zu besorgen. Sein Nebenbuhler, ein alter verliebter Schulmeister, der es eben so ernstlich auf dieselbe Schöne anlegt, bleibt dafür zur Strafe zuletzt an der alten Kupplerin hängen. Die Charaktere sind sämmtlich derb; überladen bis bis zur Monstrosität;

rathsam, wegen schwangerer Weiber, daß ihr nur bald anfänglich sagtet, ihr wäret kein rechter Löwe, sondern nur Meister Klipperl, der Schreiner.

P. H. Und zum Wahrzeichen lasset das Schurzfell durch die Löwen-Haut hervorschlenkern.

strosität; aber gut gehalten. Unter den lustigen Einfällen, mit denen das Stück ausgestattet ist, sind mehr platte, als geistvolle; (aber eine Ader des kräftigen Witzes läuft doch durch die meisten Scenen. Auch die Sprachmengerei, die damals den Deutschen geläufig wurde, wird in diesem Lustspiele zur Schau ausgestellt. Die beiden Prahler vom Militärstände werfen unaufhörlich mit französischen, italienischen und spanischen Brocken um sich; der verliebte Schulmeister, dem diese galante Sprachkenntniß mangelt, ist dafür desto reichlicher mit lateinischen und griechischen Wörtern und Phrasen versehen. Wäre nicht auch dieser Theil der Satyre eben so, wie die Charaktere, durch ungeheure Ueberladung bis zum Widerlichen getrieben, so würde die komische Kraft des Stücks auch in einem gebildeteren Zeitalter ihr Ziel nicht verfehlen [z]).

Unbe-

z) Hier ist eine Scene, in welcher der verabschiedete Hauptmann Horribilicribrifax Donnerkeil sich mit seinem Pagen unterhält.

Horrib. Was? Daß der Kayser Friede gemacht habe sonder mich um Rath zu fragen? Oh guaita! novella de spiritare il mondo!

Page. So sagen sie, daß der Kayser Frieden gemacht habe mit dem König in Schwaben.

Horrib. Mit dem König in Schweden willst du sagen.

Page. In Schweden oder Schwaben, es ist mir eins.

Horrib. Friede zu machen sonder mich? A questo modo, si! Hat er nicht alle seine Victorien mir zu danken? Hab ich nicht den König in Schweden niedergeschossen? Bin ich nicht Ursach, daß die Schlacht vor Nördlingen erhalten? Habe ich nicht den Sachsen sein Land eingenommen? Habe ich nicht in Dännemark solche Reputation eingelegt? Was wär es auf dem weißen Berge gewesen sonder mich? E che

fama

Unbedeutend und fast ganz geschmacklos ist unter den dramatischen Werken des Gryphius die Majuma, ein kleines Festivitätsstück oder, wie es von seinem Verfasser genannt ist, ein Freudenspiel zu Ehren Ferdinand's III., als er zum römischen König erwählt worden. Es gehört zu einer Gattung von allegorischen Singspielen, die damals auch außerhalb Deutschland beliebt war. Eine vorangeschickte Notiz lehrt uns, daß dieses Stück im Jahre 1653, ohne Zweifel mit Beifall, aufgeführt ist. In einem Lustwalde und Blumengarten beklagt sich eine Schäferin Chloris über die Untreue des Zephyr, der sie verlassen hat. Merkur sucht sie zu trösten. Zephyr stellt sich wieder ein, mit vielen Entschuldigungen, weil ihn der König Aeolus durch den Boreas in Fesseln von Eis legen lassen. Beide stimmen nun bittere Klagen über den Mars an, der den schönen Blumengarten so verwüstet habe. Aber Merkur bringt den Mars, als Symbol des geendigten dreißigjährigen Krieges, in Fesseln herbei. Mars entschuld-

fama non m'acquistai, quando contesi col Gran Turco? Pfui! Tritt mir aus den Augen! Denn ich erzürne mich zu Tode, wo ich mich recht erbittere. Vinto dal ira, caldo e bollente, e dallo sdegno arrabbiato, so erwische ich den Stephans-Thurm zu Wien bey der Spitzen, und drücke ihn so hart darnieder, si forte in terra, daß sich die ganze Welt mit demselben umkehret als eine Kegelkeul.

Page. Ey Signor mio. Wo wollten wir denn stehen bleiben?

Horrib. Non temere! Als wenn sich jemand kümmern dürfte, der bey mir stehet! Laß mich darvor sorgen! Aber, siehe da, meine Sonne, mein Leben, meine Göttin erscheinet. Signora mia, bella di corpo, bellissima d'animo!

entschuldigt sich; legt Gärtnerkleidung an. Während er den Garten wieder in Ordnung zu bringen anfängt, ereignet sich eins der größten Wunder, die je auf der Bühne gesehen worden. Chloris, Maja und Zephyr werden plötzlich in drei Kaiserkronen, eine bekannte Art von Blumen, und Mars selbst wird, was noch wunderbarer ist, in den doppelten kaiserlichen Adler verwandelt. Daß ein Dichter von den Talenten des Gryphius durch eine Erfindung, wie diese, etwas Geistreiches hervorgebracht zu haben sich einbilden, und daß die Erfindung dem Publicum gefallen konnte, brachte der Geschmack des Zeitalters mit sich. In einem andern Singspiele, dem Piastus, läßt Gryphius bei diesem alten polnischen Könige, der aus der Bauerhütte auf den Thron erhoben worden seyn soll, leibhafte Engel einkehren, die von ihm, wie vormals von dem Erzvater Abraham, bewirthet werden, sein Haus segnen, und ihm seine glorreiche Bestimmung kund thun. Dieses Singspiel hat, bei seiner Geringfügigkeit, doch einen gewissen romantischen Zuschnitt. Es kann zugleich mit den übrigen dramatischen Werken dieses Dichters zum Beweise dienen, daß Gryphius unter günstigeren Umständen der Stifter eines gebildeteren romantischen Drama's in der deutschen Litteratur hätte werden, und dadurch dem deutschen Theater einen Dienst thun können, den es von den pedantischen Nachahmern der griechischen und französischen Formen nicht erwarten durfte.

Unter die vorzüglicheren Männer aus der opitzischen Schule muß auch der Epigrammatist Logau gestellt werden, ob er gleich in der schönen Littera-

tur

tur nur durch seine Epigramme sich ausgezeichnet hat, also nicht zu den Dichtern im höheren Sinne des Worts gehört.

Friedrich von Logau, aus einer schlesischen Familie von altem Adel, war geboren im Jahre 1604; studirte die Rechte; wurde Canzleirath bei einem Herzoge von Liegnitz; und starb im Jahre 1655. Dieß ist beinahe alles, was wir noch von seinen Lebensumständen wissen. Die Geschichte der Epigramme, die seinen Nahmen auf die Nachwelt gebracht haben, hat er zum Theil in einigen dieser Epigramme selbst angedeutet; zum Theil lernt man sie kennen aus der Folge der Ausgaben. Logau arbeitete flüchtig. Er warf seine Einfälle in Versen schnell auf das Papier; vielleicht, um desto bequemer von sich den Vorwurf abzuwehren, den er anhören mußte, daß er mit solchen Dingen die Zeit verderbe, die er dem Corpus Juris widmen solle. Diese Verhältnisse, in denen er als Geschäftsmann stand, mögen ihn auch veranlaßt haben, als er seine Epigramme drucken ließ, sich nicht mit seinem wahren Nahmen als Verfasser zu nennen. Doch machte er es dem Publikum nicht schwer, ihn zu errathen, da er sich mit versetzten Buchstaben seines wahren Nahmens Salomon von Golaw oder Golau vor den Sammlungen unterzeichnete, die er herausgab. Die erste dieser Sammlungen, zweihundert Einfälle enthaltend, vom Jahre 1638, betitelte er Deutsche Reimsprüche. Vor der zweiten, die erst lange nachher, vermuthlich im Jahre 1654, folgte, sind die Epigramme Sinngedichte genannt. Diese zweite Ausgabe, die Logau noch selbst besorgt hat, kündigt auf dem Titel nicht weniger als drei

L 5 tausend

tausend solcher Producte des Witzes an. Dazu kommen noch fünfhundert und drei und funfzig in den Nachträgen. Ungeachtet dieses beträchtlichen Geschenks, das Logau dem deutschen Publicum machte, scheint doch sein Nahme bei seinen Zeitgenossen wenig gegolten zu haben. Auch unter den Mitgliedern der fruchtbringenden Gesellschaft, in die er aufgenommen war, scheint er nicht sonderlich beachtet worden zu seyn. Sein Verdienst gerieth in Vergessenheit, bis es um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts durch Lessing und Ramler wieder aus dem Dunkel hervorgezogen wurde. Erst seit dieser Zeit gehört Logau zu den bekannteren deutschen Dichtern des siebzehnten Jahrhunderts [a]).

Logau ist in der neueren Litteratur der einzige Epigrammatist, der, wie Martial unter den römischen Autoren, nur durch Epigramme sich ausgezeichnet, und eine solche Menge von eignen Einfällen in Verse gebracht hat; man müßte denn den Engländer

a) Die Notizen zur Lebensgeschichte Logau's finden sich zuerst gesammelt vor der Auswahl seiner Sinngedichte, die Lessing und Ramler im Jahre 1759 herausgaben unter dem Titel: Friedr. v. Logau Sinngedichte, zwölf Bücher; Leipz. 1759, in 8. Schon in dieser Ausgabe ist der Styl verändert, nach Ramler's Art; noch mehr in der folgenden, von Ramler allein besorgten: Fr. v. Logau Sinngedichte, auf's neue überarbeitet u. s. w. von K. W. Ramler, Leipz. 1791, in 2 Octavbändchen. Die erste echte Ausgabe hat den Titel: Erstes hundert deutscher Reimsprüche Salomons von Golaw; Breßlau, 1638, in 8. Die zweite, vollständige, von Logau selbst herausgegebene heißt: Salomons von Golaw teutscher Sinngedichte drey Tausend, u. s. w. (mit Vorerinnerungen und Anmerkungen von dem Verfasser), ohne Jahrzahl, vermuthlich vom Jahre 1654.

länder Heywood aus dem sechzehnten Jahrhundert, der aber nicht viel mehr, als dem Nahmen nach, bekannt geblieben ist, in die Reihe aufnehmen wollen [b]). Neben Martial darf Logau nicht gestellt werden, wenn die Politur des Styls die Rangordnung bestimmen soll, obgleich auch bei Logau der Ausdruck meistens präcis, und dem opitzischen so weit nachgebildet ist, als die Flüchtigkeit, mit der dieser Epigrammatist seine Einfälle auf das Papier warf, eine absichtliche Nachahmung zuließ [c]). Mit der Wahl der Gedanken, die er in epigrammatischer Form zusammen reimte, nahm er es eben so wenig genau. Auch unwitzige und platte Einfälle brachte er in Verse, wenn er sich bewußt war, daß sie ihm selbst angehörten. Dafür aber hat sich auch Logau nicht, wie die meisten neueren Epigrammatisten, mit fremdem Gute bereichert. Weder aus der griechischen Anthologie, noch aus den Werken des Catull, Martial, Ausonius, oder ihrer Nachahmer, hat er Einfälle entlehnt, einige wenige vielleicht ausgenommen. Unter einem Sinngedichte überhaupt scheint er sich nichts weiter gedacht zu haben, als eine treffende Reflexion in metrischer Form. Der kleinste Theil seiner Epigramme ist komisch. Die meisten sind eigentliche Reimsprüche, wie er selbst

b) Vergl. diese Gesch. der Poesie und Beredს. Band VII, Seite 165.

c) Diese Flüchtigkeit gesteht Logau selbst ein. In einem Epigramme, nach seiner Art, sagt er:

> Ich schreibe Sinngedichte; die dürfen nicht viel Weile;
> (Mein anders Thun ist pflichtig) sind Kinder freier Eile.

Mit dem andern Thun, das er hier das pflichtige nennt, meint er seine juristischen Amtsgeschäfte.

selbst in der ersten Ausgabe sie überschrieben hat. Einige gehen durch Erweiterung der Reflexion in das moralische Lehrgedicht über. Fein sind wenige; aber aus den vorzüglicheren spricht ein kräftiger und gesunder Verstand, der bald mehr, bald weniger, auch Witz genannt werden kann. Einige können wahrhaft poetisch heißen [d]). Die wenigen unanständigen wird man ihm leicht verzeihen. Und wenn denn auch über zwei Drittheile dieses epigrammatischen Nachlasses von Logau vor der Kritik auf keine Art bestehen können, bleibt doch in dem übrigen Drittheile genug übrig, das diesen Epigrammatisten der Nachwelt werth machen muß [e]).

Einige

d) Für ein Muster eines wahrhaft poetischen Epigramms kann doch wohl das folgende Distichon gelten, dem ich, so bekannt es ist, um derer willen, die es noch nicht kennen, den kleinen Platz, den es hier einnimmt, nicht versagen kann.

An den Mai.

Dieser Monat ist ein Kuß, den der Himmel giebt der Erde,
Daß sie jetzo seine Braut, künftig aber Mutter werde.

e) Mehrere Beispiele von Logau's epigrammatischem Verstande und Witze hier anzuführen, würde Verschwendung des Raums seyn, da die besten seiner Epigramme noch neuerlich, nachdem schon Ramler und Lessing Logau's Andenken wieder auferweckt hatten, in die Epigrammatische Anthologie von Haug und Weisser (Theil I.), und auch in die von Hrn. Schütz aufgenommen sind.

Einige andere deutsche Dichter aus der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts.

Der Einfluß, den Opitz auf sein Zeitalter hatte, zeigt sich im ganzen Umfange der deutschen Poesie aus der **ersten** Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts. Durch das Beispiel, das dieser Geschmacksreformator gegeben, wurde ein neuer Trieb, die deutsche Poesie weiter zu bringen, mitten unter den Hindernissen, die der lange Krieg allen Musenkünsten in den Weg legte, durch ganz Deutschland verbreitet. Auch die deutschen Dichter, die nicht eigentlich zur opitzischen Schule gehören, nahmen wenigstens zum Theil den französisch-holländischen Geschmack an, nach welchem die opitzische Poesie sich gebildet hatte; und wer unter ihnen in der Sprache und im Styl nicht zurückbleiben wollte, suchte sich wenigstens einigermaßen wie Opitz auszudrücken. Dieß hatte die gute Folge, daß durch die Sprachmengerei, die schon damals in Deutschland herrschte, die poetische Litteratur der Deutschen in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts nur noch wenig entstellt wurde. Auch zeigt sich bei den meisten deutschen Dichtern aus der opitzischen Periode, ungeachtet aller Abweichungen von den Gesetzen des guten Geschmacks, noch vieles, das im besten Sinne des Worts Deutsch heißen kann; Stärke und Tiefe des Gefühls; ein männlicher Geist; und ein ernstlicher Eifer für das Wahre und Gute. Genau läßt sich die Reihe dieser Dichter, weder nach Jahrzahlen, noch nach dem Geiste und Style, absondern von denen, die sich gegen das Ende der opitzischen Periode, oder zu Anfange der **zweiten** Hälfte desselben Jahrhunderts, an **Hofmannswaldau**,

den

den Stifter einer zweiten schlesischen Dichterschule, anschlossen, aus der eine andere, von der opitzischen sehr abweichende Art, zu dichten, hervorging. Die ganze Reihe, ihren Bestrebungen und Verdiensten nach, am leichtesten zu übersehen, wollen wir die hier zu nennenden Dichter nach den Dichtungsarten ordnen und, dieser Ordnung gemäß, der kritischen Anzeige der Werke eines jeden dieser Dichter einige biographische Notizen sogleich an der Stelle beifügen, wo seiner zuerst wird gedacht werden müssen.

I. Keine Art von Poesie machte in der deutschen Litteratur während der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts so entschiedene Fortschritte, als die lyrische.

Seit dem Untergange des alten romantischen Minnegesangs hatte es beinahe geschienen, als ob die Deutschen keine lyrischen Gedichte mehr erhalten sollten, außer dem handwerksmäßigen Meistergesange, dem Kirchenliede, und dem vernachlässigten Volksliede. Aber kaum hatten Weckherlin und Opitz den neuen Ton angegeben, den das Zeitalter hören wollte, so zeigte sich, daß die seltene Pflege, die der lyrischen Poesie bei den Deutschen in den romantischen Jahrhunderten zu Theil geworden, keine zufällige Erscheinung gewesen war, und daß zu keiner Art von Poesie eine bestimmtere Anlage in der deutschen Denk- und Sinnesart liegt, als eben zu der lyrischen. Selbst Flemming, der vorzüglichste der lyrischen Dichter der Deutschen aus dem siebzehnten Jahrhundert, wurde nur als Einer unter den Vielen bemerkt, wegen der Menge von Dichtern und Reimern, die durch ganz Deutschland während

des

des dreißigjährigen Krieges ihre Gefühle und Reflexionen, so gut jeder konnte, in geistlichen und weltlichen Liedern ergossen. An die opitzische Manier konnten diese Liederdichter schon deswegen sich nicht binden, weil Opitz selbst in der lyrischen Poesie nur wenig geleistet hatte, das durch mehr, als Kunst des Styls, zur Nachahmung reizen konnte. Besonders brachten die nürnbergischen Pegnitzschäfer, deren im vorigen Capitel gedacht wurde, auch in die lyrische Poesie einen Geschmack, der sich ziemlich weit von dem opitzischen entfernte. Doch nahmen die correcteren dieser Dichter im Ganzen fast alle die Sprache an, die seit Opitz das Ende der Dialekte in der poetischen Litteratur der Deutschen bezeichnet. Einen Anstrich von vornehmerer Bildung suchte man der lyrischen Poesie auch dadurch zu geben, daß man allerlei Gelehrsamkeit, besonders mythologische, in sie herüber zog, und jedes Lied in diesem neuen Style eine Ode nannte.

Zuerst ist in dieser Reihe zu nennen Opitz'ens Freund Julius Wilhelm Zinkgref oder Zinkgräf, geboren zu Heidelberg im Jahre 1591. Er hatte die Rechte studirt, und auf Reisen in Frankreich, England und den Niederlanden sich zum Weltmanne gebildet. Durch den Krieg aus seiner Vaterstadt vertrieben, stand er einige Zeit als Dolmetscher und Secretär im Dienste eines französischen Gesandten. Er starb, wie Opitz, an der Pest im Jahre 1635. Das Verdienst, das er sich mit patriotischem Eifer um die deutsche Sprache und Litteratur erworben hat, gründet sich vorzüglich auf seine deutschen Apophthegmen, deren genauere Anzeige in die Geschichte der deutschen Prose dieses

Zeit-

Zeitalters gehört. Seine Lieder, deren nicht viele sind, und zu denen er durch den Eindruck, den Opitz'ens Gedichte auf ihn gemacht hatten, begeistert worden zu seyn scheint, gab er beiläufig mit den Gedichten von Opitz heraus, deren erste Ausgabe er besorgt hat. Sie sind bald darauf selten geworden [ee]).

Zu den ersten Nachahmern Opitz'ens gehört ferner August Buchner, geboren zu Dresden im Jahre 1591. Er wurde Professor der Dichtkunst zu Wittenberg, und lebte bis zum Jahre 1661. Seine deutschen Lieder sind wenig bekannt geworden. Auf das Zeitalter hat er besonders durch das Beispiel gewirkt, das er als der erste Professor gegeben, der nicht unter der Würde seines Amts gehalten hat, außer den lateinischen Versen, zu deren Verfertigung ihn seine Lehrerstelle verpflichtete, auch deutsche zu machen, um die Litteratur in der Muttersprache empor bringen zu helfen [eee]).

Von

ee) In der neben mir liegenden Ausgabe der deutschen Apophthegmen, deren im folgenden Capitel weiter gedacht werden wird (Amsterdam, 1653, in 8.), heißt dieser verdienstvolle Mann auf dem ersten Titelblatte Zinkgräf, auf dem zweiten und unter der Zueignung Zinkgref. Proben seiner Lieder kann ich nicht mittheilen, da mir seine Ausgabe der Gedichte Opitz'ens (vom J. 1616) nicht zu Gesicht gekommen ist, und der neue Abdruck dieser Lieder in Zachariä's Auserlesenen Stücken der besten deutschen Dichter von Opitz bis auf unsre Zeit, wo man auch biographische Nachrichten über Zinkgref findet, mir nicht zur Hand liegt.

eee) Nachrichten von Buchner's Leben finden sich in Adolphi Clarmundi Lebensbeschreibungen etlicher Hauptgelehrten

Von Buchner ermuntert, wurde Zacharias Lundt oder Lundius einer der vorzüglichen Liederdichter seiner Zeit, und doch wenig bekannt. Von seinen Lebensumständen hat sich nur die Nachricht erhalten, daß er in den ersten Decennien des siebzehnten Jahrhunderts in Holstein, oder Schleßwig, sich aufgehalten hat, und mit dem dänischen Hofe in Verbindung gewesen ist. In der Sammlung seiner Gedichte, die er im Jahre 1636 herausgegeben, ist des Gelungenen so viel, daß das Andenken dieses Dichters mit Auszeichnung erneuert werden muß [eeee]). Lyrisch sind die meisten dieser Gedichte, auch mehrere unter denen, die in Alexandrinern gereimt sind. Sie haben im Ganzen einen heiteren Ton, der sich auch wohl zum Ueppigen und Muthwilligen neigt. Sprache und Styl haben so viel Cultur und Leichtigkeit, wie bei irgend einem deutschen Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Ge-

ten Männer (Wittenberg, 1704 ff.) Th. II. Proben von den Liedern dieses Dichters sind gegeben in der bekannten Dissertation von Neumeister de claris poëtis &c.

eeee) Mehreren Litteratoren scheint dieser gewiß nicht gemeine Liederdichter noch immer unbekannt zu seyn. Nur in Koch's Compendium der deutschen Litt. Gesch. Th. II. S. 89. finde ich ihn angeführt. Die neben mir liegende Ausgabe seiner poetischen Werke hat den Titel: *Zachariae Lundii* Allerhand artige deutsche Gedichte, *Poëmata*, samt einer zu End angehängten Probe auserlesener, scharffsinniger, kluger Hof- und Scherz-Reden, *Apophthegmata* genannt. Leipzig 1636, in 4to. Angehängt sind auch einige holländische Gedichte. Unter der Zueignung nennt sich der Dichter ohne lateinische Endigung Lundt.

Gedanke und Gefühl strömen zuweilen in sehr anmuthiger Harmonie [f]). Auch gewöhnliche Reflexionen haben durch Sprache und Styl einen lyrischen Schwung erhalten. Seine Scherze sind hier und da, wenn auch nicht besonders fein, doch anmuthig und

f) Z. B. in dem folgenden Liede:

"Freilich kann uns Liebe binden;
Aber, Schönste, nicht die Hand.
Was hilft, schöne Bände winden?
Liebe brauchet gar kein Band.
Liebe muß das Herze fassen;
Liebe muß nicht abelassen.

Freilich kann uns Liebe binden;
Aber nicht durch Reim allein.
Wörter müssen bald verschwinden;
Liebe will beständig seyn.
Sie darf keine Verse schreiben.
(Braucht keine zu schreiben.)
Was sie bindt, muß doch fest bleiben.

Freilich kann uns Liebe binden.
Warum aber diesen Tag?
Wird man denn mehr keinen finden,
An dem Liebe binden mag?
Liebe will nicht seyn gebunden;
Bindet selber Tag und Stunden.

Freilich kann uns Liebe binden;
Lösen aber ist ein Tand (eitle Mühe).
Wer mag wohl die Kunst erfinden,
Aufzulösen Liebeband?
Liebe bindet gar zu fest,
Das sich nicht leicht lösen läßt."

Welcher neuere Dichter dürfte sich dieses Liedchens schämen? Was könnte er an ihm verbessern, außer dem Veralteten der Sprache? Und aus Liedern, wie dieses, besteht die Hälfte der Sammlung. Mehrere sind hier und da noch ausdrucksvoller und geistreicher.

und drollig [ff]). Daß er sich vorzüglich nach französischen und holländischen Dichtern gebildet, gesteht er selbst.

Eine andere Richtung erhielt die lyrische Poesie durch die beiden Stifter des Pegnitzschäferordens, Harsdörfer und Klai, Opitz'ens Zeitgenossen. Georg Philipp Harsdörfer, aus einer angesehenen Patrizierfamilie zu Nürnberg, lebte vom Jahre 1607 bis 1658; kein Mann von großem Geiste, aber von außerordentlicher Belesenheit, litterarischer Thätigkeit, und mannigfaltigen Talenten. Fünf Jahre war er auf Reisen gewesen in Holland, Frankreich,

ff) Z. B. das komische Lob des Höckers einer Schönen dreht sich drollig genug um den Gedanken, daß die Natur in allen ihren vorzüglichen Werken auf das Runde hinarbeite.

"Rund stehn Berg und Thal beisammen;
Große Bäume, kleine Reis,
Wachsen alle runder Weis,
Rund an Aesten, rund an Stammen.
Feld und Wald giebt dort und hier
Rundes Korn und Kraut herfür.

Rosen in der Morgenstunde
Stehn beperlt mit rundem Thau.
Gott hat diesen schönen Bau
Ganz formiret in die Runde.
Selbst der Mensch, die kleine Welt,
Ist in runder Art gestellt.

Schau die allerschönsten Weiber!
Alles ist an ihnen rund;
Runde Wangen, runder Mund,
Runde Bäuche, runde Leiber;
Runde Nase, rundes Kinn;
Runde Köpfe, runder Sinn."

reich, England, und Italien. Die Sprachkenntnisse, die er von diesen Reisen mitbrachte, setzten ihn in den Stand, vieles, was damals den Deutschen neu war, unter ihnen in Umlauf zu bringen. Seine Wißbegierde ließ keine Art von Gegenständen ganz unberührt. Er hieß deßwegen in seiner Vaterstadt, wo er zuletzt als Mitglied des hohen Raths auch eine der vornehmsten bürgerlichen Ehrenstellen bekleidete, vorzugsweise der Gelehrte; und wo man auch sonst in Deutschland von ihm sprach, wurde er gewöhnlich der gelehrte Harsdörfer genannt. Bis nach Italien verbreitete sich seine Celebrität, nachdem er ein Werkchen von Loredano, der damals für einen vorzüglich geistreichen Kopf galt [g]), in das Deutsche übersetzt, und dafür von diesem Schriftsteller ein Danksagungsschreiben voll Lobeserhebungen erhalten hatte. Lateinisch schrieb Harsdörfer so geläufig, als Deutsch. Kenntnisse und guten Geschmack in Deutschland zu verbreiten, und besonders die deutsche Litteratur in Aufnahme zu bringen, war ihm eine ernste Angelegenheit. Seine sämmtlichen, meistens historischen und zur schönen Litteratur gehörenden, deutschen und lateinischen Schriften, davon aber keine über das siebzehnte Jahrhundert hinaus berühmt geblieben ist, betragen sieben und vierzig Bände. Für einen vorzüglichen Dichter wurde Harsdörfer zu seiner Zeit eben so allgemein, als für einen großen Gelehrten, gehalten. Er war weder das Eine, noch das Andere; denn seine Gelehrsamkeit bestand nur in einer sehr ausgebreiteten, aber auch sehr oberflächlichen Belesenheit, von der er als

g) Vergl. den 2ten Band dieser Gesch. der Poesie und Beredſ. Seite 510.

als gewandter Schriftsteller reichlichen Vortheil zu ziehen wußte; und seine poetischen Schriften sind, ein Paar Liedchen ausgenommen, nur Versuche, gemeinnützige Wahrheiten nach seinem Geschmacke auf eine sinnreiche Art einzukleiden. Ueberhaupt galt diesem lebhaften Kopfe das Sinnreiche, nächst dem Gemeinnützigen, über Alles. In jedem seiner, poetischen sowohl, als prosaischen, Producte sollte sich eine besondere Art von Witz zeigen. Seine Muster waren die damals glänzenden schönen Geister aus den witzelnden Schulen des Marino und Loredano. Aber ungeachtet der vielen, oft kleinlichen, oft ganz geschmacklosen Spielereien, denen Harsdörfer, um immer geistreich zu erscheinen, sich hingab, blieb er ein verdienstvoller Mann von kräftigem und gesunden Verstande. Was er für die schöne Prose und für die Kritik in der deutschen Litteratur gethan hat, soll im folgenden Capitel dieses Buchs angezeigt werden. Auch unter den didaktischen Dichtern wird er wieder genannt werden müssen. Die meisten seiner Lieder und Sonette, die geistlichen abgerechnet, die sich in seinen Sonntagsandachten, einem Erbauungsbuche, finden, sind eingewebt in seine Frauenzimmergesprächspiele, ein sonderbares Quodlibet von acht Bänden, in denen die Form eines geselligen Unterhaltungsspiels benutzt ist, alle Arten von Kenntnissen, die einem gebildeten Manne und, nach Harsdörfer's Meinung, auch einem gebildeten Frauenzimmer nicht fehlen dürfen, in eine Verbindung zu bringen, die in gleichem Grade moralisch, erbaulich, und geistreich seyn soll. Der größte Theil des Inhalts ist aus fremden Sprachen und Schriftstellern zusammen gelesen. Unter den geistlichen und weltlichen Liedern in diesen Gespräch-

spielen sind einige, die beweisen, daß der gelehrte Harsdörfer nicht ohne Talent zur lyrischen Poesie war. Die meisten sind aber mehr raffinirte Spiele eines trockenen Witzes, als geistreiche Aussprüche wahren Gefühls. Die Sprache hat sich vom nürnbergischen Provinzialismus nicht ganz frei gemacht, und ist überhaupt weniger correct, als die opitzische. Aber ein künstlerisches Bestreben, Sprache und Styl auf die Art auszubilden, die Opitz beliebt gemacht hatte, blickt auch aus den mißrathenen dieser Lieder Harsdörfer's hervor. Seine Sonette haben keinen lyrischen Ton [gg]).

Von

gg) Die in mehreren älteren litterarischen Werken zerstreut liegenden Notizen zur Geschichte Harsdörfer's und seiner Autorschaft sind gut benutzt in dem Aufsatze: Ueber Harsdörfer's Leben und Schriften in Meißner's Quartalschrift für ältere Litteratur und neuere Lectüre, Jahrgang 1783, zu Anfange des 2ten Stücks. Auch ein Verzeichniß der Schriften des fleißigen Autors ist beigefügt. Aus den Frauenzimmergesprächspielen (Nürnberg, 1642 ff., 8 Octavbände in Musiknotenformat) theile ich die ersten Strophen zweier Lieder mit. Das erste ist ein Frühlingslied, mit beigefügter Musik. Es fängt sich an:

"Nun blicket und blinket die lieblichste Zeit;
Der glänzende Frühling kommt, fröhlich zu singen.
Die Saat in den Dörfern zu schreiten sich freut;
Es dörfen die Dörfer in Feldern erklingen.

Es hallet und schallet der (die) Echo so schön;
Es grunet (?) und grünet die Zierde der Auen.
Es brauset und rauschet der Bächlein Getön;
Die runden und bunten Feldblümelein thauen."

Das andere ist ein Lied der Liebe. Die ersten Strophen lauten so:

"Könnt ist jetzund Argus seyn,
Mehr, als hundert Augen, haben,

Das

Von einer weit poetischeren, besonders lyrischeren Natur war Harsdörfer's Freund und Mitstifter des Pegnitzschäferordens Johann Klai oder, wie er sich selbst gewöhnlich schrieb, Clajus, der Jüngere genannt zur Unterscheidung von einem andern Johann Clajus, der hundert Jahr früher durch mehrere Schriften, unter andern durch eine deutsche Grammatik, sich bekannt gemacht hat. Klai, der Pegnitzschäfer, war geboren zu Meissen im Jahre 1616; studirte Theologie; wurde gekrönter Dichter; flüchtete nach Nürnberg, um dort mehr Ruhe vor den Bedrängnissen des Krieges zu finden; schloß sich besonders an Harsdörfer an; erwarb sich seinen Unterhalt durch Unterricht der Jugend; wurde endlich Prediger zu Kitzingen in Franken. Er starb im Jahre 1656 [h]). Unter den lyrischen Dichtern wird Klai

Das mich mit dem hellen Schein
Deine Augen möchten laben!
Mein Liebesbrunst
Mehrt deine Gunst.

Ein Herz ist mir viel zu eng;
Meine Sinne mir entgehen.
Alle Wort sind viel zu weng (wenig),
Meine Liebe zu verstehen.
Liebest du sehr;
Ich noch viel mehr."

h) Diese wenigen Notizen zu Klai's Lebensgeschichte finden sich bei mehreren Litteratoren. Seine poetischen Schriften sind nur einzeln gedruckt. Die meisten liegen vor mir zusammengebunden in dem dicksten Quartbande, den ich noch in Händen gehabt habe, und der außer den Schäfergedichten und dramatischen Werken Klai's einen Vorrath von andern deutschen Schauspielen aus dem siebzehnten Jahrhundert enthält. Klai unterzeichnet sich sowohl unter den Zueignungsschriften, als

Klai gewöhnlich nicht genannt, weil man sich an seine Schäfergedichte und dramatischen Arbeiten wenden muß, um sein Talent zur lyrischen Poesie kennen zu lernen. Aber eben diese bukolischen und dramatischen Arbeiten beweisen, daß Klai's Talent eine falsche Richtung genommen hatte, und daß er für die lyrische Poesie geboren war; denn fast alles, was in seinen Schäfergedichten und Schauspielen poetischen Werth hat, ist lyrisch. Hätte er sich nach besseren Mustern gebildet, und unter andern Umgebungen gelebt, würde er, wenn auch kein großer, doch ein schätzbarer Liederdichter geworden seyn. Tiefe des Gefühls fehlte ihm. Die frostige Witzelei und sinnreich seyn sollende Spielerei, an welcher Harsdörfer sonderliches Ergötzen fand, verdarb auch Klai's Geschmack. Durch eine Neigung zum Phantastischen unterscheidet er sich merklich von der opitzischen Schule. Aber lyrische Wärme, ein freier Schwung der Phantasie, eine gewisse Anmuth des Styls, und Herrschaft über die Sprache muß ihm zugestanden werden. In der Kunst des metrischen Rhythmus übertrifft er die meisten deutschen Dichter seiner Zeit [hh]). Der Ausdruck religiöser Gefühle ist

auf dem Titelblatte seiner Werke, gewöhnlich Clajus, mehrere Mal aber auch Klai, nur nicht Klaj, wie ihn einige Litteratoren schreiben.

hh) Welche Anmuth und Harmonie hat nicht z. B. das folgende Liedchen auf ein Maienblümchen:

"Wo des Schattens Fittig schwebet
Ob der Auen Sommerkleid,
Weinet zu der Winterszeit,
Was in diesen Trifften lebet.
Unsrer Nymphen Wangen giessen

Thrä-

ist ihm einige Mal so gelungen, daß man bedauern muß, so incorrect auch Gedanken und Sprache sind, nicht mehr Gedichte dieser Art unter Klai's Werken zu finden [i]).

Während Harsdörfer und Klai ihre neue Art, Lieder zu dichten, von Nürnberg aus vernehmen lie-

ßen,

Thränen, gleich dem Bergcrystall;
Und von solcher Zähren Fall
Sieht man diese Blum entspriessen.

In dem stolzen Blumengarten
Findet man dergleichen nicht.
Darum hält dich mein Gedicht
Höher, als die andern Arten.
Maienblümlein, deine Glocken
Sind zerspaltnen Perlen gleich.
Der sich untersteht, entweich,
Eins von diesen abzupflücken!"

Das Liedchen steht in der Fortsetzung der Pegnitzschäferei (Nürnberg, 1645, in 4.).

i) Zum Beispiele diene der Anfang des folgenden religiösen Liedes, das kein Kirchengesang seyn soll, aber nach der Melodie des Kirchengesanges: "Wie schön leucht't uns der Morgenstern" zu singen ist:

"Frisch auf, mein Sinn, ermuntre dich,
Weil dort die Morgensonne sich
Zeigt auf vergüldtem Hügel!
Es hüpfet ob den Büschen üm (um)
Und singet Gott mit krauser Stimm
Das leichte Luftgeflügel.
Schläfer,
Schäfer
Sind beflissen,
Zu begrüßen
Trifft und Auen,
Dir und ihnen sich zu trauen."

Die letzte Zeile verstehe ich nicht ganz. Das Gedicht steht in Klai's Pegnitzschäferei.

ßen, hatte sich der opitzische Geschmack schon nach Norden über die Grenze des deutschen Reichs hinaus gezogen, und auch dort eine Reform in der lyrischen Poesie veranlaßt. Robert Roberthin, brandenburgischer Rath zu Königsberg in Preußen, persönlich mit Opitz bekannt, und von ihm geschätzt, war der erste, der in jener Gegend Lieder nach Opitz'ens Geist und Style dichtete, auch, wie Opitz, holländische und französische Dichter nachahmte. Er lebte vom Jahre 1600 bis 1648. Seine geistlichen und weltlichen Lieder haben sich mit mehreren andern erhalten in der Sammlung, die Heinrich Albert, Organist zu Königsberg, von den Jahren 1648 bis 1652 in fünf Theilen mit Musiknoten herausgegeben hat. Dieser Albert war kein gemeiner Tonkünstler. Er hatte zu Leipzig studirt, und konnte den Liedern, zu denen er Melodien setzte, eigene beifügen, die er in dieselbe Sammlung aufnahm [k]).

Nach Opitz und Roberthin bildete sich ein anderer preußischer Dichter, Simon Dach, aus Memel. Er lebte vom Jahre 1605 bis 1659; wurde Professor der Dichtkunst, nämlich der lateinischen und griechischen, an der Universität zu Königsberg; war sehr geachtet; erhielt von seinem Churfürsten, dessen Lob er oft gesungen, ein Landgut geschenkt

k) Ich bedaure sehr, diese von mehreren Litteratoren benutzten Arien zum Singen und Spielen von Heinr. Albert (Königsb. 1648-52, 5 Theile in Fol.) nur dem Titel nach, und die Lieder von Roberthin und Albert nur in der veränderten Form zu kennen, die sie in Matthisson's lyr. Anthologie und in Herder's Stimmen der Völker in Liedern (Werke zur schön. Litt. B. VIII.) erhalten haben.

schenkt [1]). Dach gehört zu den gebildetsten und correctesten deutschen Dichtern seiner Zeit. Mehrere geistliche Lieder von ihm sind in die Kirchengesangbücher aufgenommen; einige weltliche, zum Beispiele das Liedchen Aennchen von Tharau, sind lange Zeit Volkslieder gewesen. Mit vieler lyrischen Leichtigkeit wußte dieser Dichter jeden Stoff zu behandeln. Weit mehr würde er geleistet haben, wenn er sich nicht, nach dem Beispiele, das Opitz gegeben hatte, in dessen Fußstapfen er trat, mit besonderm Fleiße zum Gelegenheitsdichter gebildet hätte. Aber fast alle seine größeren und ausgebildeteren Gedichte sind Lobpreisungen des brandenburgischen Churhauses, veranlaßt durch die Anwesenheit der Churfürsten, die sich damals, um den Kriegsunruhen zu entgehen, nach Königsberg begaben, und durch die ihnen zu Ehren angestellten Festlichkeiten. Bei mehreren ist, nach der Sitte jener Zeit, ausdrücklich angemerkt, daß sie "aus schuldigster Unterthänigkeit" verfaßt worden. Die Menge dieser Gelegenheitsgedichte mußte sehr anwachsen, da Dach keine Veranlassung unbenutzt lassen zu dürfen glaubte, den hohen Herrschaften seine Aufwartung in Versen zu machen. Doch scheinen ihm selbst diese Gedichte nicht wichtig genug, oder nicht vollendet genug vorgekommen zu seyn, um sie in einer Sammlung herauszugeben. Auch seine übrigen poetischen Werke, bei deren Entstehung sein Geist sich freier bewegen konnte, überließ er, wahrscheinlich aus Bescheidenheit, so unbesorgt ihrem Schicksale, daß die meisten wahrschein-

1) Nachrichten über Dach, auch über Roberthin und mehrere Preußische Dichter, hat Gottsched mitgetheilt in seinem Neuen Büchersaale der schönen Wissenschaften, Band IV, Seite 371.

scheinlich verloren gegangen seyn würden, wenn sie sich nicht in Sammlungen erhalten hätten, die von Andern veranstaltet wurden. Eine vollständige Ausgabe ist nie zu Stande gekommen m). Dach's Gelegenheitsgedichte zu Ehren des brandenburgischen Churhauses zeichnen sich vor den meisten, ohne eigentliche Begeisterung entstandenen Werken ähnlicher Art nicht nur durch eine Menge angenehmer Wendungen und Einkleidungen aus, in denen Dach, als gewandter Stylist, glücklich mit Opitz, seinem Muster, wetteifert; sie haben auch Stellen von innerem poetischen Gehalte; denn Dach war von Herzen ein preußischer Patriot, und ein Mann von kräftigem und edelm Gefühl, das sich gern mit lyrischer Leben=

m) Eine ziemlich vollständige Sammlung von Dach's poetischen Werken soll handschriftlich, drei und dreißig Alphabet stark, zu Breslau im Besitze eines Professors Arlet oder Arletius gewesen seyn. Aus der oben angeführten Ariensammlung von Albert sind die Lieder von Dach genommen, die mit einiger Veränderung des Styls in Herder's Stimmen der Völker ff. und in Matthisson's lyr. Anthologie abgedruckt sich finden. Alle Litteratoren, die ich über Dach nachgesehen habe, versichern, daß es weiter keine gedruckte Sammlung von Dach's Gedichten gebe, außer derjenigen, die ohne Jahrzahl von seinen Erben herausgegeben ist, unter dem Titel Churbrandenburgische Rose, Adler, Löwe und Zepter. Diese Notiz ist falsch; denn neben mir liegen Simon Dach's Poetische Werke, bestehend in heroischen Gedichten (feierlichen Gelegenheitsgedichten), denen beigefügt zwey seiner verfertigten poetischen Schauspiele; Königsberg, 1696; ein Quartband. Diese, auf der Göttingischen Universitätsbibliothek befindliche, Ausgabe muß also wohl eine große Seltenheit seyn. Die kleineren Gedichte von Dach *fehlen* aber auch in dieser Sammlung.

Lebendigkeit, und nur deßwegen in den feierlichen Amplificationen nicht immer auf die rechte Art aussprach, weil es durch den Schwall von Worten, der zu poetischen Lobpreisungen im Geiste des Zeitalters zu gehören schien, beinahe erstickt wurde [n]). Mit welcher Geschicklichkeit er einem verbrauchten Stoffe durch anmuthige Bilder ein Interesse zu geben wußte, zeigen besonders seine poetischen Glückwünschungen zu fürstlichen Hochzeiten [o]). Aber mehr innern Werth,

n) Anziehend ist die naive Treuherzigkeit, die den sonst ermüdenden Lobpreisungen der hohen Herrschaften das Gepräge der Wahrheit aufdrückt, z. B. in den folgenden Versen aus einem Liede "Bey unverhoffter und höchsterfreulicher Ankunft Sr. churfürstl. Durchlaucht."

> Könnte doch Dein Ohr nur dringen
> Zu den Unterthanen hin!
> Jedes reitzet seinen Sinn,
> Dich zu sagen, dich zu singen.
> Jedes suchet um und an,
> Ob es wo dich sehen kann.
>
> Man vernimmt in diesen Tagen
> Nichts durch jedes Bürger-Haus,
> Als: Wie sieht Er itzund aus?
> Diesen dies, den jenes fragen.
> Aller Sorge Trost und Ruh
> Und Ergetzlichkeit bist du.
>
> Welcher denn Bescheid kann geben,
> Der weiß die Gestalt an Dir,
> Huld, Verstand und alle Zier
> Nicht nach Gnüge zu erheben.
> Da ist Freude, Lieb und Preis,
> Und was man zu denken weiß.

o) Z. B. Bei einer hochfürstl. Eheberedung zwischen dem durchlauchtigsten Fürsten und Herren, Herren Wilhelm, Landgrafen zu Hessen u. s. w.

Fördert

Werth, als alle diese Gelegenheitsgesänge von Dach, haben seine übrigen Lieder [p]). Seiner dramatischen Dichtungen soll unten weiter gedacht werden.

Nach

Fördert euch, ihr meine Lieder,
Daß ihr in Bereitschaft seyd!
Horchet auf! Was Fröhlichkeit
Regt sich jetzt zu Hofe wieder?
Abermal thut aller Mund
Hohe Fürstenliebe kund.

Weil sich Wald und Felder leiden,
Nirgends finden Schutz und Trost
Für der Kält' und strengem Ost,
Die wie scharfe Messer schneiden,
Daß auch für den Wintermann
Uns kein Kleid gnug bergen kann,

Giebet Amor euch verloren,
Und empfindet Noth und Quaal.
Er durchwandert Berg und Thal.
Durch die Jennersluft erfroren,
Was er bittet, seufzt und fleht,
Wird mit strengem Schnee verweht.

Er getraut sich kaum zu leben.
Was geschieht? In dem Beschwer
Hat er hie nach Hofe her
Aus den Wäldern sich begeben;
Liegt erfroren kalt und matt,
Bis er sich erholet hat.

Als er zu sich selbst nun kommen;
Ist und bleibt er wie vorhin,
Und kömmt auf den alten Sinn
Den kein Frost ihn hat genommen.
Er vertreibt die lange Weil
Durch den Bogen und die Pfeil.

u. s. w.

p) Zur Probe diene diese Stelle aus einem freundschaftlichen Liede an den Professor Kaldenbach in Tübingen, der damals auch Verse in der Manier Opitz'ens machte.

Wenn

Nach Opitz bildete sich auch der Schlesier Andreas Tscherning, geboren zu Bunzlau, der Vaterstadt Opitz'ens, im Jahre 1611. Er scheint von Jugend auf sich den humanistischen Studien ausschließlich gewidmet zu haben. Die Kriegs- und Religionsunruhen vertrieben ihn aus seiner Heimath. Vom Glücke wenig begünstigt, aber immer fleißig, erwarb er sich Gönner, die ihn so lange unterstützten, bis er an der Universität zu Rostock die Stelle eines Professors der Dichtkunst erhielt. Auch als Kenner der arabischen Sprache und Litteratur hat er sich durch eine Uebersetzung der Sprichwörter des Ali bekannt gemacht. Er starb zu Rostock im Jahre 1659.

Wenn wir auf begrünter Heiden,
Hingestreckt ins feuchte Gras,
Bey den Bächen, die wie Glas
Vor sich rauschen, sollen weiden;
Wenn die Lerch' und Nachtigall
An wird stimmen Berg und Thal;

Celadon, vor welches Singen
Meine Geige sich entfärbt,
Der sein Spiel von dem ererbt,
So den Acheron kann zwingen,
Geht mit seiner Kunst voran;
Dann sing' ich, so gut ich kann.

Mein Berintho wird mir sagen,
Wo mir etwa Fleiß gebricht,
Und durch guten Unterricht
Eine gute Nöth abjagen;
Mein Berintho, der mich trieb,
Daß ich dieses Lied auch schrieb.

Also wollen wir genießen,
Unsers Lebens, weil es währt;
Und ob schon der Geist entfährt,
Augen und Gehör sich schließen,
Werden wir doch, wie ich meyn,
Um ein gut Theil übrig seyn.

1659. Nach opitzischer Art hat auch Tscherning sein Talent zur Poesie zuerst an Gelegenheitsgedichten geübt, die einzeln gedruckt wurden. Dann hat er eine Sammlung seiner poetischen Arbeiten herausgegeben unter dem allegorischen Titel Deutscher Gedichte Frühling [q]). Auf diese Sammlung ließ er eine zweite folgen, die er Vortrab des Sommers überschrieben hat [r]). Tscherning ist einer der lyrischen Dichter, die weder durch Kraft der Gedanken, noch durch Wärme des Gefühls, sich auszeichnen, aber durch gefällige Bilder und einen leichten Schwung des Styls den Mangel andrer Vorzüge verbergen [s]). Seine Reflexionen ersetzen

q) Andreas Tscherning's deutscher Getichte Früling; Breslau, 1642, in 8. Der Kupferstich des Titelblatts stellt vor, wie Plato mit einem Stocke eine Schaar von Poeten aus der Stadt treibt. Er hat aber einen Strick um den Leib, und wird an diesem Stricke von den ausgetriebenen Poeten mit zum Thore hinausgezogen. Unten stehen Apollo, Opitius, und eine Musa. Angehängt ist dieser Ausgabe die Uebersetzung der Sprichwörter des Ali.

r) Dieser Vortrab des Sommers (Rostock, 1655, in 8.) ist mir nicht zu Gesicht gekommen. Er soll sehr selten geworden seyn, und weit weniger Vorzügliches, als der Frühling, enthalten.

s) So singt er z. B. vom Frühlinge:

O du Jahrmarkt aller Lust!
Berge, Wiesen, Thal und Felder,
Nähren sich von deiner Brust.
Die belaubten Trauer=Wälder
Kriegen Ohren und Gesicht,
Und der Bober eiset nicht.

Zephyrus beseelt das Land;
Das Geflügel schnäbelt wieder,

Tritt

ersetzen zuweilen durch treffende Wahrheit, was ihnen an Neuheit fehlt t). Den rhythmischen Charakter der deutschen Sprache hat er sehr gut aufgefaßt. Mit wahrem Kunstgefühle, ohne alle Ziererei, hat er dem deutschen Liede anapästische und daktylische Versarten anzupassen versucht, die da-mals

Tritt in seinen Freyer-Stand,
Stimmet schöne Buhler-Lieder,
Und bereitet für die Ruh
Seinen Bräuten Bette zu.

Flora stickt ihr Purpur-Kleid
Mit den Veilchen und Narcissen.
Selbst die Götter sind erfreut;
Vieh und Wild ist ausgerissen,
Vieh und Wild, das auch jetzt sucht
Der entzündten Liebe Frucht."

t) So läßt er z. B. einen Baum einen Menschen anreden:

Was mir hat der Herbst genommen,
Kann ich wieder neu bekommen,
Wann des Frühlings Vater bläst.
Mensch, du kriegest auf Begehr
Deinen Geist nicht wieder her,
Wann er einmal dich verläßt.

Meine starke Wurzeln machen,
Daß ich mag der Winde anlachen;
Du hingegen sinkest hin,
Wann nur etwa über Feld
Süd nicht gleiches Wetter hellt,
Oder böse Dünste ziehn.

Bin ich einmal gut beklieben
Und für Schaden frey geblieben,
So besteh' ich lange Frist;
Aber du wirst abgemeyt
Oft in deiner Frühlingszeit,
Wann du kaum gebohren bist.

mals von deutschen Dichtern noch wenig cultivirt waren u). Seine Nachbildung der alcäischen Versart in einer deutschen Ode hat freilich durch den hinzugefügten Reim, der damals dem deutschen Verse noch unentbehrlich schien, einen falschen Zug erhalten, ist aber außerdem gar nicht mißlungen x). Ein Lied aus dem Holländischen unter Tscherning's Gedichten beweiset, daß er zur Abwechselung auch aus

u) Hier ist eine Probe von Tscherning's anapästischen Versen.

"Wo war ich am nächsten? Wo bin ich anitzt?
War jenes der Berg, den Apollo besitzt?
Die doppelten Zinnen
Der Heliconinnen?
Was zeigten die Orgeln und Flöten?
War hier nicht der Brunn der Poeten?
Ist eigentlich mir der Apollo bekannt,
So geb er mir, seinem Poeten, die Hand,
Werf helles Gesichte
Auf meine Gedichte,
Heiß sie durch den Helicon klingen,
Helf selber, o Ehre! drein singen."

x) Man höre ihn, wie er in einer alcäischen Ode den Horaz nachahmt:

Weil dir, o Tarnau, Redlichkeit auch behagt,
Die sonst der Erde fast gute Nacht gesagt,
So geb ich dir dies nach der Reihe.
Trink, zu bestätigen deine Treue!

Asträen Auge, Langer, Apollo Sohn,
Der freyen Künste lebhafter Helicon
Sucht in Gemüthern aufzurühren
Deutsche Vertraulichkeit, als wir führen.

Nicht daß sie irgend oben im Glase schwimmt,
Sich mit dem Weine hebt, und ein Ende nimmt;
Sie wurzelt einig in dem Herzen
Hasset betrieglichen Glanz und Scherzen.

aus holländischen Quellen schöpfte, also auch in dieser Hinsicht ein echter Opitzianer war.

Noch methodischer wurde die lyrische Poesie cultivirt von Ernst Christoph Homburg oder, wie er sich bei der ersten Ausgabe seiner Gedichte genannt hat, Erasmus Chrysophilus Homburgensis. Er war geboren im Jahre 1605 zu Mühla in der Gegend von Eisenach; studirte die Rechte; wurde Gerichtsactuarius zu Naumburg; und lebte bis zum Jahre 1681. Der Sammlung seiner Gedichte hat er den Titel Schimpf- (scherz-) und ernsthafte Klio gegeben [y]). In der Vorrede zu der ersten Ausgabe, vom Jahre 1636, spricht er mit ungemeiner Bescheidenheit von seiner "papiernen Wenigkeit", wie er sich selbst betitelt. Diese Bescheidenheit steht ihm wohl an, wenn es wahr ist, was er selbst zu den übrigen Bemerkungen über seine Kunst hinzufügt, daß der Leser das Beste, das sich in diesen Gedichten findet, für "französische und holländische Artigkeit" zu halten, und das Unschmackhafte auf Rechnung der "unförmigen und undeutschen Uebersetzung" zu schreiben habe. Wenigstens läßt sich nach dieser offenherzigen Erklärung nicht bezweifeln, daß die meisten dieser Lieder nur Nachahmungen französischer und holländischer Vorbilder sind. Homburg's

y) Die zweite Ausgabe, die, nach der Anzeige auf dem Titel, um die Hälfte vermehrt ist, heißt: E. C. Homburgs Schimpf- und ernsthafte Clio. Erster Theil. Jena, 1642, in 8. Von einem zweiten Theile, der auf diesen ersten gefolgt wäre, habe ich nichts vernommen.

burg's Liebe zur holländischen Poesie hat sich auch durch ein Schauspiel bewährt, das er aus dem Holländischen des Cats oder Catz übersetzt hat. Das Verdienst einer fleißigen Cultur des deutschen Rhythmus, nach Opitz'ens Grundsätzen, muß ihm zugestanden werden. Nach den Versarten hat er seine Oden (denn so nennt er alle seine lyrischen Gedichte) in trochäische, jambische, und daktylische abgetheilt. Seine trochäischen Lieder besonders zeichnen sich durch metrischen Wohllaut aus [z]). Außer diesen weltlichen Liedern hat er auch geistliche herausgegeben. Unbedeutende Sonette, mit platten Epigrammen vermischt, sind den weltlichen Liedern angehängt.

Um

z) Z. B. in dieser Stelle des Liedes Daphnis:

"Wie die schönen Rosen hangen,
Wie die weissen Liljen prangen,
Wann der schöne Sonnenschein
Sie mit seinem Thau erquicket,
Und darauf viel schöner schmücket,
Also bist du, Liebste mein.

Wie die Myrten sich nicht gleichen
Tannen; wie die Cedern weichen
An der Höhe keinem Baum
In den dicken wüsten Wäldern,
Auf den Bergen, in den Feldern;
Also wirst du finden kaum

Eine Schäfrin, deren Gaben
Konnten deine Gleichheit haben,
Weil dein Lied alleine dringt,
Wo das Morgenlicht herkümmet,
Wo die Abendröth anglimmet,
Mit sich Nacht und Träume bringt."

Wenn man den Rhythmus abzieht, bleibt freilich an diesen Strophen, wie an den meisten von Tscherning, nicht viel übrig.

Um dieselbe Zeit, vom Jahre 1610 bis 1680, lebte Philipp von Zesen oder Cäsius, wie er sich auch geschrieben hat, dessen seltsame Bemühungen, die deutsche Sprache und Orthographie zu reformiren, bekannter geblieben sind, als seine Lieder und übrigen poetischen Werke. Nach den wenigen Notizen, die sich von seiner Lebensgeschichte erhalten haben, war er der Sohn eines Predigers im Anhaltischen; hatte Philologie und schöne Litteratur auf mehreren Universitäten studirt; wurde gekrönter Poet und kaiserlicher Pfalzgraf; bekleidete nie ein öffentliches Amt, erhielt aber aber den Titel eines Raths von einigen fürstlichen Häusern, und aus der Reichscanzlei den Adelsbrief; hielt sich bald hier, bald dort, in Deutschland auf, unaufhörlich mit litterarischen Unternehmungen beschäftigt, die er auch zu seiner bürgerlichen Subsistenz benutzt zu haben scheint. Die letzten Jahre seines Lebens brachte er in Hamburg zu, wo er auch die deutschgesinnte Genossenschaft oder Rosengesellschaft gestiftet hat, der nicht gelungen ist, sich berühmt zu machen, so viele Mitglieder sie auch erhielt. Zesen ist für die vielen litterarischen Thorheiten, die er begangen hat, oft und strenge genug gezüchtigt worden. Sein Geschmack, der ungefähr in gleichen Verhältnissen pedantisch und läppisch war, kann vor einer gesunden Kritik nicht mehr Gnade finden, als sein falscher Purismus, der alle nationalisirten Wörter aus der deutschen Sprache ausstoßen, und neu erfundene, die der Nation fremd waren, an ihre Stelle setzen wollte. Daß man aber ohne alle Achtung von ihm rede, hat er nicht verdient. Seinen grammatischen Verirrungen lag wenigstens ein patriotisches Princip zum Grunde; und seine Uebertreibung

des Purismus ist doch erträglicher, als die Sprachmengerei, der er entgegen arbeitete. Sein hochdeutscher Helikon, die Frucht eines unermüdeten Studiums der Gesetze des deutschen Rhythmus, ist die vollständigste und beste deutsche Metrik, die bis in die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts geschrieben worden. Mit gutem Gewissen durfte Zesen seinen Schriften nachrühmen, man werde in ihnen "sein treues Herze gegen sein liebes Vaterland und desselben edle Sprache erkennen" [a]). Auch war er gar nicht ohne Talent zur Poesie. Die Beschränktheit seines Geistes hat er freilich schon dadurch bewiesen, daß ihm die Vers- und Reimkunst über

a) Notizen über Zesen finden sich bei allen Litteratoren, die über die Geschichte der deutschen Sprache und Poesie des siebzehnten Jahrhunderts Auskunft geben. Seine projectirte Reform der deutschen Orthographie darf ihm wenigstens nicht als Beweis von Geistlosigkeit angerechnet werden, nachdem sogar Klopstock in diesem Felde ähnliche Versuche gemacht hat. Sein Superpurismus giebt freilich dem Spotte Blößen genug; aber mehrere neue Wörter, die er an die Stelle nationalisirter in Vorschlag gebracht haben soll, sind ihm nur von Spätern aufgebürdet, z. B. Sattelpuffer für Pistole; Zeugemutter für Natur. Er verwahrt sich selbst dagegen in seiner "hochdeutschen helikonischen Hechel; Hamburg, 1668, in 8. Ein Verzeichniß der sämmtlichen Schriften Zesen's ist in des Hrn. Jördens Lexikon nachzusehen. Mehrere seiner Liederbücher sind auch mit Musiknoten versehen, z. B. die Gekreuzigten Liebesflammen oder Geistliche Lieder (Hamburg, 1653, in 8.); die Dichterischen Jugendflammen (Hamburg, 1651, in 8.); die Schöne Hamburgerin (1668, in 8.). Des hochdeutschen Helikons, nach der neben mir liegenden vierten Ausgabe vom Jahre 1656 (die erste ist vom J. 1640), wird in dem folgenden Capitel noch *ein* Mal gedacht werden müssen.

über Alles ging, und die Gedanken, in denen das Wesen der Poesie besteht, immer nur Nebensache waren. Mehrere Lieder hat er nur in der Absicht geschrieben, um sie als Beispiele zu seiner Metrik zu gebrauchen. Dessen ungeachtet findet sich selbst in diesen Liedern manche schöne Stelle. Der Ausdruck des Gefühls harmonirt zuweilen sehr gefällig mit dem gleitenden Rhythmus [b]). Auch springen hier und da nicht gewöhnliche und doch ungesuchte Gedanken und Bilder hervor [c]). Aber das Meiste, was

b) Z. B. in dem daktylischen Liede, das sich anfängt:

"Verziehet noch etwas, ihr lieblichen Sterne!
Ach! winket und blinket ein wenig uns zu:
Bleib, Röthin (Aurora), du güldnes Kind, bleibe von ferne,
Weil itzund sich findet die süßeste Ruh,
Indem ich im Arme
Der Liebsten erwarme.
Halt Sonne, dein Licht,
Ein wenig verborgen.
Verjage den Morgen;
Weil itzund mir leuchtet der Liebsten Gesicht.

Denn meine Geliebte wirft güldene Strahlen
Aus ihrem Gesichte so häufig und mild,
Die unsere Zimmer so schöne bemahlen,
Wie irgend die Sonne die Berge vergüldt.
Sie kann mich erquicken
Mit güldenen Blicken,
Darf sonsten kein Licht.
Sie bleibet gefließen,
Mich freundlich zu küssen;
Ihr Antlitz das machet die Nächte zunicht."

c) Z. B. in dem Weihnachtsliede:

"Warum ist der Himmel offen?
Laß uns hoffen!

 Wird

was Zesen in Versen geschrieben hat, ist allerdings nichts weiter, als witzelndes, süßliches, nicht selten breites, oder gar widersinniges Geschwätz mit einem ermüdenden Reimgeklingel. Zesen ist auch, so viel man weiß, der Erste, der in anakreontischer Manier deutsche Lieder, wenn auch nicht gedichtet, wenigstens geleiert hat. Einen besondern Beweis seines Strebens, die lyrische Poesie gemeinnützig zu machen, hat er gegeben durch seine geistlichen Reiselieder zu Wasser und zu Lande für Schiff-, Fuhr-, und Handelsleute.

Weniger

Wird die Nacht nicht hell und klar?
Es ist wahr.
Sieht man nicht den Mond verbleichen?
Er muß weichen.
Das Gestirne, Wolken-Heer,
Flieht je mehr und mehr.
Es entspringt ein neues Licht,
Das mit solchen güldnen Strahlen
Durch die finstern Nächte bricht,
Und der Wolken-Zelt kann mahlen
Mit Rubin und Hiezint,
Das den Nächten abgewinnt."

Auf diese Mahlerei folgen nach einigen Strophen die Worte des Glaubens:

"Muß Vernunft denn schweigen hier?
Glaube mir.
Ei, so nehm' ich Adlersaugen!
Ja, die taugen!
Denn ein Adler höher nicht
Durch die Wolken bricht,
Wann er seine kleine Zucht
In dem Neste nicht mehr siehet.
Also meiner Sinnen Flucht
Sich zu schwingen nicht bemühet
Weiter in die Tief' hinein.
Sondern hier soll Glaube seyn."

Weniger durch Sonderbarkeit ausgezeichnet, aber noch geschwätziger und nicht geistreicher, als Zesen, ist in der Reihe dieser Liederdichter der Holsteiner Johann Rist, aus Pinneberg, Sohn eines Predigers. Er lebte vom Jahre 1607 bis 1667; hatte neben der Theologie auch mehrere andere Wissenschaften studirt; wurde Prediger und Kirchenrath; stiftete auch den Schwanenorden, dessen im vorigen Capitel erwähnt ist. Mehrere der vielen Kirchenlieder, die Rist geschrieben hat, sind in die Gesangbücher aufgenommen. Er war unerschöpflich in der Kunst, alltäglichen, auch wohl platten Gedanken durch eine ziemlich correcte und fließende Sprache in Versen einen Anstrich von Poesie zu geben. Zu Mustern nahm er, wie es scheint, besonders die holländischen Dichter seiner Zeit, die er beinahe für überirdische Wesen ansehen zu müssen glaubte e). Nur weil er ein Mal berühmt war, darf er unter den deutschen Dichtern und Reimern aus der ersten Hälfte

e) Ein Verzeichniß der geistlichen und weltlichen Schriften Rist's ist in des Hrn. Jördens Lexikon zu finden. Als weltlichen Liederdichter lernt man ihn besonders kennen aus seiner *Musa Teutonica* d. i. Teutsche Poetische *Miscellaneen*, Hamburg, 1640, in 8vo, dritte Ausgabe; und aus *Johannis Ristii Holsati* Poetischem Lustgarten, Hamb. 1638, in 8. In der barbarisch geschriebenen Vorrede zu jener Musa Teutonica drückt Rist beiläufig seine Bewunderung der holländischen Dichter aus. Nachdem er von einigen italienischen Dichtern, darauf von den Franzosen, "dem Marotto, Bartasio und Ronsardo" (Marot, Bartas und Ronsard) gesprochen, und von den Engländern nur den Sidney angeführt, berichtet er, wie die Niederländer mit ihren "fast übermenschlichen Heinsio, Schriverio, Catzio &c. prangen."

Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts nicht übersehen werden [f]).

Um mehrere Stufen höher steht unter diesen Dichtern ein anderer Holsteiner, Jakob Schwieger, aus Altona. Von seiner Lebensgeschichte ist nichts weiter bekannt geblieben, als, daß er im dreißigjährigen Kriege mitgefochten hat; unter welchen Fahnen, weiß man nicht. Die Sache, für die man focht, scheint er sich nicht sehr zu Herzen genommen zu haben. Während der Feldzüge sang er die, zum Theil zärtlichen, zum Theil üppigen und muthwilligen Lieder der Liebe, die er nachher in einer Sammlung unter dem Titel Die geharnischte Venus herausgab. In Verbindung mit Zesen und Rist, wurde er Mitglied der beiden von diesen thätigen Männern gestifteten litterarischen Gesellschaften. Unter

f) Zur Probe der Manier, in welcher Rist seine weltlichen Lieder sang, mögen die folgenden Strophen dienen:

"Wie der kühle Mayen Thau
In der schwarzen dürren Au
Alles Gras und Laub erquickt,
Das der Sonnen Hitz' erstickt;

Wie den müden Wandersmann,
Wann er nicht mehr reisen kann,
Bacchus klarer süßer Saft
Wieder giebt des Lebens Kraft;

So wird auch mein mattes Herz,
Wann es durch der Liebe Schmerz
Schier erstorben, aufgericht
Durch der Schönsten Angesicht.

Sie ist meiner Seelen Feuer,
Daß ich mir erworben theuer,
Das mich oftmals zündet an,
Und doch nicht verbrennen kann."

ter den Nahmen Der Flüchtige und Filidor der Dorferer (vielleicht Schäfer), die er in diesen Gesellschaften führte, wurde er im Publicum bekannt. Um das Jahr 1665 muß er sich an dem schwarzburgischen Hofe zu Rudolstadt aufgehalten haben, nach der Unterschrift zu einem Schauspiele, das er damals herausgab [g]). Schwieger ist einer der Dichter, die für die Liederpoesie geboren waren, und in einem günstigeren Zeitalter viel Treffliches hätten hervorbringen können. Man dürfte ihn vorzugsweise unter den deutschen Lyrikern des siebzehnten Jahrhunderts den Dichter der Liebe nennen, wenn nicht ein Anderer, der nach ihm genannt werden muß, auf eine ähnliche Art auch fast nichts Anders, als wahre und erkünstelte Zärtlichkeit in nicht viel wenigern Liedern und andern lyrischen Gedichten gesungen hätte. Aber Schwieger ist kein Petrarchist, weder der Feinheit der Gedanken, noch dem Tone des

g) Das Andenken an diesen zu wenig bekannt gebliebenen Dichter ist zuerst erneuert durch Hrn. Eschenburg in der Fortsetzung von Zachariä's Auserlesenen Stücken der besten deutschen Dichter u. s. w., wo man auch mehrere Lieder aus der Geharnischten Venus findet, die zu Hamburg, im J. 1660, in 12, gedruckt ist. Ferner ist über ihn nachzusehen der Artikel Ueber Filidor den Dorferer im 2ten Bande des litterarischen Magazins Bragur von Böckh und Gräter. Außer der Geharnischten Venus gehören von Schwieger's poetischen Werken hieher die neben mir liegenden: Des Flüchtigen flüchtige Feldrosen, Hamburg, 1655, in 8.; Jacobi Schwiegers Wandlungslust, Hamburg, 1656, in 8.; und die Liebesgrillen, in zwei Theilen, Hamburg, 1656, in 8. Alle in diesen Sammlungen zusammengeordneten Lieder sind mit Musiknoten versehen, wie so viele ähnliche, die um die Mitte des 17ten J. H. gedruckt und gesungen worden.

des Gefühls nach. Wie fast alle deutschen Dichter des siebzehnten Jahrhunderts, fällt er sehr oft in das Platte; und mit seiner Zärtlichkeit scheint es ihm selten rechter Ernst gewesen zu seyn. Sein Ton hat etwas Keckes, Unerschrockenes, man möchte sagen Soldatisches. Er ist, wie Ulrich von Lichtenstein unter den alten Minnesingern [h]), ein fröhlicher Dichter. Seine Liebesscherze lauten gewöhnlich besser, als seine Seufzer [i]). Doch interessiren auch diese, selbst wo es ihnen an lyrischen Gedanken fehlt, zuweilen durch naive Wahrheit [k]). Manches zarte

h) Vergl. den vorigen Band, Seite 116.

i) Z. B. in dem Liede:

"In dem angenehmen Lenzen
Sieht man grünen Kraut und Gras.
Bald verschwindet dieß und das,
Und sieht man es nicht mehr glänzen.
Also fleucht der Jungfern Sinn
Auch in einem Nu dahin.

In dem Sommer blühen Rosen,
Nelken, Lilien, Tulipan.
Wann der Winter kommt heran,
Hat ein End ihr Liebeskosen.
Also fleucht der Jungfern Sinn
Auch in einem Nu dahin.

Wie die weissen Wasserwogen
Auf und ab sich wälzend gehn,
Und im Unbestand bestehn,
Bald geschlichtet, bald gebogen;
So läuft auch der Jungfern Sinn
Auf und ab im Nu dahin."

u. s. w.

k) Naiv genug wenigstens, wenn auch nicht sehr geistreich, ist das folgende girrende Liedchen:

"Komm,

zarte Bild tritt anmuthig und sprechend hervor [1].
Aber in den meisten Liedern Schwieger's wird das Schöne

"Komm, Täubelein! Komm, stille mein Verlangen!
Komm, Sonnenschein! Und gieb mir deine Wangen,
Damit mein Schmerz,
Den ich von dir empfangen,
Sich leg'. Ach, Herz!

Sonst wird mein Herz durch eifriges Verlangen
Und tiefen Schmerz ein schwarzes Grab umfangen.
Drum laß allein
Mich küssen deine Wangen.
Ach, Täubelein!"

Man möchte glauben, der Dichter sei selbst zum Tauber geworden. Daß er dabei das Denken ein wenig verlernte, liegt in der Natur der Sache.

1) Zum Beispiele diene das Lied, das Perlenkraft überschrieben ist. Die Allegorie bedarf keines Commentars.

"Du, klares Wasser, hör mein Klagen!
Laß dir doch sagen,
Was meine Seele leiden muß.
Sie, ach! ach! sie ist hochbetrübet,
Dieweil sie liebet,
Du angenehmer Silberguß,
Den wunderschönen Perlenschein.
O weh der bittersüßen Pein!

Sie suchet emsig mit Verlangen
Der Perlen Prangen,
Und findet sie doch gleichwohl nicht.
Deßwegen muß sie Angst ausstehen.
Wo soll sie gehen,
Daß sie doch hör' hierauf Bericht?
O silberklarer Fluß, sag an,
Wo sie mein Seelchen finden kann.

Heb' eine Perl' aus deinem Grunde
Mit deinem Munde,
Du mehr als klarer Perlenfluß,

Und

Schöne erstickt durch rohe Einfälle, oder durch die süßliche Schäfertändelei, die sich damals von den Ufern der Pegnitz über Deutschland verbreitete. Die kräftige Natur dieses Dichters blickt aber selbst durch seine Tändelei hindurch. Lyrische Wärme zeigt sich selbst in den Verirrungen seines Geschmacks. Weil er sich bewußt war, daß fast alles, was er sang, Gutes und Schlechtes, ganz ihm selbst angehörte, durfte er voll Selbstgefühls auf dem Titel seiner "Liebesgrillen" sagen, daß er "gar wenige dieser Lieder aus dem Niederländischen übersetzt, die meisten aber aus eigner Erfindung zu Papiere gebracht habe." So epidemisch war also, nachdem Opitz den Ton angegeben hatte, das Uebersetzen aus dem Holländischen unter den deutschen Dichtern geworden, daß einem von ihnen nöthig scheinen konnte, sich ausdrücklich gegen die Vermuthung zu verwahren, als sei ein solches Uebersetzen auch ihm eine Hauptsache geworden. Auf Rechnung der Originalität Schwieger's muß man denn aber auch wohl mehrere seiner Scherze schreiben, deren Derbheit an das Unglaubliche grenzt m).

Der

Und sprütz sie her zu meiner Seelen
Aus deiner Höhlen!
Ach, gieb sie her mit einem Kuß!
So wird sich dann ihr großes Leid
Verkehren bald in Fröhlichkeit."

m) Man könnte seinen eigenen Augen mißtrauen, wenn man lieset, daß eine Anmahnung zur Liebe an eine unbekannte Jungfer in Schwieger's Liebesgrillen so anfängt:

"Es lieben die Ochsen, die Schweine, die Katzen,
Die Hirsche, die Hasen, die Ziegen, die Ratzen,

Die

Der Dichter der Liebe, dem man in der Nachbarschaft von Schwieger einen Platz anweisen kann ist David Schirmer, chursächsischer Bibliothekar zu Dresden, um das Jahr 1650. Seine Rosengebüsche in zwei Büchern enthalten fast nichts als Liebesschwärmerei in Liedern, Sonetten, Elegien und Madrigalen [n]). Auch ihm fehlte es nicht an Phantasie und Talent. Aber er gerieth noch auf andere Abwege, als Schwieger. Im Geschmacke der italienischen Sonettisten aus der Schule des Marino und Achillini sollte Alles in seinen Gedichten außerordentlich seyn. Nicht selten entzweit sich seine prunkende Poesie völlig mit dem gesunden Menschenverstande. Leichtfertig, wie Schwieger, erscheint er nirgends; desto öfter geziert und phantastisch [o]). Doch konnte er auch nach Catull's Art mit gefälli-

Die Tauben, die Lerchen, die Hühner, die Raben,
Die Schweden, die Pohlen, die Türken, die Schwaben."

An dergleichen Züge der deutschen Poesie des siebzehnten Jahrhunderts muß man sich auch von Zeit zu Zeit erinnern, wenn man diese Poesien nicht überschätzen will.

n) Nur in Koch's Compendium finde ich diesen Dichter angeführt. Der Titel seiner neben mir liegenden Gedichte lautet: David Schirmers Poetische Rosengepüsche u. s. w. Dresden, 1657, ein Octavband von 506 Seiten. Unter den Zueignungsversen hat er sich als chursächsischer Bibliothekar unterzeichnet.

o) Wie diesem Dichter, wenn er recht außerordentlich seyn wollte, die Phantasie über den Kopf wuchs, mögen zur Probe die folgenden Strophen aus dem ersten Liede zeigen, das Nachtlied überschrieben ist.

"Regne

gefälliger Leichtigkeit scherzen [p]); und einige seiner ekstatischen Sonette sind, die Uebertreibung abgerechnet,

"Regne doch, du Sternen-Heer,
Nur zum Zeugen des Verlangen
Das vergüldte Liebes-Meer
Auf den Glanz der Purpur-Wangen.
Oder fürchtst' du dich, zu fließen?
Ach so tröpfle mich zu ihr!
Ich will eine neue Zier
Um den zarten Leib hergießen.

O wie sanfte schläfst doch du
Bei dem Spiel der süßen Träume!
Mich nur decken sonder Ruh,
Die verdorrten Mandel-Bäume.
Wie der Pan, so vor der Sonnen
Oft in ungebahnter Flucht
Die zu schnellen Nymphen sucht,
So bin ich dir nachgeronnen."

p) Z. B. in dem folgender Liede:

"Cynthia, wenn sie will küssen,
Will stets eine Satzung wissen,
Wie viel sie mir geben soll,
Weil sie Tugend stets verübet,
Und ihr Maaß und Ziel beliebet,
Sie das Mittel halten woll.

So viel, sprech ich, an dem Rande
Körner liegen in dem Sande;
So viel Naß der Staub annimmt;
So viel Küsse sollst, mein Leben,
Du stets meinen Lippen geben;
Dieß in meine Rechnung kömmt.

So viel Lichter in den Lüften,
So viel in den Wolkenklüften
Sternen Gold verborgen steht,
Das der Jugend auf den Auen
Heimlich pfleget zuzuschauen,
Wenn die stille Nacht angeht."

u. s. w.

rechnet, nicht ohne poetischen Werth q). In seinen Elegien findet sich unter die Betrachtungen der Leiden und Freuden der Liebe auch strenge Moral eingemischt. Einige Epigramme sind als Zugabe verstreut unter die Madrigale.

Noch ist in dieser Reihe zu nennen Georg Neumark, aus Mühlhausen, der Verfasser der Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft. Er lebte vom Jahre 1629 bis 1689; hatte in seiner Jugend öfter mit der Dürftigkeit zu kämpfen; erhielt aber, nachdem er durch weltliche und geistliche Gedichte und durch andere litterarische Arbeiten ziemlich bekannt geworden war, die Stelle eines geheimen Archivsecretärs und Bibliothekars zu Weimar. Geistliche Lieder von ihm wurden in die Kirchen-

q) Hier ist eins dieser Sonette.

"Ihr Kinder süßer Nacht, ihr feuervollen Brüder,
Du kleines Heer der Luft, du Himmels-Bürgerey,
Die du durchs blaue Feld nach reiner Melodey,
Erhebest deinen Tanz und deine schöne Glieder;
Wenn jetzt der faule Schlaf die müden Augenlieder
Durch einen faulen Sieg den Sinn leget bei,
Damit kein Wachen mehr an uns zu spüren sey,
Ihr Kinder süßer Nacht, legt eure Fackeln nieder!
Was steht ihr wie zuvor, und lacht den Weltkreis an?
Lauft durch das göldne Haus! Verlast die Fenster-Scheiben!
Geht rückwärts, wie ihr sollt! Ich will euch rückwärts treiben.
Geht rückwärts wieder hin die alte finstre Bahn!
Geht, Kinder, wie ihr sollt! Flieht, Lichter, flieht von mir!
Mein Licht, mein Augen-Stern, mein Licht ist nicht allhier."

Kirchengesangbücher aufgenommen r). Auch die weltlichen haben viel Leichtigkeit des Styls und einen gefälligen Versbau. An Gedanken ist Neumark nicht reich; aber sanfte Gefühle weiß er mit anspruchloser Gutmüthigkeit zuweilen ganz anziehend auszudrücken s).

Es

r) Von Neumark's poetischen Schriften gehört hierher: Poetisches und musikalisches Lustwäldchen, Hamburg, 1652, in 8.; oder, nach der zweiten Ausgabe, Fortgepflanzter musikalisch poetischer Lustwald, Jena, 1657, in 8.

s) Man vergleiche die folgenden Strophen aus einem zärtlichen Klagliede mit dem Vorwurfe, der diesem Dichter gewöhnlich gemacht wird, daß er nur ein geistloser Reimer sey.

"Wenn ich dich seh'
Im grünen Klee,
Dein Wollenviehchen treiben,
So kann ich kaum,
Im weiten Raum
Auf meinen Wiesen bleiben.
Ich jage meine Schafe fort
Zu deinen fetten Gründen,
Erdenk' im Treiben manches Wort,
Welchs deinen Sinn soll binden.
So bald ich aber bei dir bin
Ist alle Rednerkunst dahin.

Ich werde taub
Zittr' als ein Laub,
Die Rede will nicht fließen,
Es möchte sich
Bald mildiglich
Der Augenstrom ergießen.
Dein Reden, schönste Schäferin,
Und dein so süßes Lachen

Die

Es würde gegen den Zweck dieser Geschichte der Poesie und Beredsamkeit seyn, alle deutschen Liederdichter und lyrischen Reimer dieses Zeitraums zu mustern, unter deren Werken sich hier und da Einiges findet, das der Aufmerksamkeit werth gefunden werden kann t). Einige, in deren Geschmacke sich schon merklicher die Einwirkung der hofmannswaldauischen

> Die können Zungen, Herz und Sinn
> Bald fesselfeste machen.
> Doch treuer Liebe Herzenskraft
> Hat allzeit solch ein Eigenschaft.
>
> Ach, wenn doch mir
> Das wiederführ,
> Dein Händchen nur zu küssen,
> So wollt ich das
> Mit Thränen naß
> Schon zu befeuchten wissen.
> Dann wollt' ich gerne stille seyn
> Und mich nicht so beklagen,
> Weil dir ein Seufzer meine Pein
> Genügsam würde sagen.
> Wie aber dieses mag geschehn
> Kann ich zur Zeit auch nicht ersehn."

Mit dieser Treuherzigkeit stimmt die Anekdote ganz gut überein, nach welcher Neumark das beliebteste seiner Kirchenlieder, das Lied: "Wer nur den lieben Gott läßt walten" in frommer Begeisterung verfaßt haben soll, als er durch ein unerwartet glückliches Ereigniß in den Stand gesetzt wurde, seine *Viola di Gamba*, die er hatte als Pfand versetzen müssen, wieder einzulösen. Es wäre merkwürdig, wenn mehrere unsrer Kirchenlieder eine ähnliche Entstehung hätten.

t) Wer weitere bibliographische Nachweisung über die weltliche deutsche Liederpoesie dieses Zeitraums sucht, wende sich an Koch's Compendium der deutschen Litt. Gesch. Th. II. S. 88 ff.

dauischen oder zweiten schlesischen Dichterschule zeigt, sollen nachher genannt werden. Daß zu einer Zeit der allgemeinen Drangsale und der gegenseitigen Erbitterung politischer und religiöser Parteien, wie die Periode des dreißigjährigen Krieges für Deutschland war, so viele Lieder gedichtet und gesungen werden konnten, die sich gar nicht auf die Zeitumstände beziehen, und unter denen nicht wenig fröhliche sind, läßt sich nur aus einem neuerwachten poetischen Geistesbedürfnisse erklären, das durch kein Mißgeschick überwältigt werden konnte. Aber unter dem lyrischen Unkraute, das damals in Menge am deutschen Parnasse aufwuchs, finden sich auch nicht wenig Reimereien, deren Gegenstand die politischen und militärischen Ereignisse aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges sind, besonders platte Spottlieder, von der katholischen sowohl, als von der protestantischen Partei, je nachdem die östreichischen, oder die schwedischen Waffen den Sieg davon getragen hatten. Die protestantischen Reimer ergossen in solchen Fällen auch ihren Unwillen gegen die Jesuiten, die sie auch wohl Jesuwider oder Esauiten betitelten. Ein erträgliches unter diesen Parteiliedern möchte nicht leicht zu entdecken seyn [u]).

Auch

u) Aus einer neben mir liegenden Sammlung gehören in dieses Fach, von der katholischen Partei der *Extraordinari* Postilion, zu suchen den von Prag verlornen Palatin, Antorf (Antwerpen), 1621, in 4.; und noch mehr dergleichen; von der protestantischen Partei Spottlieder auf Tilly, nach der Niederlage bei Leipzig; vier Lieder auf Unfälle, die das östreichische Heer unter dem Herzoge von Lothringen, und die Spanier unter dem Herzoge de Feria getroffen,

vom

Auch deutsche Dichterinnen, die in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts von dem Tone, den Opitz und seine Schule angegeben hatten, hingerissen wurden, ihre Kräfte im Gebiete der lyrischen Poesie zu versuchen, sind hier zu nennen. Eine der ersten in dieser Reihe ist die Pommeranerin Sibylla Schwarz, aus Greifswald, Tochter eines geheimen Landraths und Bürgermeisters. Da sie nur siebzehn Jahr alt geworden ist (sie lebte vom Jahre 1621 bis 1638), sind die Aeußerungen ihrer Talente um so merkwürdiger. Sie wurde dem Publicum bekannt durch ihren Lehrer Samuel Gerlach, der nach dem Tode der Dichterin ihre poetischen Werke unverändert aus der Handschrift herausgegeben hat [x]).

Um dieselbe Zeit lebte die Schlesierin Catharina Regina von Greiffenberg, geborne von Seyßenegg, deren Deutsche Urania oder Geistliche Sonette und Lieder an dem Vetter dieser Dichterin, Hans Rudolph von Greiffenberg, ohne ihr Wissen, einen Herausgeber gefunden

vom Jahre 1634. Als Documente zur Geschichte des Zeitalters sollten alle solche Lieder aufbewahrt werden, so geringe auch übrigens ihr Werth seyn mag.

x) Ich bedaure, nur eine trockne Notiz über diese Dichterin mittheilen zu können, da mir nicht gelungen ist, die angezeigte Sammlung ihres poetischen Nachlasses zu Gesicht zu bekommen. Der vollständige Titel: Sibylla Schwartzin vohn Greiffswald aus Pommern deutsche Poetische Gedichte u. s. w., Danzig, 1650, in 4., ist angezeigt in Koch's Comp. der deutsch. Litt. Gesch. Th. II. S. 94.

funden haben [xa]). Zur weltlichen Poesie scheint diese Dame sich nicht haben herablassen zu wollen. Dieß ist um so mehr zu bedauern, da ihre Phantasie im immer wiederkehrenden Ausdrucke christlich-religiöser Gefühle sich erschöpfen mußte. Ihr Styl hat die Fehler, die zum Geschmacke der deutschen Dichter ihres Zeitalters gehören; aber er ist kräftig, fast männlich, und kunstreich. Ihre Gedanken fallen nicht selten in das Spielende; aber ihr Gefühl behauptet fast durchgängig in diesen Sonetten, deren doch mehrere Hunderte sind, eine wahrhaft religiöse Würde. Die heitersten dieser Sonette drücken fromme Frühlingsgedanken aus [xb]). Die Lieder haben weniger poetischen Werth.

Eine

xa) So viel ich weiß, ist diese religiöse Dichterin noch von keinem Litterator angeführt. Ihre Gedichte haben einen doppelten Titel. Der erste: Der teutschen Urania himmelabstammend und himmelaufflammender Kunst Klang und Gesang bezieht sich besonders auf die funfzig Lieder zum Beschlusse der Sammlung; denn da wird eben dieser Titel wiederholt. Der zweite und eigentliche lautet ohne Metapher: Geistliche Sonnette, Lieder und Gedichte, zu gottseeligem Zeitvertreib erfunden und gesetzt durch Catharina Regina Fräulein von Greiffenberg u. s. w. ihr zu Ehren und Gedächtniß, und zwar ohne ihr Wissen zum Druck gefördert durch ihren Vettern Hans Rudolf von Greiffenberg u. s. w. Nürnberg, 1662, in 8.

xb) Z. B. das folgende, eines von mehreren, die überschrieben sind: Gott lobende Frühlingslust.

"Das schöne Blumen-Heer geht wiederum zu Feld,
Um Ruh und Farben-Pracht recht in die Welt zu streiten,

Des

Eine andere dieser Dichterinnen, die unter dem Nahmen Dorothea Eleonora von Rosenthal (vielleicht hieß sie auch so mit ihrem Familiennahmen) bekannt wurde, mag hier beiläufig angeführt werden, um zu zeigen, wie sich mehrere deutsche Frauenzimmer damals mit den Nachfolgern Opitz'ens in die Schranken wagten. Sie war eine lebhafte Verehrerin Zesen's, dessen Geschmack auch der ihrige wurde [26]).

Die schnelle und allgemeine Verbreitung der neuen Liederpoesie in Deutschland während des dreißigjährigen Krieges wurde nicht wenig befördert durch die Neigung der Deutschen zur Musik. Daher sind

Des Laubes Lorbeer=Sträuch bekränzen's aller Seiten;
Dryaden schlagen auf die kühlen Schatten=Zelt.

Es ist mit Lieblichkeit verguldet alle Welt;
Die Freuden=Geister sich ganz in die Luft ausbreiten.
Die Welt=regierend Kraft will all's in Freud verleiten.
Die süße Himmels=Füll sich etwas erdwärts hält.

Es weißt die Ewigkeit ein Fünklein ihrer Schöne,
Ein Tröpflein ihres Safts, ein Stäublein ihrer Zier.
Dies lieblich Kosten macht, daß ich mich erst recht sehne,
Und lechz mit dürrer Zung' und heißer Gier nach ihr.
O Frühling, Spiegel=Quell, du netzest und ergetzest;
Aus Erd' in Himmels=Lust die Seele schnell versetzest."

26) Ein Bändchen von wenigen Bogen hat den Titel: Dorotheen Eleonoren von Rosenthal Poetische Gedanken u. s. w. Breslau, 1641, in 8. Es ist ein prosaisches Sendschreiben an einen "der deutschen Poesie sonderbaren Beförderer", wahrscheinlich Zesen, mit eingemischten Versen. Ich wüßte nichts daraus hervorzuheben, das noch ein Mal abgedruckt zu werden verdiente.

sind auch so viele Ausgaben der Werke deutscher Dichter aus dieser Periode mit Musiknoten versehen. Der wirkliche Gesang behauptete seine natürliche Verbindung mit der lyrischen Poesie. Und wie die Fiedler (Fidelare) der Ritterzeit Musiker und Liederdichter zugleich waren, fühlten sich auch nun wieder mehrere deutsche Musiker durch die Ausübung ihrer Kunst zu poetischen Versuchen ermuntert. Der königsbergische Organist Albert, von dessen Liedern oben die Rede gewesen ist, war nicht der einzige seiner Art. Sogar ein Hoftrompeter in dänischen Diensten, Gabriel Voigtländer, ließ im Jahre 1650 eine Sammlung seiner Lieder mit den dazu gehörenden Musiknoten drucken, auf vielfältiges Begehren, wie er versichert y). Als einen großen Dichter hat er sich der Welt durch diese Lieder nicht bekannt gemacht, aber als einen witzigen Kopf, der besonders Scherz und Satyre im Geschmacke der Gesellschaften, vor denen er auf Verlangen spielte und sang, mit vieler Leichtigkeit lyrisch zu behandeln verstand z).

In

y) Nirgends habe ich dieses poetischen Trompeters erwähnt gefunden, der denn doch in seiner Art ein bemerkenswerther Mann ist. Die neben mir liegende Ausgabe seiner Lieder hat den Titel: Allerhand Oden und Lieder, welche auf allerley, als, italiänische, frantzösische u. s. w. Melodien und Arien gerichtet, hohen und Nieder Standespersonen zu sonderlicher Ergetzlichkeit in vornehmen Conviviis u. s. w. gestellet und in Druck gegeben durch Gabrielem Voigtländer, Ihro Hochprinzl. Durchl. zu Dennemark und Norwegen wohlbestellten Hof-Feld-Trompetern und Musico. Lübeck, 1650, in Fol.

z) Mehrere Proben von dem Witze dieses Trompeters zu

In der engsten Verbindung mit dieser ausgebreiteten Cultur der Liederpoesie in Deutschland stehe die

zu geben, möchte hier nicht der Ort zu seyn scheinen. Da aber doch jetzt schwerlich einer seiner Kunstgenossen gefunden wird, der ähnliche Lieder zu Stande bringen könnte, ist es wahl der Mühe werth, bei dieser Gelegenheit einen Mann näher kennen zu lernen, der im Komischen wenigstens von keinem deutschen Liederdichter aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges übertroffen ist. So giebt er z. B. eine ironische Anleitung, durch Schmeichelei sein Glück zu machen:

"Wollt ihr, daß alle Leute
Euch hold und günstig seyn,
So hört, was ich andeute,
Und folget mir auch fein.
Erhebet jedermann
Mehr, als er weiß und kann;
Und rühmet alle Sachen,
So schlecht man's auch mag machen;
So seyd ihr wohl daran.

Den Bürgermeister ehret
Als wie ein Heiligthum.
Des Richters Weisheit höret,
Ist er schon ziemlich dumm.
Die Rathsherrn insgemein,
Ob sie schon Bauern seyn,
Und einer Chim schon heisset,
Seht, daß ihr euch befleisset,
Sprecht: Herr Jochimmoß fein.

Dem Landsknecht gebt den Titel,
Und ihn Herr Hauptmann heißt.
Gerichtsschulz nennt den Büttel;
Den Profoß gleicher weiß.
Zum Pagen Junker sprecht,
Und Meister zu dem Knecht;
Zum Hundesjungen Jäger;
Den Stall- und Straßenfeger
Ehrt als den Hauswirth recht."

u. s. w.

die Menge christlicher Kirchenlieder, die damals zu denen, die dem sechzehnten Jahrhundert angehören,

Von der Schönheit der Damen singt der Trompeter Voigtländer:

"Den Damen pflegt's wie den Rosen zu gehen,
Die Sommers lieblich am Rosenstock stehen,
Und prangen, daß, ob man in Dornen sich sticht,
Doch Mancher begierig die Rosen abbricht.

Bleibt manche schon lang' auf dem Rosenstock stehen,
Daß über sie mancherlei Winde hinwehen,
So wird sie zu nichte; vom Reif sie verdirbt;
Damit denn die Kraft und die Schönheit erstirbt.

Und ist sie vom Stocke, so wird sie begriffen,
Durch vielerlei Hände gezogen, geschliffen.
Es wischt auch so manche Nas' über sie her,
Bis sie abfällt vom Stiele, und taugt nicht mehr."
u. s. w.

Ich denke, die Leichtigkeit der Versification und die Correctheit der Sprache verdienen, hier auch nicht übersehen zu werden.

Einige dieser Lieder sind besonders charakteristisch für den Geschmack der hohen Herrschaften, bei deren Conviviis dieser Dichter seinen Gesang erschallen ließ. In dieser Beziehung trage ich kein Bedenken, die erste Strophe des sauberen Scherzliedes mitzutheilen, das in der Sammlung den Beschluß macht. Es ist überschrieben *Ars, Lex, Mars,* regieren die Welt. Dem deutschen Leser braucht nicht gesagt zu werden, was die lateinischen Worte bedeuten sollen. Der Anfang lautet, mit Erlaubniß, wie folgt:

"Mit Ars, Lex, Mars, wird die ganze Welt regiert;
Mars Lex Ars gubernirt;
Mit Ars wird alles, wie nach jetzt, gemacht.
Wird gleich Lex Ars verlacht,
Und Mars hält gern das Regiment allein,
Kann Mars doch ohne Lex Ars nicht seyn."

Doch jam satis est.

ren, hinzukamen, und die protestantischen Gesangbücher bereicherten [a]). Bei der religiösen Stimmung der Gemüther, und bei der scharfen Trennung des Geistlichen von dem Weltlichen nach der Denkart jener Zeit, würden die Dichter sich selbst nicht verziehen haben, der weltlichen Muse allein zu huldigen. In den deutschen Kirchengesangbüchern findet man die Nahmen fast aller der Dichter wieder, von denen in diesem Capitel die Rede gewesen ist. Außer diesen ist hier noch als Verfasser trefflicher Kirchenlieder zu nennen **Paul Gerhard**, aus Chursachsen, der vom Jahre 1607 bis 1676 lebte; eine Zeitlang Probst zu Mittenwalde im Brandenburgischen, dann Diakonus zu Berlin war; von dem Churfürsten Friedrich Wilhelm abgesetzt und aus dem Lande verwiesen wurde, weil er gegen einige Religionsedicte dieses Fürsten protestirt hatte; bald darauf aber in der Lausitz eine neue Versorgung fand; ein Mann von wahrhaft religiösem Sinne; fest und kräftig wie Luther; um die weltliche Poesie, wie es scheint, eben so wenig, wie dieser Reformator, bekümmert; aber von ausgezeichnetem Talent zum lyrischen Ausdrucke religiöser Gefühle, und deßwegen in der Geschichte der deutschen Poesie vor mehreren Liederdichtern mit Achtung zu nennen [b]).

Daß

a) Ich erinnere hier an die Notizen, die ich schon im **vorigen Bande**, Seite 408, über die fast unglaubliche Menge deutscher Kirchenlieder mitgetheilt habe.

b) Eine genauere Anzeige der Verdienste Paul Gerhard's gehört zur speciellen Geschichte des christlichen Kirchengesanges. Von Gerhard ist das geist- und seelenvolle Lied **Ich singe dir mit Herz und Mund**, eines von denen, um derer willen Johann Winkelmann, der

Ver-

Daß kein katholischer Dichter in Deutschland nach Spee die Cultur des geistlichen Liedes für seine Kirche eben so sehr beförderte, wie damals so viele Protestanten sich um ihre Glaubensgenossen verdient machten, läßt sich aus der katholischen Liturgie, die von der einen Seite an die lateinische Sprache gebunden ist, allein nicht wohl erklären. Die deutschen Katholiken waren seit der Kirchentrennung gegen alles Neue eingenommen, das den Gottesdienst betraf; und ihre Kirchenlieder mußten auch deßwegen weit hinter den protestantischen zurück bleiben, weil man in den katholisch gebliebenen Theilen von Deutschland sich noch immer nicht zu der verbesserten Sprache bequemen wollte, die aus Luther's Schule hervorgegangen und durch Opitz in die deutsche Poesie übertragen war.

2. Von den übrigen lyrischen Dichtungsarten muß die Elegie, die doch im Grunde auch ein lyrisches Gedicht ist, in der Geschichte der deutschen Poesie dieses Zeitraums abgesondert werden, weil in ihr sich die Wirkungen des Alexandrinerverses zeigen, den Weckherlin und Opitz in die deutsche Poesie eingeführt hatten. Die irrige Meinung, ein Trauerlied sey eine Elegie, war damals noch nicht in Deutschland verbreitet. Aber das Ansehen, das der Alexandrinervers erhielt, veranlaßte, daß mehrere

Verfasser der Geschichte der Kunst des Alterthums, nachdem er zur katholischen Kirche übergegangen war, ein protestantisches Gesangbuch nach Rom kommen ließ. Unter dem Titel Haus- und Kirchenlieder sind diese geistlichen Gedichte von Gerhard zuerst zu Berlin im Jahre 1666 gedruckt. Neun Ausgaben folgten bis zum J. 1723.

rere Dichter, die ihre Gedanken und Gefühle mit einer gewissen Umständlichkeit ausmahlen wollten, diese Versart wählten, die nun die Stelle des Hexameters und Pentameters vertrat. So entstanden von selbst Gedichte, die, auch wenn sie mißlangen, in das Fach der Elegien gehören, ob man sie gleich unter diesem Titel nur bei dem affectirenden David Schirmer findet, dessen oben gedacht ist. Aehnliche Elegien ohne diesen Titel finden sich bei Flemming und mehreren deutschen Dichtern aus der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts.

Da man die Muster aus dem classischen Alterthum vor sich hatte, konnte man auch nicht wohl glauben, daß die echte Elegie immer ein Trauergedicht seyn müsse. Aber gegen wollüstige Elegien, wie diejenigen, die Ovid Amores überschrieben hat, sträubte sich die altdeutsche Ehrbarkeit, bis Hofmannswaldau dem Zeitalter die Stirn bot. Dafür wurde schon zu Anfange der opitzischen Periode das Andenken an die ältere griechische Elegie, die sich nur durch die Versart von dem Liede unterscheidet, erneuert durch Zinkgref's, der oben schon ein Mal genannt ist, treffliche Nachahmung der Kriegsgesänge des Tyrtäus. Während Heidelberg von den Oestreichern belagert wurde, im Jahre 1622, schrieb Zinkgref in der belagerten Stadt dieses Soldatenlob oder Unüberwindlicher Soldaten Trutz, nach Art der Verse des uralten griechischen Poeten Tyrtäi c). Nur weni-

c) Bei keinem Litterator, so viel ich weiß, ist dieses Gedicht von Zinkgref angezeigt. Ich fand es in einem Quartbande, in welchem gar vielerlei zusammen gebunden ist, auf Einem Bogen gedruckt zu Frankfurt, im J. 1632.

diese Elegie auch eine Strafgedicht nennen, wenn nicht edle Trauer das Gefühl wäre, das bei dieser Gelegenheit nur in Entrüstung übergeht g). Entschiede-

Viel minder Blumen noch. Die Gärten seyn erstarrt;
Der Lenzen-Gast, die Schwalb, hat längsten sich verscharrt;
Der Frösch-Herr hat das Meer schneeflüchtig übermähet;
Und sieht man, wie das Wild in seine Höhle gehet,
Verbirgt sich vor der Kält, und liegt, als halber todt;
Kurz, wegen Winterfrost ist allenthalben Noth.

Ach, wahrlich schlechte Noth, im Fall man recht bedenket,
Was dich, o Vaterland, für sonst ein Uebel tränket!
Dein Herz ist ganz erfröhrt; die Gottesfurcht erstirbt,
Die Andacht ausgelöscht, dein Wesen ganz verderbt.
Du liegst in harter Seuch, und findt sich kein Genesen.
Das macht, du bist dem Arzt undankbar stets gewesen."

g) Z. B. wo der Dichter über den Unfug seufzt, den die vielen fremden Truppen in Deutschland trieben.

"So, so, hat leider! jetzt dein Wesen sich verkehret,
Du unteusch teutsches Land! Du bist durchaus entehret.

Da kommt ein Volk herein, das vorhin gegen dir,
Ein Wildfang noch gewest; entzieht dir Schmuck und Zier.
Die Säbel-Reiter dort, aus Gränzen der Sclavonen,
Die rennen auf dich zu, und wollen nicht verschonen,
Bis du ein Sclav auch seyst. Dann schickt ein anders Land
Sein aufgeblasenes Heer, das gleichfalls auf dich spannt;

Ver-

schiedener Zorn aber spricht aus seinen Versen, wo er den Deutschen seiner Zeit ihre Nachahmung ausländischer Sitten und das Kauderwelsch vorwirft, durch das sie ihre Muttersprache entstellten [h]).

Unge-

> Versucht, ein eisern Joch dir auf den Hals zu legen,
> Und Weltherr gar zu seyn. Indem sich nun dargegen
> Ein fertig leichter Hauf fast sprungs und tanzweis rott,
> Gereicht dir alles das zu Schaden und zu Spott."

Welch eine Aehnlichkeit zwischen jenen Zeiten und denen, die anderthalb hundert Jahr darauf folgten!

h) In einem Leichengedichte, das auch zu den Elegien gezählt werden darf, bricht der Unmuth des patriotischen Mannes in dieser Hinsicht besonders aus, indem er an dem Verstorbenen lobt, daß er immer gewollt:

> "Daß unsre teutsche Sprach soll weder mit Latein,
> Noch fremdem Mischmasch sonst, als arm, beflecket seyn
> Gleich wie ein Bettelrock. Denn, welcher damit pranget,
> Der zeigt, daß immer noch der Schulsack an ihm hanget,
> Und daß er nicht verdaut, daß ihm der Herr Donat
> In seinen blöden Kropf zu viel geschoppet hat;
> Ja bringt sich in Verdacht, es drucken ihn die Sorgen,
> Er möcht an dem Latein wohl endlich gar erworgen,
> Wenn er nicht in das Teutsch stets solche Brocken spey,
> Und weißt hiemit dem Volk, was künstlichs in ihm sey.
> Ach, wie ein hübsche Kunst, die Sprachen so zu mischen!
> Denn, wenn das Wasser trüb, ist trefflich gut zu fischen,
> Dargegen aber nicht, wo helle Quellen seyn.

Ungefähr auf dieselbe Art und um dieselbe Zeit beweinte in Niedersachsen der verdienstvolle Grammatiker Justus Georg Schottelius [i]) das Schicksal seines Vaterlandes. Er lebte vom Jahre 1612 bis 1676; war der Sohn eines Predigers zu Einbeck im Hannöverischen; wurde Prinzenerzieher am braunschweigischen Hofe; und starb als Consistorialrath und Hofgerichtsassessor zu Wolfenbüttel. Eine genauere Anzeige seiner Verdienste gehört in die Geschichte der Sprachforschung und der deutschen Grammatik [k]). Unter seinen wenigen poetischen Werken ist das merkwürdigste die patriotische Elegie: Der Nymphe Germania Todesklage [l]). So mangelhaft das Gedicht ist, zieht es doch

Versuch, versuch es doch, und red das Teutsche allein!
Lateinisch auch also! Laß sehen, wird es klingen?
Ich fürcht, ihr werdet theils nicht viel zu wegen bringen."

i) Nicht Schottel, wie neuere Litteratoren den Nahmen schreiben. Der Familiennahme Schottelius mit der lateinischen Endigung ist im Hannöverischen noch nicht ausgestorben.

k) Das vorzüglichste unter den grammatischen Werken dieses gelehrten Mannes ist seine Ausführliche Arbeit von der teutschen Hauptsprache, in fünf Büchern, ausgefertigt von *Justo Georgio Schottelio*; Braunschweig, 1663, in 4. Des Latinisirens im Deutschen konnte sich auch Schottelius nicht enthalten, so verhaßt ihm auch übrigens die Sprachmengerei war.

l) Genau lautet der Titel so: *Lamentatio Germaniae expirantis*. Der nunmehr hinsterbenden Nymphen *Germaniae* elendeste Todesklage. Braunschweig, 1640, in 4. Andre poetische Versuche von Schottelius, z. B. seine Vorstellung des jüngsten Gerichtes; eine ähnliche Vorstellung der Hölle u. s. w. sind von geringerem Werthe.

doch an durch die Wärme eines edeln Gefühls [m]). Einige Stellen sind vortrefflich [n]). Zum Theil ist es

m) Der Anfang ist ein wenig declamatorisch, aber gewiß nicht frostig. Die unglückliche Germania selbst wird redend eingeführt in der Gestalt eines wehklagenden oder, in der Sprache jener Zeit zu reden, laut der Vorrede, eines heulenden Weibes.

"Ach, weh! Ach, mehr als weh! Wer ist doch, der mich kennen,
Und recht durchschauen kann! Ach, leider! willst du nennen
Die Unglückseligkeit ein' unergründte See,
Komm nenne Mich, Ich bins. Ach, weh! Ach mehr, als weh!
Ich, die ich in der Welt kunt unvergleichlich prangen
Mit höchster Majestät, ich, die ich bin gegangen
Mit Pracht der Herrlichkeit da, wo die Wolken stehn,
Ich, die man vormals mich die allerschönste nannte,
Die ich die Könige zu Dienst und Liebe wandte,
Durch meiner Hochzeit Zier, ich bin es, ich, ach ja,
Todt, ängstlich, mehr als todt, ich, die Germania."

n) Z. B. diese, in welcher die Geister der Vorfahren redend eingeführt werden:

"Soll dieses Teutschland seyn? So würden sie wohl sagen,
Das alte Vaterland, worinnen wir geschlagen
Und donnergleich erlegt, wer nur kam übern Rhein?
Hie ist das Land ja nicht; es kann gewiß nicht seyn.
Es muß seyn Scytherland, der Tartaren Gebiete,
Ein Land voll Grimmigkeit, erfüllt mit Höllen Wüte.
Es ist die Barbarey, da wilde Drachen seyn.
Sie speyen Feur, auf daß sie selbst sich äschern ein.
Nein, es muß Teutschland seyn! Die Sternen uns nicht trügen.
Der Rhein und Elb' ist hie; die Luft selbst kann nicht lügen.
Der blau schwarz dicke Harz; schaut! hie ist noch der Ort,

es auch ein Strafgedicht. Die Nachahmerei der Deutschen wird kräftig gezüchtigt o).

3.

Da Varus biß ins Gras. Die Donau läuft noch dort.
Hie wurden von der See die Leiber angetrieben
Nachdem der Römer Volk sampt tausend Schiffe blieben.
Hier hielt Germanicus! Dort floh hin der Cäcin!
Der Menschenwürger auch, der Cäsar, zog hier hin!
Es ist das Land, da wir geboren und erzogen
Und mit der ersten Milch die Tugendlust gesogen.
Es wird ohn Zweifel seyn von Grund auf umgekehrt.
Wir sehens überall verödet und verheert,
Der Gallier Gesind, das sehen wir bey Haufen.
Dort tritt ein Welscher her. Schau, wie so herrisch laufen
Die Spanier, recht aus Trotz! Hie zieht ein Schotte an;
Ein Schwede und ein Finn steht dort beym Engelsmann.
Ein Unstern böser Art muß haben dir geleuchtet:
Ein giftigreicher Thau hat durch und durch befeuchtet
Dich, liebstes Vaterland? Bist du nun so veracht,
Erbettelst Recht und Schutz vom Glück' und fremder Macht!"

Wer kann dieß lesen, ohne wieder an das Napoleonische Zeitalter erinnert zu werden!

o) Ich kann mir das Vergnügen nicht versagen, obgleich die Beispiele sich hier häufen, noch die folgende kräftige Stelle mitzunehmen, die, mutatis mutandis, nun so lange schon treffend geblieben ist.

"Auf Spanisch wird eur Fleisch gewürzt und überstreuet,
Geschnitten auf Französch, auf welsche Art gekeuet.
Ein teutscher Magen den nimmt die Verdauung hin;
Draus wird gebrütet ein Spansch-Welsch-Fransch-Teutscher Sinn.

Ach,

3. Die didaktische Poesie der Deutschen schien vorzüglich vorrücken zu müssen, nachdem Opitz den neuen Ton angegeben hatte. Aber so sehr auch der deutsche Ernst immer auf das Didaktische gerichtet war, und besonders damals jedem Spiele der Musen eine nützliche Lehre abzugewinnen suchte, wurde Opitz gerade von dieser Seite am wenigsten nachgeahmt, von der er seinem Zeitalter am meisten imponirte. Wahrscheinlich wirkte das Beispiel, das er gegeben hatte, in Versen zu räsonniren, zurückschreckend auf die Bewunderer, weil man es für unerreichbar hielt.

Unter allen deutschen Gedichten didaktischer Art aus der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts ist keines von solchem Umfange, wie das Trostgedicht von Opitz, und keines in Sprache und Styl so durchdacht und gefeilt, wie irgend eines der ähnlichen Werke dieses Dichters. Zum Beweise, wie ungeschickt sogar ein Mann, der sich vorzüglich mit dem Studium der alten Classiker beschäftigte, mit Opitz im Gebiete der didaktischen Poesie zu wetteifern versuchen konnte, ist hier der Philologe Caspar von Barth anzuführen, der nicht unter der Würde seiner

Ach, schämet ihr euch nicht, ihr Kinder, gleiche Affen,
Die ihr wollt gieriglich nach fremden Sünden gaffen,
Und gerne unteusch seyn, eur Vaterland veracht,
Und habt in Teutschland ein unteutsches Land gebracht?
Die Kleider, Speis und Trank, die Sprache und die Sitten,
Treu und Beständigkeit, wofür wie Löwen stritten
Die Alten, sind meist weg. Das Alte hasset ihr,
Und seyd im fremden neu, neugierig eure Zier."

ner adlichen Abkunft fand, wie ein Professor alte Autoren kritisch zu bearbeiten und neu herauszugeben. In deutschen Alexandrinern hat dieser Gelehrte ein religiöses Lehrgedicht über die Unsterblichkeit der Seele verfaßt. Es heißt Der deutsche Phönix; füllt beinahe hundert Seiten p); ist aber nichts weiter als ein Chaos von moralischen und religiösen Betrachtungen in einer rohen Sprache und in ungeschlachten Versen.

Als einen der würdigsten Schüler Opitz'ens zeigte sich im Gebiete der didaktischen Poesie ein junger Mann, der von seinen Zeitgenossen kaum bemerkt wurde, weil er nicht einmal das volle Jünglingsalter erreicht hat. Dieser junge Mann, Andreas Scultetus (vielleicht Schultheiß oder Schulze), dessen Andenken erst durch Lessing wieder erneuert worden ist, studirte um das Jahr 1639 auf dem Gymnasium zu Breslau, und starb wahrscheinlich wenige Jahre darauf, ehe er noch der Universität angehörte q). Die natürliche Richtung seines

p) Caspar Barthen. Deutscher *Phoenix*, Frankfurt am M. 1626, in 4.; reiner Text, ohne Vorrede und ohne Anmerkungen.

q) Lessing entdeckte zuerst wieder einige Gedichte des Scultetus beim Durchsehen eines Haufens von alten Gelegenheitsgedichten auf der Universitätsbibliothek zu Wittenberg. Nachdem er sich lange mit diesen Gedichten, wie mit einem Schatze, getragen, und sie sogar auswendig gelernt hatte, gab er sie heraus unter dem Titel: Gedichte von Andreas Scultetus, aufgefunden von G. E. Lessing, Braunschweig, 1771, in 8. Ein Brief, den er darüber an Zachariä schrieb, und der mehrere Stellen aus diesen Gedichten enthält, findet sich wieder abgedruckt in Lessing's Sämmtl. Wer-

nes Geistes war mehr lyrisch, als didaktisch; aber durch Opitz'ens Beispiel veranlaßt, in Alexandrinerversen zu räsonniren, gab er seinen jugendlichen Gedanken und Gefühlen eine didaktische Wendung. Schon der Titel seines Gedichts: Oesterliche Triumphposaune, welches heißen soll: Poetisch-religiöse Betrachtung des Osterfestes, deutet auf einen lyrischen Ton. In einem solchen Tone hat er auch wirklich sein Thema ausgeführt, obgleich in Alexandrinern und mit frommen Betrachtungen durchwebt [r]). Derselbe lyrische Geist spricht auch aus dem übrigen wieder aufgefundenen Nachlasse des talentreichen jungen Mannes. Er darf also nur deßwegen den didaktischen Dichtern beigezählt werden, weil in den vorzüglichsten seiner Gedichte Opitz'ens didaktische Manier

Werken, Band VIII. Da man auf diese Art wieder aufmerksam auf den vergessenen Scultetus geworden war, suchte man Mehreres von ihm wieder zu finden. Eine kleine Nachlese zu den von Lessing aufgefundenen Gedichten des A. Scultetus wurde herausgegeben vom Pröbst Jachmann in Oels, Breslau 1774; und eine Zweite Nachlese vom Diakonus Scholtz, Breslau, 1783.

r) Das Ostergedicht fängt so an:

"Laß, Zebaoth, in mir das kalte Herze brennen!
Dich, Herr, kann ohne dich kein Muttermensch erkennen.
Du pfropfest in die Brust der Sinne Wunderkraft,
Die uns zu Menschen macht. Du pflanzest Wissenschaft,
Die uns in Götter kehrt. Ich nähre schlechte Gaben;
Doch mein Vermögen ist, Vermögen wollen haben."

Eine solche Energie der Gedanken und des Styls konnte wohl einen Lessing in Enthusiasmus setzen, da er unter einem Haufen von Gelegenheitsgedichten einen solchen Fund zu thun nicht geahndet hatte.

Manier nachgeahmt ist. Auf diese Art hat er sich auch in Gelegenheitsgedichten versucht. Ein so bewundernswürdiges Genie, wie Lessing voll enthusiastischer Freude über seine Entdeckung der verschwunden gewesenen Gedichte des Scultetus in diesen Gedichten zu erkennen glaubte, möchte wohl eine unbefangnere Kritik in ihnen nicht wahrnehmen können. Daß aber unter günstigeren Umständen Scultetus, wenn er länger gelebt hätte, die meisten Dichter, mit denen er wetteifern konnte, übertroffen haben würde, läßt sich nicht bezweifeln. Die Wärme seines Gefühls, die Kraft und Neuheit seiner Gedanken, und die männliche Haltung seines Styls erheben ihn über viele seiner mitdichtenden Zeitgenossen in Deutschland [s]).

Ganz

s) Besonders gelungen sind dem Scultetus die Beschreibungen, z. B. in der folgenden Stelle, einer von denen, die auch Lessing in dem Briefe an Zachariä hervorgehoben hat. Die Natur im Frühlinge feiert das Fest der Auferstehung Christi. Diesen Gedanken führt Scultetus mahlerisch aus. Zu dem anziehenden Naturgemälde gehören die folgenden Verse:

"Ein stiller Zephyrus, der Lieblichkeiten Kind,
Fleugt allerwegen aus, und fordert von den Seen
Auf ein Gesangturnier des Flügelvolks Armeen.
Als jedermann erscheint, so schickt die Nachtigall,
Das Orgelwerk, so lebt, den tausendfachen Schall
In Deliens Loster. Hier sausen hundert Zinken;
Hier wird das Meisterwerk, zu steigen und zu sinken,
Auf Ein Mal angewandt. Der Vogelpöbel summt,
Auf ihren Mund ergrimmt; das meiste Theil verstummt.
Die Lerche bittet bloß, ihr Tiretiretiren
Der Fugenkünstlerin hernach zu practiciren,
Und schweifet trotziglich bis an der Wolken Port

Auf

Ganz unberühmt ist ein eigentliches Lehrgedicht aus dieser Periode der deutschen Litteratur, die Bergprobe von Christian Hoffmann, geblieben t). Der Verfasser, (den man nicht mit Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau verwechseln muß,) scheint ein Officiant bei dem Bergwesen in Schlesien gewesen zu seyn. Daß er auch zu den Gelehrten gehörte, zeigt deutlicher noch, als der Magistertitel vor seinem Nahmen, die Menge von philologischen und wissenschaftlichen Kenntnissen, die er zum Theil in das Gedicht verwebt, zum Theil in Anmerkungen beigefügt hat. In seiner Sprache und seinem Style erkennt man leicht, ungeachtet eines gewissen schlesischen Provinzialismus, einen würdigen

Auf allerhand Manier mit lauten Kreisen fort.
In Augen ist sie nicht; nur immer in den Ohren.
Den Vorzug giebt sie zwar, die Ehre nicht verloren."

Von dem Gedanken: "die aufgestiegene Lerche ist nur in den Ohren, nicht in den Augen", wurde Kleist so bezaubert, daß er ihn in ein Geburtstagslied übertrug; und Lessing schlug darüber, wie er selbst erzählt, vor Freuden in die Hände. Es war die Periode der deutschen Litteratur, wo unsre Kritiker, gerade so wie die französischen, dergleichen kleine Züge in einem Gedichte mit großer Wichtigkeit behandelten. Wie entzückt können nicht Franzosen von einem an sich unbedeutenden, aber treffend angebrachten Gedanken werden, der in guten Versen ausgedrückt ist, die sie dann vorzugsweise beaux vers nennen!

t) M. Christian Hoffmanns Bergprobe oder Reichsteinischer Göldner Esel, anfänglich aus eigner Besichtigung im Jahre 1659, in bergmännischer Redensart, u. s. w., nunmehro aber verbessert an den Tag gegeben. Jena, 1674, in 8.

digen Schüler Opitz'ens. Aber auch an innerem poetischen Gehalte ist dieses kleine, nur sieben hundert und einige Zeilen lange Lehrgedicht nicht arm. Mit patriotischer Wärme nimmt es nach einem flüchtigen Blicke auf die Merkwürdigkeiten der Erde den Auslauf zu einer mahlerischen Beschreibung des reichsteinischen Erzgebirges in den Sudeten u). Daß der Berg, auf den das meiste Licht in diesem Gemählde fällt, der goldene Esel heißt, stört den Dichter nicht im geringsten in seiner Begeisterung. Er scherzt mit dem Nahmen, um das Anstößige davon zu entfernen. Bei der Beschreibung der Grubenarbeit sind die bergmännischen Kunstwörter nicht gespart; aber bergmännisch soll ja das ganze Gedicht lauten; und die Wahrheit, die aus diesen unterirdischen Naturgemählden spricht, ist nicht

u) "Fahr hin, Arabia! Mich blendet nicht dein Schatz;
Auf diesem Blatte steht des Vaterlandes Platz.
Es regen meinen Geist die mächtigen Sudöden,
An derer Läng' und Höh Gesicht' und Fuß erblöden.
Ihr Alpen Schlesiens, vergönnt mir einen Ton.
Ich suche nicht den Preis um eurer Stirnen Kron'.
Erlaubt mir nur den Fuß, wo ihr bey Glatz euch wendet,
Und an der Osen Sitz zum Karpathus hin ländet.
Der Oreaden Lust, der Reichstein reitzt mich an;
Ich sehe sein Gebäu' auf dem verwüsten Plan.
Ich sehe in der Näh des Göldnen Esels Höhen,
Und ostwärts neben ihm fünf Mitgenossen stehen.
Wie artig wendet sich des Goldgebürges Fug!
Wie zierlich strecket sich sein Mondgehörnter Bug,
Der Stadt und Feld umthürnt mit den besteinten Hälsen
Und an den Gründen starrt, trotz wolkengleichen Felsen!"

nicht ohne poetischen Reiz [x]). Zu den vorzüglichsten Stellen des Gedichts gehört die mystische Erklärung vom Ursprunge der Metalle. Sie wird der Nymphe des Gebirges in den Mund gelegt. Ein schlesischer Herzog, der Besitzer des Gebirges, fragt der Nymphe, als er in diese Tiefen der Erde eingestiegen, das Geheimniß ab [y]).

Ein

x) Z. B. in der folgenden Stelle die Beschreibung des Baues in den Gängen und Stollen.

"Der Steiger voller Witz wagt einen sichern Wurf;
Er haut dem Fallen nach, röscht auf den tiefen Schurf,
Wirft Seil und Kübel ein, und kreucht mit Freuden
unter.
Die schöne Berg-Art macht ihn zu der Arbeit munter.
Er steift den müden Arm, und setzt die Thürstöck auf,
Schlägt Kasten; und verscheußt, fügt gute Kappen drauf,
Und leget das Gestäng', als ein erfahrner Meister,
Der in die Wohnung baut der stillen Erdengeister.
Sie weichen aus der Ruh' bey seiner Ankunft aus,
Und lassen riegellos ihr dunkelschwarzes Haus.
Der untre Jupiter steht seinen Augen offen,
Und schenkt der kühnen Faust, was Sterbliche kaum
hoffen."

y) Hier ist eine Stelle aus dieser naturphilosophischen Lehre.

"Wem ist der Erdenball, der Mitteltupf, nicht kund,
Um den der Himmel läuft mit seinem Zirkelrund?
Ihr kennt der Sternen Glanz und ihre hohe Kräfte,
Die alle Augenblick verrichten ihr Geschäfte;
Ihr wisset ohngefähr der Elementen Band,
Wie sie durch Feindlichkeit einander sind verwandt.
Euch ist nicht unbewußt die eingepflanzte Wärme,
Die unser Mutter-Herz schickt Adern und Gedärme;
Das Wasser, das versinkt, und aus dem Sande quillt,
Des Luftgestöbes-Kreis, der dieses All erfüllt.
Ihr sehet sichtiglich der heißen Sonnen Strahlen,

Wie

Ein besonderes Verdienst um die didaktische Poesie suchte sich der gelehrte Harsdörfer [z]) dadurch zu erwerben, daß er die nützlichen Lehren sinnreicher einkleidete, als es die eigentlich didaktischen Formen gestatten. Denn das Sinnreiche und Verblümte, wobei es etwas zu deuten und zu errathen giebt, war mehr, als alles Uebrige, was die Poesie angeht, nach Harsdörfer's Geschmacke. Diesem Geschmacke empfahl sich ein künstliches Gemisch von Allegorie, Parabel, und äsopischer Fabel. Räthsel mußten noch hinzukommen, damit es dem Witze auf keine Art an Unterhaltung gebreche. Auf diese Art entstand Harsdörfer's Nathan, Jotham und Simson, ein Buch, das man, seiner ganzen Bestimmung nach, in das Fach der didaktischen Poesie stellen darf [a]). Es hat alle Fehler der deutschen Litteratur seines Zeitalters, und dazu noch mehrere ihm eigne. Die nützlichen Lehren, die es enthält, werden fast erstickt durch die gesuchten und nicht selten abgeschmackten allegorischen und emblematischen Zierrathen, von denen sie umgeben sind, z. B. in der Dichtung Gasterei der Eitelkeit, wo die Dame Eitelkeit an ihrem Geburtstage ein Fest giebt, zu welchem Herr von Stolzau nebst Fräulein Hoffart, Herrn Klügelwitz, und ähnlichen allegorischen Personen geladen

Wie sie nicht nur allein den äußern Boden malen.
Sie dringen tief hinein bis auf den innern Grund,
So unter-irdsche Gluth bezirkt das Mittel-Rund."

z) Vergl. oben, Seite 179.

a) Nathan, Jotham und Simson, oder Geistliche und weltliche Lehrgedichte und Räthsel. Nürnberg, 1650 und 51. Zwei Theile.

laden sind; der Schwindel als Tafeldecker die Welttafel bedient; die aufgetragenen Gerichte in Rindfleisch der Knechtschaft, Lammsfleisch der Geduld, Kalbfleisch des Unverstandes, Geisfleisch der Unzucht, und mehr solcher schönen Sachen bestehen. Doch findet sich in mancher dieser Dichtungen auch viel treffender Witz, der einigermaßen für die immer wiederkehrenden Spiele des Afterwitzes entschädigt.

Von der ganzen Denkart der Deutschen im siebzehnten Jahrhundert ließ sich erwarten, daß damals auch die äsopische Fabel, die seit den Ritterzeiten in Deutschland immer beliebt geblieben war, als Verwandte der didaktischen Dichtungsarten nicht ohne Vorliebe gepflegt werden würde. Aber auch nicht ein einziger deutscher Fabulist, außer Harsdörfer, ist aus diesem Jahrhundert zu nennen; wahrscheinlich, weil Opitz, den man immer als erstes Muster vor Augen hatte, ungeachtet der didaktischen Richtung seiner ganzen Poesie die Fabel keiner besondern Aufmerksamkeit gewürdigt zu haben schien.

Näher verwandt mit der opitzischen Poesie ist die didaktische Satyre. Zwei kraftvolle Männer, Laurenberg und Rachel, gaben dieser Dichtungsart ungefähr um dieselbe Zeit eine Bildung, die sie in der deutschen Litteratur noch nicht gehabt hatte.

Johann Wilhelm Laurenberg war ein Meklenburger, geboren zu Rostock im Jahre 1591. Er wurde in seiner Vaterstadt Professor der Mathematik und zugleich, was außer ihm wohl noch kein

kein Mathematiker gewesen ist, Professor der Dichtkunst. In seiner Schule bildete sich der Liederdichter Tscherning, von welchem oben Nachricht gegeben ist. Von Rostock wurde er als Lehrer der Mathematik nach Dänemark an die Ritterakademie zu Soröe berufen. Er starb im Jahre 1659. Laurenberg's trefflicher Kopf hat den niederdeutschen Dialekt, der schon in früheren Zeiten dem Witze kräftig gedient, (seit der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts aber alles Ansehen in der deutschen Litteratur verloren hatte, noch ein Mal als Organ einer wahrhaft nationalen Satyre zu würdigen und zu behandeln verstanden.) Unbekümmert um einen großen Nahmen in der schönen Litteratur, scheint er mit der Poesie nur gescherzt zu haben, wie mit den Gegenständen seines witzigen Spottes. Die vier didaktischen Satyren, die er unter dem Titel De veer olde berömede Scherzgedichte im Jahre 1654, also nicht lange vor seinem Tode, nur mit einer Andeutung seines Nahmens herausgab, sind seitdem mehrere Mal wieder gedruckt, aber doch viel zu wenig bekannt geworden [b]). Sie gehören, ungeachtet ihrer Mängel und Aus-

b) Bibliographische und biographische Notizen über Laurenberg sind nachzusehen in Koch's Compendium der deutschen Litt. Gesch. Th. I. S. 134. und in Hrn. Jördens Lexikon. Die neben mir liegende Ausgabe der Veer olde beröhmede Scherzgedichte — in Nedder-Dütsch gerymet durch Hans Willmsen L. Rost (soll bedeuten Johann Wilhelm Laurenberg aus Rostock) hat zur Unterschrift des Titels nur die Worte Gedrücket in dissem itzigen Jahr; also recht volksmäßig, wie die Bücher, die für den gemeinen Mann auf den Jahrmärkten

Auswüchse, zu den vorzüglicheren deutschen Geistesproducten des siebzehnten Jahrhunderts. Laurenberg wußte besser, als die meisten Satyriker, die berühmt geworden sind, wie die Satyre ästhetisch wird. Er verbannte aus ihr den finsteren Ernst und die Strenge des Sittenrichters, der seinen Unwillen über Laster und Thorheit in Strafpredigten ausspricht. Mit heiterer Laune, treffend und kräftig, hob er das Lächerliche der Thorheiten, die ihn umgaben, nach dem Leben hervor; das Zurückstoßende der Laster ließ er unberührt. Zu den Satyrikern vom ersten Range würde Laurenberg nicht gezählt werden dürfen, auch wenn seine Scherze feiner wären; denn er betrachtete mehr die Oberfläche des menschlichen Lebens, als die Verirrungen der menschlichen Natur in den Tiefen des Gemüths. Aber was die gesunde Vernunft, ohne sich auf eigentliches Philosophiren einzulassen, gegen die gewöhnliche Verkehrtheit des menschlichen Thuns und Lassens erinnern kann, faßte sein unbefangener Geist trefflich auf; und, ohne sich zu erzürnen, züchtigte er das wahrhaft Lächerliche nachdrücklich. Scherzgedichte durfte er also seine Satyren nennen, weil er auch spottend nur zu scherzen scheint. Die erste dieser Satyren hat die Thorheiten aller Stände in einer summarischen Uebersicht zum Gegenstande. Sie ist überschrieben: Van itzigen Wandel unde Manieren der Minschen. Der Dichter legt sich die Frage vor, welchen Körper er seiner Seele wohl zur Behausung wünschen würde, wenn das pythagoreische System der Seelenwanderung gegründet

wäre.

märkten verkauft werden; aber der Druck ist ganz sauber. Andere Ausgaben sind mir nicht zu Gesichte gekommen.

wäre. Ueber dieses System scherzt er zuerst [c]). Sollte er ja ein Thier werden müssen, würde er den Körper eines Schooßhundes den übrigen vorziehen [d]). Aber ein Thier werden wollen, wenn auch ein noch so hübsches, sey doch für einen Menschen gar zu unanständig. Unter den Menschen findet er vorzüglich beneidenswerth das Loos eines französischen Schneiders, weil doch nach dem neuesten Geschmacke diese Classe von Menschen eine der vornehmsten Rollen in der Welt spiele [e]). Die schon damals bei den Deutschen einreißende Gallomanie wird

c) "In Greekenland een Mann vör langen Tyden was,
Van Wysheit hochberöhmt, genannt Pythagoras.
Van eem de Jögend sik leet hüpich underwiesen;
Man hörde sine Leer in allen Landen priesen.
Syn Hues un Schoel erscholl nich van Fantastery,
De nu van veelen ward genämt Philosophy,
Sündern van Matigkeit, van Tucht un gode Seden.
Dar lehrd man schwiegen erst, hernamals lehrd man reden."

d) "Wenr ick so'n eddel Deert, mit Saden un Gebraden
Würd ick den fetten Buek un dicke Panze laden,
Damit een armer Minsch in groter Hungersnoth,
Dem man nich geven will een Stücke dröge Brot,
Syn Leven redden kond. —
Ick würde kriegen gnog, in aller Oeverfloth,
Up eenen weeken Pöl, ja in den Jungfern Schoet.
Wenn sich een armer Minsch up fulen Stroh mot strecken,
Ick dapper schnorken kond. Se werde my todecken,
Un twischen eere Been, up eeren weeken Buek,
My günnen sachte Row, u. s. w.

e) "— Ick wold eener syn der Groten un der Rieken,
Als Montauban, Lenoir, Broisart, un der gelyken,
De up de Nadelspits geklummen sind so hoch,
Dat se erlanget hebbd Rykdom un Ehr genog."

wird lustig zur Schau gestellt [f]). Die ganze Satyre, einen Stand nach dem andern von seiner lächerlichen Seite darstellend, ist in regelmäßigen, sehr guten Alexandrinern gereimt. In der zweiten, van allemodischer Klederdracht, stellt sich der Dichter schon, als ob er keine regelmäßigen Alexandriner machen könnte. Er läßt sie abwechseln mit so genannten Knittelversen, die dem Style ein altväterisches Ansehen geben, und die komische Wirkung verstärken. Die Scherze in dieser Satyre sind mitunter sehr schmutzig; aber die kaustische Verspottung der Modetrachten jener Zeit erhält ein vorzügliches Interesse durch die Beziehung auf den ernsten Gedanken, daß die Kleidernarrheit besonders veranlaßt werde durch die Neigung der Menschen, mehr, oder etwas anderes, zu scheinen, als sie sind [g]). Die Ausführung ist äußerst drollig. Die dritte Satyre verfolgt das vorige Thema in andern Verhältnissen, mit noch mehr patriotischem Eifer gegen die leidige Ausländerei der Deutschen, unter

f) "All, wat geschicklich is, all adelike Dracht,
Alle Höfligkeit moet syn uth Frankryk hergebracht.
Maneer, zierlike Reed, moet man uth Frankryk halen,
Un mit Gefahr, mit Möen un swaren Geld betahlen.
Mick dünket, Frankryk is nich unglyk der Hyäne,
De dorch den goeden Röck de Deer all in gemeene
Van ferne to sich thät, un se alſo bedrücht,
Se by de Kehle griept, un ehn dat Bloet uthsücht."

g) "Ostmals bin ick in Twifel geseten,
Un hebbe my darin nicht kond to richten weten,
Wenn ick bedacht, wo de Lüde sick quälen,
Un eene Comedie na der andern spelen,
Up dem groten Theater düsser Welt,
Do een yder de Person ageert, de ehm gefellt."

unter der Ueberschrift Van allemodischer Sprake un Titeln. Die lustigste Partie ist die Erzählung von einem eleganten deutschen Herren aus Westphalen, der, um seine Gäste auf einem hohen Fuß zu tractiren, bei seinem Koche in dem damals vornehmen Kauderwelsch eine Suppe nach der neuesten Mode bestellt [h]). Der Koch, der diese Sprache nicht versteht, rührt aus den heterogensten Materialien ein abscheuliches Gericht zusammen; und als er darüber von dem zürnenden Herrn ausgeschimpft wird, rechtfertigt er sich mit der Erklärung, er habe es mit der Suppe gemacht wie der Herr mit der Sprache [i]). Aus der vierten Satyre, van allemodischer Poesie un Rymen, kann man lernen, wie der muntere Laurenberg über den Zustand der schönen Litteratur seines Vaterlandes urtheilte, und warum er

h) "He hadde wol gehört, dat man in keenem Land,
Als in Frankryk alleen, sind Wysheit un Verstand.
Vernunft de lege dar, als Dreck ligt up de Straaten.
En jeder kund davon een groten Sack vull faten.
Als he was to Paris gewesen achtein Weeken,
Kunde he so wol Frantzösch als een Frantzose spreken."

Er beruft seinen Koch:
"Ecoute, cuisinier! Van minen Cameraden
Hab ick zwei oder drei zum Déjeuner geladen.
Mach mir een goet Potage, mit all apartenance,
Wie man es à la cour dressiren pflegt en France,
u. s. w.

i) "Gy seden my, ick schold ju eene Suppe kaken,
Even up sulk Maneer, als gy hadden gespraken.
It was jo alltomal verplümpert, wat gy sprecken.
It was tosammen schrapt ut Frankryk, Düdschland, Greken.
So is de Suppe ok; se is van veelen Stücken.
Een jedes vör sik sülffst hat sik wol können schicken,
u. s. w.

er sein niedersächsisches Plattdeutsch dem Hochdeutsch vorzog, das damals schon die herrschende Sprache in der Litteratur, den Kirchen, Schulen, Canzleien, und den Gesellschaften der höheren Stände auch im nördlichen Deutschland geworden war. Laurenberg, dem die Poesie überhaupt nur erheiternde Geistesunterhaltung war, fand die Ansprüche der meisten deutschen Dichter seiner Zeit um so lächerlicher, da diese, von gelehrten und hohen Dingen redenden und ihre Musenkunst feierlich und schulgerecht ausübenden Nachahmer Opitz'ens zu ihrer vorzüglichsten Beschäftigung die Gelegenheitsdichterei machten, durch die sie sich den gemeinsten Bettelpoeten gleich stellten. Einen solchen Bettelpoeten läßt Laurenberg in dieser Satyre erzählen, wie er, um doch endlich einmal mit seiner Kunst mehr, als den gewöhnlichen Bissen Brodt, zu verdienen, auf seinem "Apostelpferde" nach einer berühmten Handelsstadt geritten sey, um einem reichen Kaufmanne ein Carmen zu überreichen. Zuerst sey er von den Mägden des Kaufmannes auf das schnödeste zurückgewiesen, und mit genauer Noth vorgelassen worden [k]). Als er endlich dem Handelsherrn das Carmen feierlich dargebracht, sey er von diesem fast noch verächtlicher behandelt worden. Die ganze Erzählung ist im komischen Styl unübertrefflich [l]). Die

k) — "De Heer sambde de Magd de wören so alvern,
Un meenden, ick wöre een van den Quacksalvern,
Und hedde to kope Krut vor de Wörmen,
De den jungen Kindern de Büke störmen."

l) Der Poet sagt zu dem Kaufmanne unter andern:
"Phöbus mit allen Pimpleiden
Is van Marte överwunden in Stryden.

Die Kritik der geschmacklosen Gelegenheitsdichterei, von welcher der deutsche Parnaß des siebzehnten Jahrhunderts ertönte, ist hier auf das drolligste dem Kaufmanne in den Mund gelegt. Von diesem Geschichtchen nimmt Laurenberg den Auslauf, von seinen eigenen poetischen Bestrebungen zu reden. Er habe damit wenig Glück gemacht, vermuthlich weil es ihm an Talent zum Erhabenen gefehlt. Damals beliebte Prachtphrasen werden bei der Gelegenheit verspottet m). Seine Anhänglichkeit an seine nieder-

Pandora, törnig over de Maten,
Heft ere ganze Büsse över my uthgegaten."

Der Kaufmann, dem diese Rede zu hoch ist, merkt am Ende, daß er einen Poeten vor sich habe.

"Wie wol ick nu nich egentlich weet,
Wat dat to seggen is Poet,
So hebb ick doch von andern my laten berichten,
Dat it de sind, de Versche dichten,
De da könen allerlei Ryme schriven,
Darmit se allenthalben eren Handel driven,
Up Hochtiden, Kinddöpen, un bi Doden,
Un wor se sünst etwas sind vermoden."

m) Z. B. die Verse aus einem damals beliebten Dichter:

"Auf einem hölzern Pferd das nasse Blau durchschneiden,
Spaltend Neptuni Rück mit einem Waldgewächs."

Nach einer burlesken Erklärung dieser Phrase setzt Laurenberg hinzu:

"Sülke hocherlüchteter Rede, de nu is upgekomen,
Bringet den nien Poeten eenen ewigen Namen."

Eine ähnliche Stelle:

"Die Frau hat abgelegt ihr's Leibes reife Bürde,
Versiegelnd ihr Ehbett mit einem theuren Pfand",

könnte, meint der Commentator, auch ausgelegt werden:

"Dat Wyf heft in't Bedde gesch—."

dersächsische Muttersprache entschuldigt er beiläufig auch damit, daß sie ja ungemeiner geworden sey, als der hochdeutsche Dialekt, dessen sich nun schon jeder deutsche Dichter bediene. Zugleich spricht er ernstlich von den Vorzügen des niederdeutschen Dialekts. In einem Beschlusse zu den vier Scherzgedichten wird der Gedanke bestimmter ausgedrückt, die wahre Bestimmung der Poesie sey, den Geist zu erheitern [n]).

Auf die vier eigentlichen Satyren folgt in der kleinen Sammlung der Gedichte Laurenberg's ein Anhang von komischen Gedichten ähnlicher Art, voll Jovialität, Witz und Muthwillen. Breite und unanständige Scherze fehlen auch in diesem Anhange nicht; aber man verzeiht sie gern dem Dichter, dessen Rechtlichkeit zugleich mit seiner Vaterlandsliebe sich so kräftig ausgesprochen hat. Auch sein Talent, die Sprache zu behandeln, zeigt sich von einer neuen Seite in diesen angehängten Scherzen [o]).

Einige

n) "Dat ernestlike Ding men nich kan altyd driven.
In welkem Stand man sy, schal man de Moy vermischen
Mit Hartens Fröhlichelt, un mengen Lust datwischen."

o) Vorzüglich in der Egentlyke Beschrivinge der mannigerlei Art Stemmen, so in der Bungen (Paukenstöcken) un Gigeln (Geigen) verborgen sind, einer lyrisch-komischen Beschreibung der Empfindungen vor und nach der Hochzeit bis zu den gewöhnlichen Folgen des ehelichen Lebens, durch nachahmende Harmonie der Pauken und Geigen ausgedrückt. Z. B. während der Köste (des Hochzeitsschmauses) lauten die Geigen:

"So sünfern de Syden der Fiddelen fin,
Wi spyßt idel Ryß hier bym Drünkelken Wyn.

 De

Einige komische Erzählungen wetteifern mit denen von Hans Sachs p).

Ernster und strenger wurde die Satyre behandelt von Joachim Rachel, einem Holsteiner aus Lunden in Norderdithmarsen. Er lebte vom Jahre 1618 bis 1669; war der Sohn eines lutherischen Predigers; hatte in Rostock studirt; endigte seine Laufbahn als Rector der Schule zu Schleßwig. Beweise seiner Kenntniß der alten Litteratur und seiner Fertigkeit in der Latinität sind seine lateinischen Epigramme, die mit ähnlichen, die das Zeitalter mit sich brachte, in Vergessenheit gerathen sind. Seine deutschen Satyren kamen nach und nach heraus; vollständig zuerst im Jahre 1667. Nach dem Tode des Verfassers sind sie öfter, zugleich mit Laurenberg's Scherzgedichten, gedruckt. Seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hat das deutsche Publicum sie aus dem Gesichte verloren q).

Rachel's

De finesten Fründe de findt sich hierher;
De Süstern de flüstern, und schnellt sick so sehr, u. s. w.

Nach Jahren lautet die Alliteration anders, z. B.

"Bald zittert un süchtet ok sülvest dat Wyf;
Se pipet und sipet, klagt över dat Lyf.
De Flittern verschwinden; de Spise ward knapp.
Se kiket wol fyf Mal in't leddige Schapp, u. s. w.

p) Z. B. Matz heft de Kiepe kregen (hat einen großen Korb gekriegt).

q) Ueber Rachel's Leben und die Ausgaben seiner Satyren ist nachzusehen Koch's Compendium der deutsch. Litt. Gesch. Th. I. S. 135 und 177. Die Ausgaben unter dem Druckorte Freiburg im Hopfensack sind zu Berlin herausgekommen, wo auch die letzte, vom Jahre 1743, von Jakob Wipfel besorgt

Rachel's Muster waren Juvenal und Persius; und alle unpoetische Härte und Strenge, die man diesen beiden geistvollen Satyrikern mit Recht vorwirft, findet sich bei Rachel in vollem Maße wieder. Ein pedantischer Nachahmer war er nicht. Was er von sich selbst in der Vorrede sagt, daß er zwar von jenen beiden römischen Dichtern vieles in seine Satyren aufgenommen, aber auch vieles aus seinen eigenen Mitteln hergegeben, und nicht nöthig gefunden, "Exempel der Thorheit von Griechen und Römern zu entlehnen, weil an solcher Waare bei uns kein Mangel verspürt wird", muß ihm zugestanden werden. Aber er war doch mehr Nachahmer, als er selbst wußte. Denn unter seinen zehn Satyren, die alle in Alexandrinern gereimt sind, hat er nicht nur, nach seinem eigenen Berichte, die eine aus dem Juvenal und die andere aus dem Persius fast ganz entlehnt oder, wie er selbst sagt, frei übersetzt; auch in den übrigen erkennt man überall die nachgeahmten Römer. In der deutschen Diction hat er sich ganz nach Opitz gebildet, dessen kräftiger und bestimmter Styl sich leicht den Eigenheiten des Juvenal und Persius anpassen ließ. Originalität irgend einer Art muß man also bei Rachel nicht suchen; und zu den Fehlern, die er von seinen Mustern

sorgt ist. Die beiden letzten Satyren in den vollständigen Sammlungen, Jungfern-Anatomie und Jungfernlob, hat man einem andern Verfasser zuschreiben wollen. Rachel verliert nichts dabei, wenn sie nicht ihm gehören. Seine lateinischen Epigrammata evangelica, und Panegyris Menippea, die über fünfhundert angebliche Epigramme enthalten soll, kenne ich nur dem Titel nach.

stern annahm, kommt noch eine zurückstoßende Derbheit, die damals in Deutschland freilich nichts Anstößiges hatte, dem gebildeteren Leser aber um so widriger ist, weil sie die Härte der ganzen Manier noch verschlimmert. Das größte Verdienst der Satyren von Rachel besteht in der spottenden und treffenden Kraftsprache der gesunden Vernunft. Die verspotteten Thorheiten sind nach dem Leben dargestellt, obgleich der Styl dem Satyriker nicht eigen ist. In jeder Hinsicht aber sind diese Satyren in der deutschen Litteratur die ersten ihrer Art. Sie entsprachen den Bedürfnissen des Zeitalters, weil auch sie, wie die meisten der vorzüglicheren Gedichte aus der opitzischen Schule, mitwirkten, die deutsche Poesie an die alte classische Litteratur anzuknüpfen. Die drei ersten dieser Satyren, das poetische Frauenzimmer oder die böse Sieben, der vortheilige Mangel, und die gewünschte Hausmutter, sind zuerst Hochzeitsgedichte gewesen, nämlich als Gelegenheitsgedichte bei Hochzeiten entstanden. Schon der Anfang der ersten ist Wiederhohlung des Anfangs der Satyren von Persius r). Sieben Arten schlechter Weiber sind natür-

r) "Ich habe meinen Fuß auf Pindus nie gesetzet,
Noch auf Parnaß geträumt, noch meinen Mund genetzet
In Agenippen Strom. Ich habe nie den Tanz
Der Musen angeschaut, noch irgend einen Kranz
Durch eines Pfalzers Gunst zu tragen mich beflissen,
Noch Daphne zu gefalln die Nägel abgebissen;
Und dennoch darf ich mich, trutz Momus, unterstehn,
Die vorgemachte Bahn dem Opitz nachzugehn,
Wiewohl bey weiten nach."

Das Wort Pfalzer in der fünften Zeile soll wohl Comes palatinus bedeuten.

natürlich genug porträtirt, aber mit derben Pinselstrichen, und ohne alle Scheu vor dem Ekelhaften*). Daß der Satyriker durch einen mythischen Scherz über die Schöpfung der Welt die erste Art dieser saubern Frauen vom Kothe abstammen läßt, die zweite von einer Sau, die dritte von einem Fuchs, die vierte von einem Hunde, die fünfte von den Wellen des Meers, die sechste von einer Gans, und die siebente von einem Pfau, möchte ihm wohl nicht leicht noch jemand als poetisches Verdienst anrechnen. Ein wenig feiner sind die vierte Satyre, über die schlechte Kinderzucht, nach der vierzehnten Juvenal's, und die fünfte, über die Gebete, nach der

*) Man lese zum Beispiel:

"Der Rock hat einen Saum,
Von hinten Finger dick, von fornen beugt er kaum.
Schau jenen Haufen an vom Saustall ausgeführet,
So ist ihr ganzes Haus. Die leichte Spinne zieret
Die Fenster um und um. Sie hänget an die Wand
Ihr zartes Meisterstück, Minerven wie zu Schand.
Ist es denn Essenszeit: Magd, spricht sie, such die Teller
Dort unterm Tisch hervor. Sieh zu, ob in dem Keller
Noch Bier vorhanden ist. Das Tischtuch lieget dort.
Doch zieh das Kind erst an. Huy, Schleppsack, geh doch fort!
Die Windeln sind fein voll. Ruf meinen Mann zum Essen.
Setz mir die Milch zum Feur. Was hätt ich schier vergessen!
Gieb dort den Kohltopf her. Wie? trüget mich der Sinn?
Ach weh mir! eine Maus liegt wahrlich todt darin.
Doch ist es nur versehn. Wer weiß es, was ich finde?
Beliebt es keinem Gast, so dient es dem Gesinde."

der vierten des Persius. Die sechste, unter dem Titel Gut und Böse, ist aus der zehnten Juvenal's entsprungen, aber auch nicht arm an Reflexionen und Beschreibungen, aus denen Rachel's eigner Geist und männlicher Patriotismus sprechen. Wie die Deutschen schon damals mit der Gallomanie behaftet waren, lernt man bei Gelegenheit auch aus dieser Satyre t). Mehrere Stellen ziehen an durch sprechende Wahrheit; andere durch lustige Vergleichungen, obgleich der didaktische Ernst immer hervorsticht u). Auch in den beiden Satyren Der Freund

t) So heißt es z. B. von einem modisch erzogenen Knaben:

"Er meidet das Latein.
Ein jeglich ander Wort muß nur französisch seyn.
Französisch Mund und Bart, französisch alle Sitten,
Französisch Tuch und Wams, französisch zugeschnitten.
Was immer zu Paris die edle Schneider-Zunft
Hat neulich aufgebracht, auch wider die Vernunft,
Das liebt dem Teutschen zu. Sollt ein Franzos es wagen
Die Sporen auf dem Huth, die Schuh an Händen tragen,
Die Stiefeln auf dem Kopf, ja Schellen vor dem Bauch,
Anstatt des Nestelwerks, ein Teutscher thät es auch."

u) Z. B. in der folgenden Stelle:

"Und wer kann alle Müh' und Jammer doch aussprechen!
Des Unglücks ist so viel, als Teutsche in den Zechen,
Als Hasen in dem Busch, als Prahler ohne Muth,
Als Huren ungedeckt, als Junkern ohne Guth;
So viel als Mohrenland hat Kokernüß und Affen,
Als Heuchler sind zu Rom und kahlgeschorne Pfaffen,
Als Mücken in der Luft, zu Hofe falsche Ehr,
Als Titul ohne Grund, und sonsten nichtes mehr.

So

Freund und Der Poet sind treffliche Reflexionen. Die beiden letzten, deren Echtheit aber auch bezweifelt wird, Jungfernanatomie und Jungfernlob überschrieben, sind mehr platt, als witzig. Im Ganzen steht Rachel mit seinem Verdienst und seinen Fehlern neben Laurenberg als ein Deutscher seines Jahrhunderts; nur nicht selbstständig wie Laurenberg, und als witziger Kopf unter diesem. In der Reihe der Schüler Opitz'ens übertrifft ihn keiner an Richtigkeit und Reinheit der Sprache.

Mit diesen didaktischen und satyrischen Dichtern kann man noch einige deutsche Epigrammatisten aus der Zeit des dreyßigjährigen Krieges zusammenstellen. Die vorzüglichsten Verfasser deutscher Epigramme aus dieser Periode sind diejenigen, von denen schon oben bei der Anzeige ihrer sämmtlichen Werke die Rede gewesen ist. Als Epigrammatist in einem gewissen Sinne ist hier noch ein Mal zu nennen der achtungswerthe Zinkgref x). Im Geschmacke seiner Zeit dachte er eine Centurie von moralisch-politischen Sinnbildern aus, denen er Verschen beifügte, unter denen wenigstens einige sich dem Epigramm nähern. Daß sie Beifall fanden und öfter gedruckt wurden, brachte eben der

So viel als Löcher sind in einem härnen Siebe,
Als Schneider zu Paris, als auch der Mühlen Diebe,
Als England gute Schaf, als Schweden Steine trägt,
Als Fiekchen schwarze Flöh mit beyden Daumen schlägt;
So viel als Härlein seyn in einer Zotten-Mützen,
Als Sperling in dem Lenz, als Frösch in allen Pfützen,
Als Köpfe sonder Hirn, als Tropfen in dem Rhein,
Als Flüche bey dem Spiel, als Narren bey dem Wein."

x) Vergl. oben, Seite 175.

der Geschmack der Zeit mit sich, der ihre Entstehung veranlaßt hatte [y]).

Martin Zeiler, ein Oestreicher aus Steiermark, gab unter andern kleinen Gedichten von mehreren Gattungen, auch Epigramme heraus. Er starb als Ephorus des Gymnasiums zu Ulm im Jahre 1621 [z]).

Georg Greflinger, genannt Seladon, Notarius zu Hamburg, Uebersetzer des Cid von Corneille, und damals noch durch eine Menge anderer Schriften bekannt, deren mehrere aus dem Französischen und Holländischen übersetzt sind, streute auch, so gut er konnte, sententiöse und satyrische Epigramme aus, zum Beispiele unter dem Titel Poetische Rosen und Dörner, Hülsen und Körner, eine kleine Sammlung, die auch allerlei lyrische Sachen enthält, von denen sich nichts rühmen läßt. Auch unter seinen hundert und zwei und achtzig Epigrammen sind weit mehr Hülsen, als Körner, an die sich noch eine Reihe deutsch gegebener französischer Sprüchwörter anschließen [a]).

Noch

y) Der Titel des Werkchens ist lateinisch. Er lautet: Emblematum ethico-politicorum centuria. Eine editio vltima, auctior et correctior, ist gedruckt zu Heidelberg, 1666, in 4. Die Sinnbilder selbst, in Holzschnitten, sind ohne artistischen Werth.

z) Ueber die Schriften dieses Zeiler ist nachzusehen Koch's Compendium der deutschen Litt. Gesch. Th. I. S. 83.

a) Ein langes Verzeichniß der Schriften dieses Greflinger ist zu finden in des Hrn. Jördens Supplementbande zu seinem Lexikon. Die neben mir liegenden Rosen und Dörner, Hülsen und Körner sind gedruckt zu Hamburg, 1655, in 8.

Noch ein fleißiger Epigrammatist dieses Zeitalters war **Georg Martini**, der als Geschäftsmann in schwedischen Diensten gestanden zu haben scheint. Unter seinen zwei hundert und vier Epigrammen, denen eine Sammlung von Sonetten und auch eine Ode beigesellt ist, finden sich wenigstens einige, die aufbewahrt zu werden verdienen. Mehrere sind bloße Uebersetzungen [b]).

4. Eine besondere Pflege wurde am deutschen Parnasse in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts der **Schäferpoesie** zu Theil; aber nicht zur besondern Ehre des deutschen Geschmacks.

Einer Menge schäferlicher Gedichte mußte schon oben in der Geschichte der lyrischen Dichtungsarten erwähnt werden. Denn die Stiftung der litterarischen Gesellschaft zu Nürnberg in der Form eines Schäferordens veranlaßte, daß außer den Mitgliedern dieser **Pegnitzschäfergesellschaft** auch Andere, die Verse machten, in der lyrischen Poesie der Liebe mit Nahmen und Bildern spielten, die sich auf ein romantisches Arkadien beziehen. Aber auch die **falschen Vorstellungen**, die man sich von der bukolischen Poesie überhaupt machte, und nach denen man sie modelte, gingen vorzüglich von der Schule der Pegnitzschäfer aus, obgleich selbst Opitz durch sein oben angeführtes Gedicht von der Nymphe Hercynia das Seinige beigetragen hatte, Theorie und Praxis in diesem Felde der Dichtung auf einen Irrweg zu leiten.

Wie

b) *Georgii Martini* Deutsche *Epigrammata* und *Sonnette* oder Klinggedichte, Bremen, 1654, in 8.; die einzige mir bekannte Ausgabe.

Wie die Pegnitzschäfer über die bukolische Poesie überhaupt dachten, haben die Stifter dieser Gesellschaft, Harsdörfer und Klai, mit wenigen Worten verständlich genug ausgedrückt in der Vorrede zu dem Pegnitzischen Schäfergedichte, das Beider gemeinschaftliches Werk ist c). Das sorglose Hirtenleben betrachteten sie als "einen uralten, nothwendigen, unschuldigen, und dem höchsten Gotte wohlgefälligen Stand, maßen mit selbigem der geistliche und weltliche verglichen werde." Aber, fügen sie hinzu, man müsse darum nicht glauben, daß die Schäferpoesie bäurische Sitten und gemeine Denkart nachahmen wolle; denn diese poetischen Schäfer wollten "durch die Schafe ihre Bücher, durch derselben Wolle ihre Gedichte, durch die Hunde ihre von wichtigem Studiren müssige Stunden bemerket haben." Sie berufen sich dabei auf einen französischen Kritiker, der auch schon geurtheilt, daß Tasso's und Guarini's Schäfer nichts Rustikes an sich haben, als den Nahmen und das Kleid. Die bukolische Poesie war also diesen Pegnitzschäfern nichts weiter als eine poetische Figur, ein Spiel der Phantasie und des Witzes, zur anmuthigen Einkleidung aller

c) Pegnitzisches Schäfergedicht, in den Berinorgischen (norimbergischen) Gefilden angestimmet von Strefon (Harsdörfer) und Clajus (Klai). Nürnberg, 1644, in 4. Dazu gehört die "Fortsetzung der Pegnitzschäferei, behandelnd, unter vielen andern rein neuen freymuthigen Lustgedichten und Reimarten, derer vom Anfange des Teutschen Krieges verstorbenen berühmtin Helden Lobgedächtnisse, abgefasset und besungen durch Floridan und Klajus, die Pegnitzschäfer; Nürnberg, 1645, in 4.

aller Arten von Gedanken und Empfindungen bestimmt. Und diesem Grundsatze gemäß gaben sie allem, was ihnen vorkam, bis zur abgeschmacktesten Spielerei, eine schäferliche Umhüllung, ohne den wahren Geist des eigentlichen Hirtengedichts auch nur zu ahnden. Es würde Verschwendung des Raums seyn, den Inhalt des langen Pegnitzischen Schäfergedichts, an welchem Klai den größten Antheil zu haben scheint, umständlicher anzuzeigen. Es ist eine poetisch aufgeschmückte Conversation über allerlei Dinge, für die sich diese gelehrten Schäfer interessirten, in abwechselnder gebundener und ungebundener Rede. In den metrischen Stükken haben sie alle ihre Vers- und Reimkünste zu zeigen gesucht. Aber so trocken und geschmacklos auch das Ganze ist, drückt es doch an mehreren Stellen ein interessantes Streben nach wirklich poetischen Ansichten der Natur und des Lebens aus, besonders in den lyrischen Partieen, die deßwegen auch schon oben angeführt sind d).

Der falsche Ton, den die Stifter des Pegnitzschäferordens angegeben hatten, wurde von ihren Bewunderern auf eine solche Art wiederhohlt, daß die süßliche Witzelei, die in einem schäferlichen Sinne poetisch seyn sollte, mit der abgeschmacktesten Phantasterei vereinigt, dem gesunden Verstande und dem natürlichen Gefühle kaum noch einen Zutritt in die bukolische Poesie der Deutschen offen ließ. Der Geschichtschreiber der schönen Litteratur erweiset diesen Denkmälern der Afterpoesie Ehre genug, wenn

d) S. oben Seite 174.

wenn er sie in der Vergessenheit ruhen läßt, in die sie längst gesunken sind e).

5. Welch ein wichtiger Mann Opitz für die deutsche Poesie des siebzehnten Jahrhunderts war, zeigt sich von der negativen Seite in dem Zustande der epischen Dichtungsarten bei den Deutschen während dieses Zeitraums. Denn da Opitz weder selbst für die epische Poesie etwas gethan, noch einen Wink gegeben hatte, wie die epischen Formen nach der von ihm eingeführten Art zu dichten behandelt werden sollten, so wanderten die Wenigen, die sich damals einen Beruf zutraueten, in deutschen Versen poetisch zu erzählen, auf verschiedenen Wegen, unter denen keiner war, der zu einem schönen Ziele führen konnte, den einzigen ausgenommen,

e) Weitere Auskunft über diese Reimereien giebt Koch's Comp. der deutschen Litt. Gesch. Th. II. S. 174. Um nur eine Probe zu geben, wähle ich den Anfang des Pegnesischen Hirtengedichts in den norischen Feldern, verfasset von dem Schäfer Myrtyllus (d. i. Limburger), Nürnb. 1667, in 4. Das Ganze ist schäferliche Einkleidung eines Glückwunsches zu einer Hochzeit. Es eröffnet sich mit den Versen:

"Die Brüder nun wieder am Himmel sich küßten,
Die Wonne der Sonnen auf's neue begrüßten.
Die Blöste der Weste beblieſen die Auen,
Bemühten die Bluten sich lassen zu schauen."

Dann fährt der Text fort in ungebundener Rede:

"Die untere Welt ginge zu der obern in die Liebsschule, und lernte nicht allein von denen sich daselbst umarmenden Zwillingssternen die bulerische Umfahung ihres Zephyrs, sondern auch von dero Glanz das Muster ihres buntprachtenden Lenzenkleides, als sich Myrtillus, einer unter den Pegnitzschäfern u. s. w.

nommen, den Dieterich von dem Werder betrat, als er den Tasso und Ariost zu übersetzen unternahm.

Dieterich's von dem Werder Uebersetzungen des Jerusalem von Tasso und der ersten dreißig Gesänge des Roland von Ariost ragen über ihr Zeitalter in der deutschen Litteratur so hervor, daß man ihnen mehr poetischen Werth zuerkennen muß, als allen übrigen erzählenden Gedichten in deutscher Sprache aus dieser Periode, obgleich eine Uebersetzung sich nur durch das Verdienst des Styls empfehlen kann. Der Verfasser, der schon oben als einer der Stifter der fruchtbringenden Gesellschaft mitgenannt ist, war überdieß ein so ausgezeichneter Mann, daß einige Notizen aus seiner Lebensgeschichte auch hier nicht fehlen dürfen. Er war ein Hesse, von altem Adel, geboren im Jahre 1584. Erzogen für den fürstlichen Hof, wurde er Cammerjunker und Stallmeister; machte eine Reise durch Italien und Frankreich; trat dann als Rittmeister in Kriegsdienste; wurde hierauf von seinem Fürsten zum Oberhofmarschal und Geheimen Rath ernannt. Auch bei Gesandtschaften soll er sich als ein tüchtiger Mann gezeigt haben. Er überreichte persönlich seine Uebersetzung des Tasso dem Kaiser Ferdinand II., der das Geschenk mit vieler Huld annahm. An dem dreißigjährigen Kriege scheint er aus Zuneigung zu dem Hause Oestreich nicht Theil genommen zu haben, bis der König Gustav Adolph von Schweden nach der Schlacht bei Leipzig ihn in seine Dienste berief, und ihm ein Regiment verlieh. Im Jahre 1635 nahm er seinen Abschied. Seit dieser Zeit lebte er wieder im Dienste seines Hofes und für seine litterarischen Studien, geehrt in allen Ver-

 hält-

hältnissen. Er starb auf seinem Gute Reinsdorf im Jahre 1657, dem fünf und siebenzigsten seines Alters [f]). Keiner seiner deutschen Zeitgenossen hat den Italienern mehr Geschmack abgelernt, als dieser Kriegs- und Weltmann; und von keinem, selbst von Opitz nicht, ist er in der Kunst des poetischen Ausdrucks übertroffen. Die erste Ausgabe seiner Uebersetzung des befreiten Jerusalem von Tasso, unter dem Titel Glücklicher Heerzug in das heylig Land, ist schon im Jahre 1626 gedruckt. Die zweite und verbesserte, nach dem Originale überschrieben Gottfried oder Erlösetes Jerusalem, dem Kaiser Ferdinand III. zugeeignet, kam im Jahre 1651 heraus [g]). Die Sprache dieser Uebersetzung ist zum Theil veraltet, und in Beziehung auf die neueren Formen weniger correct, als Opitz'ens Sprache; aber der Styl ist in vielen Stellen so bestimmt, kräftig, leicht und edel, und dem Style Tasso's so glücklich nachgebildet, daß das deutsche Publicum durch diese Uebersetzung zum ersten Male einen ausländischen Dichter, wenn gleich sehr unvollkommen, doch unentstellt kennen lernen konnte. Auch die metrische Form der regelmäßigen Stanzen von acht Zeilen ist in der Uebersetzung des Jerusalem ohne allen Zwang durchgeführt. In der Uebersetzung des Roland ist die metrische Form verän-

f) Nachrichten über Werder finden sich bei mehreren Literatoren, in Jöcher's Gelehrtenlexikon, in Schottelius Arbeit von der deutschen Hauptsprache, in König's Adelshistorie, und bei Andern.

g) Ich kenne nur diese zweite und verbesserte Ausgabe, Frankfurt am Main, 1651, in 4. Aus der Vorrede sind einige der oben angeführten Notizen genommen.

verändert. Aber des Alexandrinerverses, der damals unwiderstehlich in die deutsche Poesie eindrang, konnte auch Werder sich nicht entschlagen. Er verwandelte also auch Tasso's und Ariost's fünffüßige Verszeilen in Alexandriner [h]). Seine Uebersetzung der ersten dreißig Gesänge des Roland von Ariost ist älter als die zweite und verbesserte Ausgabe seines Tasso [i]). Die Verschiedenheit des Styls

h) Zur Probe mag hier eine Stelle aus dem sechzehnten Gesange stehen, der die im Originale unübertreffliche Beschreibung des Zaubergartens der Armide enthält.

"Natürlich schien die Zier des Gartens und der Zinn';
Also konnt die Natur und Kunst sich hier vereinen.
Aus Lust folgt die Natur hier ihrer Folgerin;
Natur und Kunst läßt sich in keinem Ding verneinen.
Ein Lüftlein wehet stets durch diesen Garten hin,
Und macht, daß stete Blüth' und Frücht' darin erscheinen.
Allhier ist immer Frucht. Fällt eines ab, so sieht
Man, wie hier dieses reift, wie dort ein andres blüht.

Indem bei diesem Laub allhier die Vögelein
Die Stimmen und Gesäng' gar süß und helle führen,
So schwätzen Bäume, Gras und Quellen mit darein.
Die Luft, die drunter weht, die hilft es alles zieren.
Das Echo singt, indem die Vögel stille seyn;
Schweigt wieder auch, indem die Vögel gurgeliren;
Verwechselt dergestalt gar ofte den Gesang.
Der ganze Chor der folgt hernach mit vollem Klang."

Die beiden gewiß nicht leicht zu übersetzenden Verse

Cogliam d'amor la rosa, amiamo, or quando
Esserfi poute riamato amando

sind so ausgedrückt:

"Der Liebe Rosen brecht jetzund, und jetzo liebt,
Weil Lieb' euch, die ihr liebt, noch Gegenliebe giebt."

i) Diese Uebersetzung des Ariost soll eine litterarische Seltenheit geworden seyn. Ich habe sie vor mir unter dem

 Titel:

Styls und des ganzen Tons dieser beiden italienischen Dichter ist von Werder gut aufgefaßt und in der Uebersetzung wenigstens so geschickt nachgeahmt, wie man es von einem deutschen Dichter des siebzehnten Jahrhunderts nicht erwartet [k]).

Ein neues Leben hätte die erzählende Poesie in der deutschen Litteratur durchdringen können, wenn man diese von Werder übersetzten Gedichte als Muster der Erfindung und des Styls benutzt hätte. Aber

Titel: Die Historie vom rasenden Roland, wie solche von dem hochberühmten Poeten *Ludovico Ariosto* in welscher Sprache u. s. w. stattlich beschrieben, in teutsche Poesie übergesetzt; in 3 Abtheilungen, zu Leipzig gedruckt, aber, was besondere Ursachen haben muß, die erste Abtheilung mit der Jahrzahl 1636, die zweite mit der Jahrzahl 1634, und die dritte wieder mit 1636.

k) Hier ist aus dem neunzehnten Gesang dieser Uebersetzung des rasenden Roland ein Beispiel der Art, wie Werder Ariost's Manier, zu scherzen, aufgefaßt hat.

"Die Eine, die so alt wohl gerne war von Jahren,
Als nicht Cumea einst und Hectors Mutter war,
Berief den Schiffspatron zu sich, und fragt ihn drauf,
Ob sie ihr Leben wohl hier wollten geben auf,
Ja, oder ob das Joch sie lieber haben wollten,
Und daß sie an den Hals es ihnen legen sollten,
Nach Sitten dieser Stadt. Eins müßten wählen sie,
Zu sterben, oder stets gefangen bleiben hie.

Wahr ist es, sagte sie, wenn unter euch sich finden
Sollt' einer also stark, der sich dürft' unterwinden,
Daß mit zehn Männern er der Unsern fechten möcht,
Und alle zehn allein in freiem Kampf umbrächt,
Und mit zehn Weibern sich könnt' eine Nacht begehen,
Und, wie ein Ehmann soll, die zehen recht bestehen,
Derselbe soll alsdann seyn unser Fürst und Herr.
Ihr Andern mögt dann wieder hinziehn über Meer."

Aber die deutsche Poesie hatte damals den epischen Schwung völlig verloren. Deßwegen waren selbst die epischen Muster des classischen Alterthums, die man doch in den Schulen las, für die deutschen Dichter so gut wie gar nicht vorhanden. Wenn man einigermaßen episch dichten wollte, reimte man entweder erzählende Prose, oder man begnügte sich mit unbedeutenden Erfindungen, und hielt desto desto mehr auf kleinliche Spielereien der Phantasie und des Afterwitzes.

Der gelehrte Johann Freinsheim, der vom Jahre 1608 bis 1642 lebte, als Ergänzer des Curtius Rufus und des Livius und überhaupt als Kenner des classischen Alterthums einer der berühmtesten Männer in der philologischen Litteratur, dachte patriotisch genug, den tapfern Herzog Bernhard von Weimar zum Helden einer Epopöe in deutschen Alexandrinern zu machen. Nach seinen Aeußerungen in einem lateinisch vorangeschickten Enkomium scheint er sich besonders von diesem deutschen Werke seines Talents und Fleißes Unsterblichkeit versprochen zu haben. Aber schon der Titel, den er diesem Werke gab, Gesang von dem Stamm und Thaten des neuen Herkules[1]) kündigt nicht den Mann an, der von den Alten gelernt hatte, was epische Poesie ist. Er pries seinen Helden im deutschen Geschmacke seiner Zeit rhetorisch und historisch; glaubte durch mahlerische Beschreibungen und Vergleichungen dem Mangel einer poetischen Erfindung hinreichend abzuhelfen; und konnte selbst durch seinen berühmten

1) Unter diesem Titel ist es gedruckt zu Straßburg, 1639, in Folio.

rühmten Nahmen nicht verhüten, daß sein neuer Herkules bald nach seiner Erscheinung vergessen wurde.

Kein besseres Schicksal hatte der Habsburgische Ottobert, verfaßt von dem Oestreicher Wolf Helmhard Freiherrn von Hohenberg, herausgegeben im Jahre 1664. An patriotischem Bestreben wetteifert dieser Oestreicher mit Freinsheim. Sein Held ist Rudolph von Habsburg. An Fleiße in der Ausführung hat er es auch nicht fehlen lassen. Sein Werk, das ein episches seyn soll, ist in drei Theile, und jeder Theil in zwölf Bücher abgetheilt. Das Ganze beträgt gegen vierzigtausend Alexandrinerverse. Sein Styl ist dem opitzischen nachgebildet. Aus dem Anfange könnte man schließen, der fleißige und patriotische Mann habe sich die Aeneide zum Muster gewählt, die er ohne Zweifel recht gut gekannt hat. Aber anstatt ein episches Ganzes zu erfinden, ordnete er nur lobrednerisch die Materialien, die ihm die Geschichte lieferte, und brachte sie, mit ermüdenden Tiraden ausgeschmückt, geschmacklos in erträgliche Verse. Vorher hatte er in einer ähnlichen Manier auch den Raub der Proserpina besungen [m]).

Zu

m) Die Unvergnügte Proserpina dieses östreichischen Dichters kam im J. 1661 zu Regensburg heraus. Auch muß er Idyllen verfaßt haben. Darauf bezieht sich der Anfang seines Ottobert:

"Vor diesem ging ich oft nachsinnend auf und nieder
Am Tumeritzerbach, sang etwan Hirtenlieder,
Nachmals hat mich gehört mein krummer Tevasluß
Von Proserpinen Raub. Jetzund ist Zeit, ich muß
Anstimmen edlern Ton. Weil ich benachbart lebe

Dem

Zu den Beweisen der grundfalschen Begriffe, die man sich von epischer Poesie damals in Deutschland machte, kann auch die Geschichte des dreißigjährigen Krieges, in Alexandrinern erzählt von Celadon von der Donau (so lautet der Schäfernahme), dienen; ein ganz brauchbares, in opitzischem Style nicht übel geschriebenes Compendium zur Uebersicht der merkwürdigsten Begebenheiten jener Zeit; aber ohne einen Funken poetischen Geistes [n]).

Ein weniger ausführlicher Bericht von den Thaten Gustav Adolph's unter dem Titel Der Held von Mitternacht, von Sebastian Wieland, mag hier um des Nahmens willen, den der obscure Verfasser, ein gekrönter Poet, mit einem der berühmtesten Dichter des achtzehnten Jahrhunderts gemein hat, im Vorbeigehen genannt werden [o]).

Eben

Dem großen Iserstrom, ich billig höher hebe
Stimm', Anschlag und Gemüth. Allzeit an Einem stehn,
Macht nicht zur Ehrenpfort des schönen Pindus gehn.
Ich will, wo's möglich ist, dem abgelebten Leben
Des kühnen Ottoberts sein Leben wieder geben."

Seine Abweichungen von der historischen Wahrheit entschuldigt er naiv mit den Worten:

"Kommt was unglaublichs bey,
Denkt, daß ich ein Poet, kein Zeitungsschreiber sey."

n) Der Deutschen dreißigjähriger Krieg, poetisch (d. i. in Reimen) erzählt durch Celadon von der Donau. Ohne Druckort, 1657, in 8.

o) Der Held von Mitternacht, das ist, der Allerdurchlauchtigste, großmächtigste Fürst und

Eben so mißlangen die kleineren poetischen Erzählungen, nachdem das Zeitalter der Schwänke, in denen sich noch Hans Sachs so glücklich hervorgethan hatte, vorüber war, und der neuere Geschmack kein Muster zur Nachbildung zu finden wußte. Um der Gelehrsamkeit willen, die zu der neuen Art zu dichten gehörte, schöpfte man den Stoff zu Erzählungen, die poetisch seyn sollten, aus der alten Litteratur; bearbeitete zum Beispiele in Alexandrinern die Geschichte von Amor und Psyche, oder von Hero und Leander [p]). Aber auch nicht eine einzige Arbeit aus dieser Reihe ist einer besondern Erwähnung werth. Hier und da ließ sich noch ein matter Nachhall der alten nationalen Balladen hören, zu denen ehemals Begebenheiten aus der Geschichte des Tages den Stoff gegeben hatten [q]). Aber auch diese Erzählungen nach der Weise der Volkslieder erheben sich wenig über die gemeinste Reimerei. Ueberhaupt kann man ohne Uebertreibung sagen, daß die Deutschen in der opitzischen Periode die Kunst, poetisch zu erzählen, völlig verlernt hatten [r]).

6.

und Herr *Gustaphus Adolphus* von Gottes Gnaden u. s. w. Durch *Joan-Sebastianum Wielandum*. Heilbron, 1633, in 4.

p) *Lucii Apulei* (sic) Gedichte von der *Psyche*, versweiß versetzt durch *M. L. K.* Augsburg, 1669, in 4.

q) Z. B. Ein trauriges Lied von dem leydigen Fall, so sich im Monat *Octobri* 1600 mit Jacob v. Gültlingen und Conrad v. Degenfeld begeben; von der Schwester des Hrn. v. Gültlingen. Gedruckt in v. Moser's Patriot. Archiv, Band VIII.

r) Man vergleiche auch das Repertorium in Koch's Comp.

6. Wie die **dramatische** Poesie der Deutschen durch Opitz mit der Gelehrsamkeit in Verbindung gebracht wurde, und wie sie sich durch die Bemühungen des Andreas Gryphius weiter entwickelte, ist oben angezeigt. Nachzutragen ist hier, was Andere damals versuchten, eine verbessere Art, dramatisch zu dichten, in die deutsche Litteratur und auf das Theater einzuführen.

Ueber Mangel an öffentlichen Anstalten für die dramatische Kunst hatten die Dichter und Reimer, die im siebzehnten Jahrhundert für das deutsche Theater arbeiteten, selbst während des dreißigjährigen Krieges nicht zu klagen. Viele Kosten an theatralische Belustigungen zu wenden, erlaubte der Drang der Umstände weder den Fürsten, noch den Regierungen in den Reichsstädten; aber es geschah doch, was die Dichter nur erwarten konnten, ihre schlechten Arbeiten öffentlich ausgestellt zu sehen. Die meisten neuen Theaterstücke, die nur einiges Interesse erregen konnten, wurden aufgeführt. Manches neue Stück wurde veranlaßt durch die Festlichkeiten, die damals, so ungünstig auch die Zeiten waren, an den fürstlichen Höfen in Deutschland nicht fehlten. Aber unter den deutschen Dichtern und Reimern selbst war keiner, der von dramatischer Composition überhaupt nur einen einigermaßen richtigen Begriff gehabt hätte. Was sich hier und da in ihren dramatischen Arbeiten empfehlen konnte, wurde durch die geschmacklosesten Beimischungen erstickt. Auch von dieser Seite zog die deut-

Comp. der deutschen Litt. Geschichte, Th. I. S. 135.

deutsche Litteratur fast gar keinen Vortheil von den Werken der alten classischen Dichter, die man zwar studirte, aber im ästhetischen Sinne nicht einmal verstand, viel weniger nachzuahmen wußte. Altdeutschen Geschmack erkennt man in mehreren dieser Theaterstücke allerdings in so fern, als sie sich entschieden zum Romantischen neigen, obgleich die griechischen Formen als musterhaft in den Schulen gepriesen wurden.

Einer der Ersten, die nach Opitz und ungefähr zugleich mit Gryphius die dramatische Poesie der Deutschen in einem neuen Geschmacke emporzubringen suchten, war wieder derselbe Klai oder Clajus, der als lyrischer Dichter und Mitstifter des Pegnitzschäferordens schon mehrere Mal oben genannt ist. Er hat Mancherlei geschrieben, das man in das dramatische Fach stellen kann; und auch in dieser Reihe seiner Werke zeigen sich ein Talent und ein poetischer Sinn, mit dem er vieles hätte ausrichten können, wenn ihm ein günstigeres Zeitalter die Bildung hätte zukommen lassen, die er sich selbst nicht zu geben wußte. Aber schon der wahre Begriff einer dramatischen Composition war ihm so fremd, daß er gewöhnlich sich selbst unter dem Nahmen Der Poet unter die handelnden Personen stellt, und erzählend den Faden fortleitet, wo ihm der dialogische Fortgang der Handlung zu umständlich schien. Für die lyrische Poesie, nicht für die dramatische, geboren, bediente sich Klai der dramatischen Formen nur als eines Mittels, mehrere Personen sich lyrisch in gegenseitigen Beziehungen aussprechen zu lassen. Daher sind auch die eigentlich lyrischen Partieen seiner Theaterstücke, ungeachtet

achtet aller geschmacklosen Ziererei und Reimklingelei, nicht ohne poetischen Schwung. Aber fast alles Uebrige ist so monströs, und zugleich so geistlos, daß selbst Gryphius neben Klai unter den dramatischen Dichtern wie ein Classiker erscheint. Sich selbst hat Klai, wie es scheint, übertreffen wollen in seinen beiden heroischen Trauerspielen Engel- und Drachenstreit und Herodes der Kindermörder s). In dem ersten dieser merkwürdigen Producte einer hoch aufstrebenden Phantasie sind die handelnden Personen von der einen Seite der Herr Zebaoth und der Erzengel Michael, von der andern Lucifer, sein Drache, sein Botschafter und seine Schildwache. Zu ihnen gesellen sich Lucifer's Soldaten und die himmlischen Kriegsleute und Trompeter. Die ganze Anlage des Stücks erinnert an die damals längst aus der Mode gekommenen großen Religionsdramen oder sogenannten Mysterien. Der Poet eröffnet die Handlung mit einem Berichte von der Lage der Dinge im Himmel und in der Hölle. Dann tritt Lucifer auf. In lyrischen Versen spricht er seinen Entschluß aus, sich von der himmlischen Majestät unabhängig zu machen t). Doch schickt er erst einen Botschafter mit

s) Nach den neben mir liegenden Ausgaben: Johann Klai, gekrönten Poetens, Engel- und Drachenstreit, ohne Jahrzahl und Druckort, in 4. Desselben Herodes der Kindermörder, nach Art eines Trauerspiels ausgebildet durch Joh. Klai, Nürnberg, 1645, in 4.

t) Bei dieser Gelegenheit drückt sich der Fürst der Hölle, wenn gleich nicht wie bei Milton, doch nicht ohne alle Würde aus:

"Was

mit Friedensvorschlägen an den Himmel ab. Die Vorschläge werden billig verworfen. Die Kriegsrüstung der Hölle beginnt mit einem martialischen Gesange, den Lucifer und seine Soldaten anstimmen [u]). Den zweiten Act eröffnet wieder der Poet; worauf sich der Herr Zebaoth mit dem himmlischen Feldmarschall Michael bespricht. Die militärischen Reden, die der Allmächtige hier führt, sollen majestätisch

"Was will der Halbgott wohl? Soll ihm das Menschenhaus
Zu Fuße fallen?
Soll ich wallen,
Und mit leeren Händen gehen aus?
Mit nichten nicht! Der hat noch lange nicht gesieget,
Der hat nicht flugs verspielt,
Der ein Mal unten lieget,
An dem der Siegesfürst sein frohes Müthlein kühlt.
— — — — — — —
Frisch, wir wollen männlich fechten,
Unsern Theils, mit unsrer Rechten.
Ein redlicher Soldate,
Der fragt nicht dich und mich,
Ob ihm der Sieg gerathe;
Er hat den Sieg bei sich."

Aber bald darauf jauchzt dieser Held in eigner Person:

"Trarara! trarara! trarara!
Geht mit uns ein das tolle Mordgetümmel,
Oder packt euch aus eurem Himmel!"

u) Bei dieser Gelegenheit muß schon das pegnitzische Reimgeklingel den lyrischen Effect verstärken.

"Wollen wir heute die Beute recht kosten,
Lasset verwegen die Degen nicht rosten.
Setzet, versetzet gebrennete Pfosten,
Wachet, verwachet die äußersten Posten!

u. s. w.

stätisch lauten [x]). Der Erzengel ruft hierauf die himmlischen Heerscharen zusammen. Auch diese stimmen ein Kriegslied an und beschließen damit den zweiten Act. Im dritten fängt der Krieg an. Schildwachen sind ausgestellt, die Wer da? rufen. Die Trompeten lassen sich vernehmen. Der Drache hält eine Anrede an das höllische Heer [y]). Die Engel singen dagegen ein erbauliches Lied. Im folgenden Acte spielt der Poet die Hauptrolle, indem er die große Schlacht beschreibt, in der die Engel den Sieg davon tragen. Ein Siegeslied wird gesungen, und der Poet in eigener Person macht den Beschluß. Ein Anhang liefert gelehrte Anmerkungen und Erläuterungen mit Citaten aus alten Autoren. Nicht ganz so wild ist die Composition des Trauerspiels Herodes, aber eben so roh in der Anlage, und in der Ausführung fast ein Nonplusultra von Plattheit. Die Weisen aus Morgenlande nehmen

x) Z. B. wenn er sagt:

"Brich auf! Erhebe dich, und führe die Armeen
Den Feinden ins Gesicht, daß sie behutsam stehen,
Zum Schlagen stets bereit. Laß die Gefahren fahrn!
Ihr Knechte, haltet fest bei Fahnen und Standarn!"

y) Er sagt unter andern:

"Keiner scheue keinen Tod!
Her, die neugegoßnen Stücke,
Hier die Kugeln, Kraut und Loth,
Sollen brechen sein Genicke.
Frisch heran, treue Cameraden!
Fallet an!
Diese schießen, jene laden!"

Und so geht es durch das ganze Stück soldatisch zu, als gehörten die Scenen zum dreißigjährigen Kriege.

men einen zur Noth erträglichen Abschied von dem Jesuskinde. Dann tritt sogleich Herodes auf, trägt seine Besorgnisse vor, und beschließt auf der Stelle, durch Ermordung des Jesuskindes seine Herrschaft zu sichern [z]). Abgesandte berichten, daß die Eltern des Jesuskindes sich mit dem Kinde bereits geflüchtet. Herodes trauet dieser Nachricht nicht, flucht, und tobt wie ein Besessener [a]). Eine Geistererscheinung folgt. Mariamne, des Herodes Gemahlin, die er hinrichten lassen, steigt mit den Geistern seiner Kinder, begleitet von höllischen Plagegeistern, aus der unsichtbaren Welt empor, dem Tyrannen das Gewissen zu rühren. Der Erschrockene geht ein wenig in sich [b]), fängt aber bald darauf an,

z) "Hätt' er gleich der Wiegen Zier
Nächst dem neuen Stern verstecket,
Da, wo sonst der Vogelfürst seine Jungen ausgehecket,
Will ich doch das Nest zerstören. Sohn und Mutter, Jung und Alt,
Müssen auf der Stelle sterben, augenblicklich werden kalt."

a) "Bethlehem, das Rattennest, will ich ganz zu Grunde schleifen.
Ich will euch, ihr Schäfer, lern einen neuen König pfeifen.
Ich, nur Einer, will, daß Einer plötzlich werde hingericht;
Morden, würgen, metzeln, tödten, weil ein Degen haut und sticht."

b) "Der Gott läßt mich nun sitzen,
Dem ich die Kirchenspitzen
Zu Ehren aufgebaut.
Es plagen mich Gespenste,
Kohlschwarz beraucht Wänste!
Es schauert mir die Haut."

an, noch ärger zu toben [c]). Der Befehl, alle Kinder in Bethlehem zu ermorden, wird den Trabanten ertheilt, die von der Unmenschlichkeit so gerührt werden, daß einer in Ohnmacht fallen will [d]). Nachdem kaum noch ein Paar Worte gesprochen sind, kommt schon der Bote, der die prompte Ausführung des königlichen Befehls berichtet, und die gräßlichen Mordscenen umständlich beschreibt. Als Herodes erfährt, daß das Jesuskind dem Blutbade wirklich entgangen, weiß er anfangs vor Grimm nicht, was er thun will; aber er besinnt sich schnell, und beschließt, auch die noch lebenden seiner eigenen Kinder umbringen zu lassen, um sicher auf seinem Throne zu seyn [e]). Aber selbst nach diesen Auftritten wird man noch überrascht durch den Beschluß des Trauerspiels. Die bethlehemitischen Weiber

c) "Kommt, alle Teufel, kommt! Zerreisset meine Seele!
Zerret, zerstücket,
Zerfleischet, zerknicket,
Rauchet und schmauchet,
Rädert und ädert,
Recket und strecket,
Henket, ertränket,
Schwenket, verrenket,
Täufet, ersäufet,
Foltert und poltert,
Senget und brennet,
Zwacket, zerhacket
Arm und Bein! u. s. w.

d) Er spricht:

"Ich fall in Ohnmacht hin. Das Blut bestehet mir.
Das Leben lebet kaum, und ich vergehe schier."

e) — "Mein eigen Fleisch und Bein
(Des fremden ist genug) muß auch zermetzget seyn."

Weiber kommen, den Herodes zu verfluchen, in der kräftigsten Manier, in der wohl jemals auf einem Fischmarkte geflucht worden ist [f]). Den Epilog macht Deutschland, als allegorische Person seine Leiden beklagend, die mit dem Schrecken des bethlehemitischen Kindermords verglichen werden. Mit dem Lobe der Stadt Nürnberg, in der dieses Theaterstück wirklich aufgeführt ist, endigt das Ganze.

Diese genauere Anzeige der beiden außerordentlichsten dramatischen Gedichte des unerschrocken phantasirenden Clajus mag hinreichen, von seinem Geschmacke und seinen Talenten in diesem Fache einen Begriff zu geben. Aber zu beklagen ist doch wohl der Dichter, der ein Publicum findet, das sich ein solches Theaterstück, wie den Herodes von Clajus, bieten läßt. Denn das Schicksal der dramatischen Poesie einer Nation richtet sich wegen der Verbindung dieser Poesie mit dem Theater, zwar

f) Ein Paar Zeilen aus diesem ausführlichen Fluche mögen hier genug seyn.

"— Du stets verfluchtes Ungeheur!
Du Basilisk und Abentheur!
— — — — —
Daß dir der Mund doch nicht vereist!
Daß dich der Donner nicht zerschmeißt!
— — — — — —
Du bist nicht werth, du Kinderfeind,
Daß dich das Sonnenlicht bescheint.
Es ist kein gutes Haar an dir,
An dir, du loses Erdgeschwür!
— — — — — —
Du schlimmer Fuchs! Du feiger Haas!
Dein Leib stinkt wie ein faules Aas.
Du Schelm! Du Dieb! Du Mausekopf!
Der Teufel nehm dich bei dem Schopf!"

zwar nicht ganz, aber doch vorzüglich nach dem Geschmacke des großen Publicums, während der lyrische, der epische, und der didaktische Dichter weit mehr, ihrem eigren Sinne folgend, einen Kreis von Auserwählten nach sich selbst zu bilden suchen, und keinen Anspruch machen auf einen Beifall, der sich durch öffentliches Klatschen kund thut. Wenn man bedenkt, daß die Stadt Nürnberg damals für die Wiege des guten Geschmacks im deutschen Reiche galt — denn Schlesien gehörte nicht zum Reiche —, und daß der Herodes des Clajus, wie der Titel berichtet, "einer deutschliebenden Gemeine" zu Nürnberg wirklich vorgestellt wurde, so weiß man genug, um sich den Zustand des Theaters und der dramatischen Litteratur der Deutschen dieses Zeitalters zu erklären. Eines solchen Beifalls gewiß, durfte Clajus auch in seine übrigen dramatischen Arbeiten kein Mißtrauen setzen, deren eine, ein geistliches Stück, überdieß mit einer anpreisenden Vorrede von seinem Freunde, dem gelehrten Harsdörfer, ausgestattet wurde. Vielen Fleiß scheint er auf seine Irene gewendet zu haben, ein weitläuftiges Festivitätsstück, voll Götter und allegorischer Personen und allerlei sinnbildlicher Erfindung in Harsdörfer's Geschmacke, zur Feier des Nürnberger Friedens im Jahre 1650 bestimmt, und von Kupferstichen begleitet, die von den übrigen Herrlichkeiten, die bei dieser Gelegenheit in Nürnberg zu sehen waren, eine Vorstellung geben. Züge eines wahrhaft poetischen, nur nicht dramatischen Talents finden sich auch in diesem, wie in mehreren der übrigen Schauspiele des Clajus [g]).

g) Wen es interessirt, die sämmtlichen, oder doch die

Da außer Gryphius kein einziger deutscher Dichter der opitzischen Periode bis auf Lohenstein entschiedenes Talent zur dramatischen Poesie hatte, erklärt sich um so leichter, warum die vorzüglicheren dieser Dichter, wenn sie etwas Dramatisches verfassen wollten, gewöhnlich auf den lyrischen Weg geriethen, der durch die opitzische Schule auf eine neue Art gangbar gemacht war. Die Musik konnte dann auch leichter den übrigen Mängeln des Gedichts abhelfen, wenn es auf das Theater gebracht wurde. Und da eine Hauptbestimmung der deutschen Poesie des siebzehnten Jahrhunderts schien, Fürsten und anderen großen Herren ihre Aufwartung zu machen, so schlossen sich die Werke, die dramatisch seyn sollten, besonders gern an die Vorfälle an, die hier und da bei Hofe zu Festlichkeiten Veranlassung gaben. In die Oper, die damals in Italien selbst noch neu war, konnte man sich in Deutschland nicht recht finden. Aber man brachte alles Mögliche auf das Theater, was sich musikalisch vortragen lassen wollte, und den großen Herren angenehm seyn konnte. Aus diesem Gesichtspunkte sind auch die dramatischen Arbeiten des Simon Dach zu beurtheilen, der oben unter den gebildetsten Schülern Opitz'ens genannt ist [h]). Seine beiden Schauspiele Cleomedes und Sorbuisa übertreffen, ungeachtet ihres Mangels an dramatischem Interesse, in allem, was zur Kunst des Styls gehört, die dramatischen Arbeiten des Cla-

meisten dramatischen Sachen von Clajus verzeichnet zu sehen, wende sich an das Lexikon des Hrn. Jördens.

h) S. oben Seite 186 ff.

Clajus [i]). Beide sind **allegorische** Stücke in lyrischen Versarten. In dem Cleomedes wird der König von Polen Wladislav IV. verherrlicht. Zwei Nymphen, Venda und Herophile, stellen die vereinigten Reiche Polen und Schweden vor; drei Satyrn den Moskowiten, den Türken, und den Tartaren; vier ansehnliche Männer die Kronen Frankreich und England, die vereinigten Niederlande und Churbrandenburg; und die vom Kriege bedrängten Länder insgesammt erhalten Repräsentanten in zwei Hirten, die zuerst ihre Noth klagen, dann das Glück des Friedens und den großen Cleomedes preisen, dem nach der Besiegung der feindlichen Satyrn die schöne Venda zu Theil wird. Die Ausführung in fünf Acten ist so frostig, wie allegorische Gelegenheitsstücke zu seyn pflegen; aber in der Reinheit der Sprache, der Cultur des Styls und des Versbaues, und dem unaffectirten und männlichen Ausdrucke der Empfindungen erkennt man auch hier den würdigen Schüler Opitz'ens [k]). Die **Sorbuisa**, ein ähnli-ches

i) Beide Schauspiele finden sich in der oben, S. 188. in der Anmerk. angeführten Ausgabe von Dach's Poetischen Werken. Sie scheinen den Litteratoren wenig bekannt geworden zu seyn.

k) Agathyrsus z. B., der das moskowitische Reich vorstellt, kündigt sich auf folgende Art an:

"Ich wohn' in ungeheuren Wüsten
Mit Laub und Bäumen ganz umhüllt,
Da, wo das ungezämte Wild
Mit großen Haufen pflegt zu nisten.
Es weiß von meiner Pracht
Die ganze Welt genug zu sagen.
Woraus kann niemand meine Macht
Und großen Zorn ertragen.

 Und

ches Gelegenheitsstück, ist zu Ehren des churbrandenburgischen Hauses bei einem Jubelfeste der Universität zu Königsberg im Jahre 1644 aufgeführt. Die allegorische Handlung ist vor jedem Acte nur angedeutet, um den Zusammenhang der sorgfältig ausgearbeiteten Chöre zu bezeichnen. Sorbuisa ist das personificirte Herzogthum Preußen. Die ganze Erfindung hat zum Gegenstande die Civilisirung des vormals heidnischen und barbarischen Preußenlandes durch den Apoll und die Musen [1]).

Weit

Und trauest du nicht meinem Wort,
So steht es selbst dir anzuhören,
Weil Wolga, Düna, und der ganze Strich im Nord,
Den ich bezwang, es dich wird lehren.
Der Sultan Selym, dessen List
Und Macht der ganzen Welt ein Schrecken,
Wie dir bekannt ist, kann erwecken,
Hat dennoch vor mir eingebüßt,
So, daß mich niemand jetzt zu Feinde
Rings um mich her mehr haben mag.
Ein jeder sucht bey mir Vertrag,
Und machet gern mich ihm zum Freunde.
Drum denk, o Nymphe, wer dich liebt,
Und was durch mich das Glück dir giebt.

Venda.

Die Wälder sind mit nichten deine,
Sie kommen fremden Hirten zu,
Wie du es selbst mir zu mußt stehen.
Doch sey es so, und hättest du,
Die ganze Welt, die dir zu Willen müste gehen;
So will ich keines Weges doch
Mich geben an dein rauhes Joch."

1) Apoll und die Musen singen z. B.

Apollo.

"Dies, ihr Musen, ist der Ort,
Wo ich nebenst euch hinfort

Stets

Weit mehr dramatisches Talent hatte der zu seiner Zeit viel geltende und bei dieser Gelegenheit am passendsten in der Geschichte der deutschen Poesie zu nennende Siegmund von Birken, der auch als Theoretiker durch eine umständliche Anleitung zur deutschen "Rede-, Bind-, und Dichtkunst" um die Litteratur seines Vaterlandes sich verdient zu machen gesucht hat. Er war der Sohn eines protestantischen Predigers in Böhmen; kam mit diesem, der wegen der Religionsbedrückung flüchtete, nach Nürnberg; wurde nach Beendigung seiner

Stets zu bleiben mir erlesen.
Für Parnassus ließ ich ihn.
Wohl euch, daß ihr herzuziehn
Also willig seyd gewesen!

Die Musen.

Gott des Bogens und der Saiten,
Sollen wir dich nicht begleiten?
Nicht gern folgen deinem Ton?
Zeuch, wir wollen dich umgeben.
Denn, wo du bist, unser Leben,
Da ist unser Helicon.

Apollo.

Berg nach Ottocarn geheißen,
Sey gegrüßt, und du auch Preussen!
Diesen Hügel werd' ich hier
Weit für Heliconis Zier,
Kneiphoff, dich für Cyrrha lieben.

Die Musen.

Edler Pregelstrom, Glück zu!
Du sollt künftig uns in Ruh,
Wie wir dich in Wohlfahrt stellen.
Sey du, reicher Fluß, gewiß,
Daß wir deine klare Quellen
Vorziehn unserm Castalis."

seiner Universitätsstudien von Harsdörfer und Klai in den Blumenorden aufgenommen; kam in Verbindung mit dem Herzog August von Braunschweig-Wolfenbüttel; wurde Prinzenerzieher am braunschweigischen Hofe; und, nachdem er sich als ein Mann von Welt und Kenntnissen von mehreren Seiten, besonders bei der Direction dramatischer Festlichkeiten, auch dem kaiserlichen Hofe empfohlen hatte, in den Adelstand erhoben. Bis dahin hatte er sich, wie sein Vater, Betulius genannt. Seit seiner Standeserhöhung schrieb er sich von Birken. Die fruchtbringende Gesellschaft und auch eine italienische Akademie in Venedig nahmen ihn unter ihre Mitglieder auf. Er lebte bis zum Jahre 1681. In Harsdörfer's Schule gebildet, hat er, wie dieser fleißige Mann, Mancherlei in Versen und in Prose geschrieben, um zur Verbreitung des neuen Geschmacks in der Litteratur und im Leben das Seinige beizutragen [m]). Aber der nürnbergische Geschmack blieb der seinige. In Nürnberg war es auch, wo sein Festivitätsstück Margenis oder das vergnügte, bekriegte und wieder befreiete Deutschland im Jahre 1652 mit Beifall aufgeführt wurde [n]). Zwei seiner Schauspiele, der Androfilo und die Silvia, scheinen aus dem Italienischen genommen zu seyn. Am vortheilhaftes

m) Ein Verzeichniß der Schriften Birken's findet sich, 24 Numern betragend, hinter der Vorrede zu seiner Rede- Bind- und Dichtkunst, Nürnberg, 1679, in 8.

n) Der Titel lautet auch: Die verliebte, betrübte, und wieder erfreute Margenis, nach dem eben angeführten Verzeichnisse. Das Stück muß also mehrere Male gedruckt seyn.

haftesten zeigt sich sein Talent in dem großen dramatischen Gedichte Psyche, das das schöne mythische Mährchen nach dem Apulejus und wahrscheinlich noch einem andern Autor fortgesetzt und modernisirt, auf keine Art verschönert, aber doch in einer großen Mannigfaltigkeit romantischer Situationen nicht ohne Interesse ausgeführt enthält o). Prinzen und Prinzessinnen, Schäfer und Schäferinnen, figuriren durch einander. Die Scenen wechseln wie in der großen Oper der Italiener. Gegen das Ende kommt sogar ein großer Drache auf das Theater, der Gift und Feuer speiet. Die Charactere sind bis zum Lächerlichen platt; aber der Dialog, in abwechselnden Versarten, hat eine erträgliche Lebhaftigkeit. Zuweilen wird er sententiös p). Einige Mono-

o) Das Stück steht abgedruckt hinter der eben angeführten Dichtkunst von Birken. Nach dem Titel: Schauspiel Psyche, auf den Schauplatz gebracht zu Nürnberg A. 1652; jetzt aus dem Lateinischen in teutsche Poesy versetzet, könnte man glauben, es sey zuerst lateinisch geschrieben worden.

p) Zum Beispiel in der Scene, wo ein aufrührerischer Alastor durch einen Theagenes von seinem bösen Vorhaben abgewehrt wird.

"An. Thu, als du sagst! Indem du so befiehlst den Meinen,
Gehorche selber mir. Laß keine Hochfarth scheinen,
zu steigen über mich.

The. Wer fliegen will, der stürzt.

Di. Die Herrschbegierde oft ein hohes Glücke kürzt.

An. Sey groß; doch unter uns.

Monologen sind wenigstens so gut, daß sie damals von ähnlichen auf dem deutschen Theater nicht übertroffen wurden q).

Mehrere

Al. Wir haben zu befehlen
Der König und sein Haus. In mir soll sich vermählen
Die Ehrfurcht mit der Treue. Alastorn dieses Reich
Gehorch; dem König er: so wird die Wage gleich
Der Wohlthat und der Pflicht.
An. Dies laß ich mir behagen.
Das Feld der Dankbarkeit soll dir mehr Gnaden tragen."

q) Z. B. der folgende, in welchem der Prinz Theagenes, der Liebhaber der Psyche, sich vernehmen läßt. Die Scene ist eine Wildniß mit einer Höhle.

"Ist dies der Ort? sind das des Königs Meiereyen?
Ists hier, wo vor der Zeit der Wollust-Garten stund?
Ich sehe leider! nichts, als rauhe Wüsteneyen.
Ach daß so manche Zier ein Biß verderben kunnt!
Und meine Psyche soll, ach! meine Taube, leben
Wo Eulen heulen nur, und Unglück rufen aus?
Soll sie, auf dürrem Zweig, in dieser Wildnis beben,
Wo mancher Hacht belaurt ihr hohles Felsen Haus?
Sollt ich, dort im Pallast, sie hier im Elend lassen,
Sie, meine traute Braut, sie meine Freud im Leid?
Mir bricht das treue Herz. Verliebte Augen nassen.
Ich denke, was ich ihr geredet vor der Zeit.
Ich muß mich ihrer Noth aus heißer Lieb erbarmen
Erbärmniß treibet mich und trägt mich jetzt hieher.
Ich komme, anzusehn, wie hart es geh der Armen.
Ach! daß vergnügter ich, und sie beglückter wär!
Zu trösten komm ich jetzt. Nicht komm' ich zu erlösen.
Noch ist vorhanden nicht die Hülf-bestimmte Zeit.
Ich komm, zu hören an: ob sie auch zu genesen,
Und meine Ankunft wünscht, ob sie nach mir auch schreit.
Ich seh das Jammerbild! Ich darf mich nicht entdecken.

Sie

Mehrere deutsche Schauspiele dieser Art, in abwechselnden Versarten, romantisch angelegt, der Oper sich nähernd, wurden um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts von Verfassern herausgegeben, die sich entweder nicht genannt haben, oder deren Nahmen bald so unbekannt geworden sind, wie ihre Werke. Keine Spur der Nachahmung der antiken Tragödie und Comödie zeigt sich auch in diesen Theaterstücken; desto mehr der Einfluß, den die damals beliebten italienischen Schauspiele auf den Geschmack der Deutschen hatten. Pantalon und Scaramuz mit ihren Possen mischen sich in die ernsthaftesten Angelegenheiten. Ein solches Stück, das noch dazu recht national seyn soll, sind Die Wittekinden, ein Singe- und Freudenspiel, im Jahre 1666 bei der Vermählung eines Grafen von Schwarzburg auf dem Schlosse Heydeck zu Rudolstadt aufgeführt r). Der ungenannte Verfasser hat mit der wahren Geschichte so unbefangen gespielt, als ob er zu den älteren romantischen Dichtern gehörte. Er läßt den berühmten Wittekind, den Helden der alten Sachsen, nachdem er getauft worden und den Nahmen Ludwig erhalten, von Carl dem Großen an Kindes Statt angenommen seyn; die Armee Carl's in Spanien gegen die Sarazenen commandiren; während dieser Zeit zwei seiner

Sie muß mich sehen nicht: sie soll mich hören doch.
Ich muß verstecken mich. Bedecket mich ihr Hecken!
Ich sehe sie halb todt. Wie, daß ich lebe noch!"

r) Ich habe dieses Schauspiel, gedruckt zu Jena in Quart, in einem Bande voll allerlei deutschen Theaterstücken des siebzehnten Jahrhunderts gefunden.

ner Söhne, die im Sachsenlande zurückgeblieben waren und sich noch zum Heidenthume bekannten, mit ihren Reisigen unter sicherem Geleit an den fränkischen Hof einladen, wo sie nach und nach bekehrt werden sollen. Die ganze Handlung dreht sich um allerlei Intriguen zum Nachtheile des wittekindischen Hauses. Pantalon erscheint als kurzweiliger Rath des Hofes, und Scaramuz als Diener Wittekind's, des schwarzen Ritters. Nebenpersonen sind ein Wachtmeister; die Wahrheit, der Aberglaube, und das Fatum; dazu die drei Parzen, und die drei Furien. Das Bekehrungswerk kommt endlich zu Stande; eheliche Bande werden unter den hohen Personen geknüpft, und die Abstammung des schwarzburgischen Hauses von dem schwarzen Ritter Wittekind wird dramatisch an den Tag gelegt. Wäre dieses Schauspiel zu einer Zeit geschrieben und aufgeführt, da die Deutschen schon ein gebildetes Theater hatten, würde es als ein unbedeutender Auswuchs der Litteratur übersehen werden können. Aber für die Zeit, da es entstand, darf es zu den bemerkenswerthen Versuchen gezählt werden, die vaterländische Geschichte auf das deutsche Theater einzuführen. Sprache und Styl, in kurzen Versen, sind nicht ohne Leichtigkeit s).

Ein

s) Hier und da kommen auch rührende Stellen vor, die nicht ganz mißrathen sind, z. B. die folgende, in der die beiden Söhne des Wittekind auf die falsche Nachricht von dem Tode ihres Vaters ihr Gefühl ausdrücken.

"Wittekind der Jüngere. Wir hätten noch mit unsern Degen
Der Feinde wilden Lauf

Viel-

Ein mythologisches Stück, um dieselbe Zeit verfaßt von einem Ungenannten, ist das Singe- und Zwischenspiel: Der betrogene Betrug, die Geschichte Jupiter's und der Danae in altromantischer Verkleidung enthaltend; auch nach alter Art, wie das vorige, in kurzen Versen geschrieben [t]).

Eben so unabhängig von dem dramatischen Theile der griechischen und römischen Litteratur, die man doch so fleißig zu studiren angefangen hatte, entwickelte sich um dieselbe Zeit eine Art deutscher Lustspiele in Prose, wahrscheinlich nach italienischen, oder französischen Vorbildern, mit Beibehaltung der Rohheit der nationalen Fastnachtespiele. Die Natürlichkeit des Dialogs in diesen, nun auch längst

Vielleicht gehalten auf,
Den Schild gesetzt entgegen,
Wenn ihn der Pfeile Menge
Getrieben ins Gedränge.

Walprocht. Wir hätten mit Cypressen
Sein Grab noch ausgeziert,
Und keiner Pflicht vergessen,
Die Kindern sonst gebührt.
Wer weiß, ob ihn die Christen haben
Einmal begraben?

Wittekind d. J. Mein Vater, wo du durch die Schatten
Hier deiner Kinder Thränen siehst,
Und dich noch um die Welt bemühst,
Nimm an, was wir dir abestatten,
Den heissen Thränenguß,
Den letzten Abschiedskuß.

Beide. Leb in den seelgen Wäldern,
Leb ewig wohl in den Elyser Feldern!"

t) Auch dieses Theaterstück fand ich in dem eben angeführten Bande; ohne Jahrzahl und Druckort.

längst aus dem Gesichte des Publicums verschwundenen Lustspielen sticht überraschend ab gegen die Steifheit, in welcher die deutsche Prose damals fast erstarrte. Auch die Situationen sind zuweilen drollig genug angelegt. Aber Feinheit und Kunstverstand zeigen sich nirgends. Die gemeine Wahrheit der Charaktere ist nicht durch Uebertreibung so entstellt, wie in dem Peter Squenz und dem Horribilicribrifax des Gryphius [u]); aber auch bei weitem nicht so witzig durchgeführt. Das Komische dieser Lustspiele beschränkt sich großen Theils auf platte Possenreisserei; und was die Charaktere hier und da Interessantes haben, verdanken sie einer gewissen Lebendigkeit der gemeinen Natur. Auch solcher Lustspiele haben sich einige ohne Nahmen ihrer Verfasser erhalten, zum Beispiel Der vermeinte Prinz, wahrscheinlich nach dem Italienischen, aufgeführt vor dem Hofe zu Rudolstadt im Jahre 1665 [x]). Der Stoff scheint aus einer Novelle genommen zu seyn. Die Intrigue ruhet auf der Veranstaltung, die ein erdichteter König Orimantes von Sicilien getroffen hat, seine Tochter als Prinzen erziehen zu lassen, und sie selbst in der Meinung zu erhalten, sie sey männlichen Geschlechts, damit das Reich bei seiner Familie bleibe. Obgleich die Hauptpersonen zur großen Welt gehören, reden und handeln sie doch wie Leute aus dem gemeinen Volke. Pantalon als kurzweiliger Rath macht auch hier den Possenreisser. Ein Zwischenspiel gehört dazu, in welchem Götter auftreten und singen.

Ein

u) Vergl. oben Seite 163.

x) Ich kenne es nur aus der eben angeführten Sammlung.

Ein ähnliches Stück, vor demselben Hofe aufgeführt bei den Vermählungsfeierlichkeiten, die so viele dramatische Unterhaltungen veranlaßten, ist die Ermelinde oder die Vier Mal Braut, ein Mischspiel, wie es sich nennt [y]). Hier sind die handelnden Personen ein König Heinrich von England mit seiner Gemahlin und mehreren Personen vom Hofe. Sie reden die Sprache des gemeinen Lebens mit vieler Natürlichkeit. Aber um dem Ganzen einen höheren Schwung zu geben, ist auch ein Zwischenspiel beigefügt, in welchem allegorische Personen auftreten und sich singend vernehmen lassen.

Für die Sittengeschichte des Zeitalters ist das merkwürdigste in dieser Reihe von Lustspielen das Studentenleben, verfaßt von Johann Georg Schoch, einem Juris Practicus zu Naumburg, der auch Hirtengedichte und noch sonst Allerlei geschrieben hat [z]). Wer den Ton der deutschen Universitäten und die ganze Lebensart eines gewöhnlichen deutschen Studenten aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts kennen lernen will, muß dieses Lustspiel lesen. An Einheit der Handlung hat der Verfasser nicht gedacht. Es war ihm nur darum zu thun, das wirkliche Studenleben seiner Zeit in einer Folge von Auftritten durch alle Situationen dramatisch durchzuführen. Unter Pauken und

y) Auch dieses Stück hat sich ohne Nahmen des Verfassers in derselben Sammlung erhalten.

z) J. G. Schochs Comoedia vom Studentenleben. Leipzig, 1657, in 8.

und Trompeten eröffnet sich das Vorspiel. Merkur erscheint, um das Publicum über den Zweck und Plan des Stücks aufzuklären. Dann fängt das Stück selbst mit der Conversation der beiden Jünglinge an, die die Universität beziehen wollen. Der eine ist Sohn eines Edelmannes, der andere eines Kaufmannes. Nach ihnen treten die Väter auf. Als Bedienter für die beiden Studiosen wird sogleich Pickelhering verpflichtet, der denn auch durch das ganze Stück hindurch nicht ermangelt, seine breiten Späße geltend zu machen. Die Scene ist bald auf der Universität. Die Studiosen werden inscribirt, und erscheinen nicht lange nachher auch schon betrunken. Von den Landsleuten werden sie nach allen Regeln des damals üblichen Pennalismus in die Gebräuche des lustigen Studentenlebens eingeweihet. Sie machen Streifzüge nach den benachbarten Dörfern. Es folgt eine Reihe ländlicher Auftritte, in denen Bauern und Bäuerinnen, ganz nach dem Leben gemahlt, ihre häuslichen Angelegenheiten verhandeln, in die sich die Studenten ungebeten einmischen. In den übrigen Scenen kommen allerlei Frauenzimmer, Aufwärterinnen, der Pedell, der Briefträger, alle wie im wirklichen Studentenleben, vor. Die Relegation macht den Beschluß der Abenteuer des zu lustigen Paars, während ein studirender Bauerssohn durch seinen Fleiß zur Magisterwürde hinaufrückt. Im fünften Aufzuge erscheint noch ein Mal Merkur, um durch einen Bericht an die Zuschauer über den weitern Fortgang der Handlung Aufschlüsse zu geben. Damit nichts fehle, folgt ein sechster Aufzug, wo die akademische Magisterpromotion mit aller Feierlichkeit vor sich geht. Die Eltern des einen

nen Relegirten ziehen betrübt ab, und bewähren dadurch die moralische Tendenz dieses Schauspiels a).

Die

a) Um auf gutes Glück doch eine Probe des Styls dieses in seiner Art merkwürdigen Sittengemähldes zu geben, diene die folgende Scene.

Pickelhering.

Aber war es denn ein recht lebendig Pferd, das da recht fressen konnte?

Bürger.

Freilich, kein papiernes wird es nicht gewesen seyn, ihr könnt es leicht denken.

Pickelhering.

O dankt ihr Gott, so erspart ihr nun das Futter. Aber wer weiß ob das Pferd nicht ihn hat weggeritten. Ich hatte auch einmal so eine Mähre. Ich muste auch hin, wo sie hin wollte.

Floretto.

Aber wie gehet es sonsten auf der Universität? Sind auch viel Bursche daselbst? Was machen sie guts?

Bürger.

Ihr sehet wohl, was sie machen. Sie richten allen Unfug an, wo sie nur wissen und können, und werden immer nach der Reihe relegirt. Nichts desto weniger sind ihrer doch noch immer genug da. Es wäre am besten, wenn sie nur alle auf einmal fort müsten. Zwar es sind etzliche auch wohl noch gut genug; nur die da so lumpich hergehen, die sind am ärgsten. Sie treibens, als wenn ihnen der lebendige Henker in den Haaren säße. Es ist ganz keine Ehre und Scham bey ihnen, und gehen als wenn sie vom Galgen gefallen wären. Ich möchte wohl wissen, wer die Narrenpossen aufgebracht hätte, daß sie so lästerlich daher ziehen müssen.

Pickel-

Die zweite schlesische Dichterschule.

Als die opitzische Art zu dichten noch in vollem Flore war, und die nürnbergische sich friedlich mit ihr vereinigte, drang von Schlesien aus noch ein neuer Geschmack weit in die deutsche Litteratur ein. Der Stifter dieser zweiten schlesischen Dichterschule ist Hoffmannswaldau.

Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau, Sohn eines kaiserlichen Cammerraths, war geboren zu Breslau im Jahre 1618. Nachdem er seine Universitätsstudien zu Leiden beendigt hatte, machte er in Gesellschaft eines Fürsten eine Reise durch England, Frankreich, und Italien. Nach seiner Zurückkunft verheirathete er sich, wurde Rathsherr in seiner Vaterstadt, und lebte seit dieser Zeit als geachteter Geschäftsmann, ohne, so viel man weiß, durch ein bemerkenswerthes glückliches oder unglückliches Ereigniß in der litterarischen Muße gestört zu werden, die seine Amtsgeschäfte ihm übrig ließen. Einige Mal reisete er in den Angelegenheiten, die zu seinem Dienste gehörten, nach Wien. Er starb als kaiserlicher Rath und Vor-

Pickelhering.

Treiben sies so frisch? Das ist brave. Wir sind gleich jetzo auf den Weg, und wollen auch solche Kerl werden.

Bürger.

Das glaub ich nimmer mehr. Die Herren giengen ein wenig zu stattlich dazu. Ich dachte, dies Ding wäre nur für arme Teufel?

Pickelhering.

Nein, es ist für die reichen Teufel auch."

Vorsteher des Raths der Stadt Breslau im Jahre 1679, bewundert und nachgeahmt als ein Dichtergenie der ersten Größe von einer nicht kleinen Anzahl von Verehrern, unter denen der merkwürdigste, Caspar von Lohenstein, ihm eine prangende, von Hyperbeln überfließende Leichenrede hielt [b]).

Aus Hoffmannswaldau's poetischen Werken kann man lernen, welchen Einfluß der Begriff, den ein Dichter sich von seiner Kunst macht, auf seine Art zu dichten hat. Theoretisch hat sich Hoffmannswaldau nicht über das Wesen und die Bestimmung der Poesie vernehmen lassen; aber seine Gedichte selbst lassen nicht bezweifeln, daß in den Augen dieses talentvollen Mannes die schönste der Musenkünste nichts weiter war, als ein erheiterndes Spiel der Phantasie und des Witzes. Mit einem bloßen Spiele nimmt es, wer kein Pedant ist, nicht so genau, wie mit einer ernsten Beschäftigung. Hoffmannswaldau, von allem Pedantismus seines Zeitalters frei, machte sich also auch mit der Kritik nicht viel zu schaffen. Er ehrte Opitz, und nahm vieles

b) Die älteste Ausgabe der Gedichte Hoffmannswaldau's, noch von ihm selbst besorgt, ist die vom Jahre 1673; die neueste die von Benjamin Neukirch, der sich aber nur B. N. unterzeichnet hat, mit Zugaben mehrerer Gedichte von Nachahmern der Hoffmannswaldauischen Manier, die aber auch nur mit den Anfangsbuchstaben ihrer Nahmen bezeichnet sind. Auch soll in dieser Ausgabe: Herrn v. Hoffmanns und anderer Deutschen Auserlesene Gedichte, Leipzig 1697, in 7 Octavbänden, Einiges mit C. H. v. H. bezeichnet seyn, was diesem Dichter nicht angehört. Doch ist die Sammlung im J. 1734 wieder aufgelegt.

vieles von ihm an, was zum Mechanismus der Poesie gehört. Aber ernste Prüfung des Edeln und Unedeln, des Schicklichen und Unschicklichen in Gedanken, Ausdruck und Styl, durfte ihn in seiner leichten Art, sich selbst Genüge zu thun, nicht stören. Der Weltmann im Geschmacke der Zeit war in der Person Hoffmannswaldau's einerlei mit dem Dichter. In seinen bürgerlichen Verhältnissen von unbescholtenen Sitten, sezte er sich, wo es ihm nur um poetische Ergözung zu thun war, desto kecker hinweg über die alte Ehrbarkeit, die zum deutschen Nationalcharakter gehörte. Wenn die Deutschen nach der alten burlesken Weise scherzten, hatten sie sich immer derbe Freiheiten auf Kosten der Anständigkeit erlaubt; aber in galanten, den Ton der großen Welt nachahmenden Gedichten ohne Schaam und Zucht wizelnd und mahlend zur Schau auszustellen, was eine gebildetere Phantasie schon um des guten Geschmacks willen umschleiert, erlaubte sich Hoffmannswaldau unter den deutschen Dichtern zuerst. Seine Bewunderer nannten ihn dafür den deutschen Ovid. Sie bedachten nicht, daß selbst die schlüpfrigsten Stellen in Ovid's Gedichten durch Grazie einigermaßen vergüten, was die Moral an ihnen verdammen muß. Hoffmannswaldau's erotische Spiele der Phantasie sind frech. Auch das Feigenblatt, die lezte Schranke der ausschweifenden Ueppigkeit, ist aus ihnen verschwunden. Ein obscöneres, galant seyn sollendes Gedicht, als Die Ruhestatt der Liebe oder Die Schooß (nach einem schlesischen Provinzialismus für Der Schooß) der Geliebten von Hoffmannswaldau, ist in deutscher Sprache nicht gedruckt. Und an vielen Stellen seiner galanten und verliebten Gedichte, wie

sie überschrieben sind, sieht es nicht besser aus. Und da die neue Bahn so weit geebnet war, konnte bald darauf ein Nachahmer Hoffmannswaldau's, noch schamloser, als er, ungestraft die Unsauberkeit so weit treiben, auch dasjenige, was selbst der Wollüstling lieber ignorirt, die Ordnung, der das weibliche Geschlecht monatlich unterworfen ist, zum Gegenstande eines Gedichtes zu machen, das zärtlich seyn soll und an die Geliebte selbst gerichtet ist c).

Nicht alle Gedichte Hoffmannswaldau's sind frivol. Auch wahre Zärtlichkeit hat er auf das mannigfaltigste mahlen wollen. Ueberhaupt scheint er sich selbst für den rechten Dichter des Gefühls gehalten zu haben. Aber fast alles, was er Gefühl nennt, ist entweder sinnlicher Kitzel, oder oberflächliche Rührung, die sich nur in unaufhörlich witzelnden Phrasen unerschöpflich zeigt. Der Stoff seiner Gedichte ist fast durchgängig, wo er nicht den Sinnen schmeichelt, ohne inneres Interesse. Neue Gedanken, die an sich etwas bedeuten, waren ihm eben so sehr Nebensache, wie die edleren Gefühle. Dafür aber ließ er zügellos seinen Witz und seine Phantasie ausschweifen in raffinirten, kekken, nicht selten unnatürlichen und zuweilen fast aberwitzigen Einfällen, Vergleichungen und Bildern; denn diese schienen ihm, wie den Italienern seiner Zeit die Concetti im Geschmacke Marino's und Achil-

c) Das saubere Lied an die saubere Melinde, wie sie im Texte heißt, schließt mit den Zeilen:

"Man geht, wie jedermann bekannt,
Durchs rothe Meer in das gelobte Land."

Es steht in Neukirch's Ausgabe.

Achillini's, die eigentlichen Gedanken der Poesie zu seyn. Gedanken in diesem Sinne strömten ihm mit einer solchen Leichtigkeit zu, daß er zum Beispiel in einer poetischen Lobrede an das liebwertheste Frauenzimmer gegen hundert Alexandrinerzeilen zusammen reimen konnte, die nichts weiter enthalten als eine Verherrlichung des weiblichen Busens in eccentrischen Vergleichungen d).
Diese

d) Zur Probe diene die folgende Stelle:

Die Brüste sind mein Zweck, die schönen Marmelballen,
Auf welchen Amor ihm ein Lustschloß hat gebaut,
Die durch das Athem=Spiel sich heben und auch fallen,
Auf die der Sonne Gold wohlriechend Ambra thaut.
Sie sind ein Paradies, in welchem Aepfel reifen,
Nach derer süßen Kost jedweder Adam lechzt;
Zwey Felsen, um die stets des Zephirs Winde pfeifen;
Ein Garten schöner Frucht, wo die Vergnügung wächst;
Ein überirrdisch Bild, dem alle opfern müssen,
Ein ausgeputzt Altar, für den die Welt sich beugt;
Ein crystallinen Quell, aus welchem Ströme fließen,
Davon die Süßigkeit den Nektar übersteigt.
Sie sind zwei Schwestern, die in einem Bette schlafen,
Davon die eine doch die andere keinmal drückt:
Zwey Kammern, welche voll von blanken Liebes=Waffen,
Aus denen Cypripor die goldnen Pfeile schickt.
Sie sind ein zäher Leim, woran die Sinnen kleben;
Ein Feuer, welches macht die kältsten Herzen warm;
Ein Bezoar, der auch Entseelten giebt das Leben;
Ein solcher Schatz, für den das Reichthum selbst ist arm;
Ein kräftig HimmelBrodt, das die Verliebten schmecken;
Ein Alabaster=Haus, so mit Rubinen prahlt;
Ein süßer Honigseim, den matte Seelen lecken,
Ein Himmel, wo das Heer der Liebes=Sterne strahlt,
Ein scharf geschliffen Schwerdt, das tiefe Wunden hauet;
Ein Rosen=Strauch, der auch im Winter Rosen bringt;
Ein Meer, worauf man der Syrenen Kräfte schauet,
Von denen der Gesang bis in die Seele dringt."

Und in diesem Style schleppen sich die lahmen Vergleichungen noch lange fort.

Diese wilden Einfälle, und die Leichtigkeit und üppige Fülle, mit der sie in Hoffmannswaldau's Versen sich paarten, waren es besonders, was ihm so viele Bewunderer erwarb. In einem solchen Style dichten zu können, schien der Triumph der Poesie zu seyn. Uebrigens zeichnet sich dieser Styl bei Hoffmannswaldau vortheilhaft aus durch grammatische Reinheit, einige Provinzialformen abgerechnet, und durch eine ungezwungene und ziemlich harmonische Versification. Von dieser Seite zeigt er sich als einen nicht unwürdigen Schüler Opitz'ens. Aber weit mehr Antheil an seiner Art zu dichten haben die Franzosen, deren Ueppigkeit, und die Italiener jener Zeit, deren ausschweifenden Styl er nachahmte.

Für welche Dichtungsart Hoffmannswaldau das meiste Talent hatte, ist schwer zu sagen, weil Dichten bei ihm überhaupt nichts anders war, als, Einfälle hinsprudeln, und seine Phantasie spielen lassen. Dabei kam ihm besonders die Gelegenheitsdichterei, die Opitz befördert hatte, sehr zu Statten. Hochzeitgedichte und Begräbnißgedichte in Alexandrinern machen einen Theil seiner poetischen Werke aus. An diese schließen sich die eben so versificirten Galanten Gedichte an. Unter dieser Rubrik bei Hoffmannswaldau finden sich aber auch Lieder, Sonette und Epigramme. In den meisten drückt sich die Galanterie mit vieler Leichtigkeit, aber ohne die mindeste Feinheit aus. Auch in den Bildern, die anständig und hochpoetisch seyn sollen, zeigt sich fast gar kein Gefühl für Schicklichkeit [e]). Die epigrammatisch zugespitzten

e) Z. B. in einem galanten Glückwunsche zum Geburtstage einer Schönen heißt es:

gespitzten Gedanken haben selten einen Zug von Wahrheit und Kraft [f]). Nur zuweilen fallen sie treffend aus [g]). Seine Verliebten Arien sind ohne lyrische Wärme [h]).

Daß

"Die Venus will mir selbst die dicke Tinte rühren;
Cupido träget mir die weissen Blätter zu.
Jedoch was dieses Mal soll meine Feder führen,
Das kann nichts anders seyn, als nur, Blessine, du."

f) Zum Beispiele diene die Albernheit des folgenden:
"Mit der Wolle, so die Phillis in den weichen Händen führet,
Reibt Cupido seine Pfeile, daß sie nicht der Rost berühret."

g) Z. B. das Auf eine Nonne:
"Man nahm mir meinen Schmuck, und ließ mir Fleisch und Blut.
Man schnitt die Haare weg, und ließ mir meine Glut.
Im Beten hat mir stets der Glaube sehr behaget,
Der von dem Auferstehn des Fleisches etwas saget."

h) Wie seelenlos sind diese Gedanken bei aufgehender Morgenröthe:

Aurora, deine Rosen blicken;
Der Purpur trieft aus deiner Hand.
Du suchst durch dieses Pfand
Die Welt und alles zu erquicken,
Und machst die Bahn von Gold und Nektar voll,
Darauf dein Phöbus laufen soll.

Ein jedes Blatt bey meinen Füßen,
Ein jeder Vogel über mir,
Verehret dich und opfert dir;
Und giebet uns mit Lust zu wissen,
Wie itzt dein Glanz und deiner Wunder Pracht
Verjagt das Leid und dämpft die Nacht.

Daß Hoffmannswaldau die Heroiden oder Heldenbriefe, wie man sie damals nannte, in die deutsche Litteratur eingeführt hat, wird ihm von einigen Litteratoren zum Verdienste angerechnet. Aber auch von dieser Seite hat er nur mitgewirkt, den litterarischen Geschmack der Deutschen seiner Zeit noch mehr zu verderben. Der ihm eigenen Art zu dichten war diese Dichtungsart, die ihrer Natur nach kaum dem Meister in der Kunst gelingt, recht angemessen. Mit unerschöpflicher, immer witzelnder Geschwätzigkeit hat er in seinen Heldenbriefen, deren vierzehn sind, allerlei Personen unter historischen und erdichteten Nahmen ihr Herz ausschütten lassen, fast durchgängig ohne Wahrheit und Würde des Gefühls. Auch ein Brief Abälard's an Heloise ist unter diesen pathetisch angelegten Spielereien zu lesen.

Als Uebersetzer hat sich Hoffmannswaldau schwer versündigt an dem geistvollen und eleganten Guarini, dessen Treuen Schäfer er nach seiner Art verdeutscht hat. Ein moralisches Gedicht des längst vergessenen französischen Reimers Theophile, überschrieben Der sterbende Sokrates, wurde von Hoffmannswaldau für die Deutschen bearbeitet, wahrscheinlich um zu zeigen, daß er auch sehr moralisch dichten könne.

Hätte dieser Mann nicht eine Schule gestiftet, die ihm als einem neuen Geschmacksmuster huldigte, so würde sein Nahme, wie der so manches andern seiner mitdichtenden Zeitgenossen, bald in Vergessenheit gerathen seyn. Aber nicht nur der gewöhnliche Schlag von Nachahmern schloß sich an ihn an; auch vorzügliche Köpfe, die ihm überlegen waren, wurden von seinen scharfsinnigen Gedanken,

wie man die eccentrischen Einfälle damals nannte, und von der Keckheit seiner Manier geblendet, und verbildeten sich nach ihm. Unter diesen ist Lohenstein der merkwürdigste.

Daniel Caspar von Lohenstein, geboren im Jahre 1635 zu Nimptsch in Schlesien, fühlte so früh einen Trieb, in der Poesie etwas Ungemeines zu leisten, daß er schon in seinem funfzehnten Jahre, wie man erzählt, das Trauerspiel Ibrahim Bassa in der Manier des Andreas Gryphius schrieb. Er studirte damals auf dem Gymnasium zu Breslau. Bald darauf besuchte er die Universitäten zu Leipzig und zu Tübingen, um sich vorzüglich der Jurisprudenz zu widmen. Nachdem er in Tübingen noch eine juristische Disputation gehalten hatte, ging er, wie es die Sitte mit sich brachte, auf Reisen, durch Deutschland, nach den Niederlanden. In Leiden und Utrecht soll er sich am längsten aufgehalten haben. Frankreich und Italien zu besuchen, wurde er durch die Umstände gehindert. Nach der Zurückkunft in sein Vaterland, um das Jahr 1657, verheirathete er sich; wurde durch die adligen Güter, die seine Gattin ihm mitbrachte, ein sehr wohlhabender Mann; dann Regierungsrath, und zuletzt kaiserlicher Rath und Protosyndicus der Stadt Breslau. Er starb im Jahre 1683, dem neun und vierzigsten seines Lebens, vier Jahr nach dem von ihm hoch verehrten Hoffmannswaldau. Seine Schauspiele und die meisten seiner übrigen Gedichte hat er einzeln und in Sammlungen selbst herausgegeben. Nach seinem Tode sind sie mehrere Mal wieder gedruckt bis zum Jahre 1733 [i]).

Wenn

i) Diese neueste Ausgabe hat den Titel: D. C. v. Lohenstein's

Wenn der Werth poetischer Werke nur nach dem Style zu beurtheilen wäre, so würde Lohenstein nicht höher, oder nicht einmal so hoch, geschätzt werden dürfen, als Hoffmannswaldau. Denn alle die Fehler, die den Styl Hoffmannswaldau's dem gebildeteren Geschmacke unerträglich machen, finden sich nicht nur wieder bei Lohenstein; sie fallen bei diesem Dichter um so widriger auf, weil seine Phantasie vorzüglich nach dem Erhabenen strebte, und nicht leicht ein Dichter das Erhabene durch niedrige und doch prunkende, unnatürliche, zuweilen fast sinnlose Gedanken und Bilder mehr entweihet hat, als Lohenstein. Deßwegen ist auch bald nach der kurzen Periode seines Ruhms der lohensteinische Schwulst unter den deutschen Kritikern zum Sprüchworte geworden. Aber ungeachtet der unverzeihlichen Fehler seines Styls muß Lohenstein hoch über Hoffmannswaldau gestellt, und mit Achtung genannt werden. In einem andern Zeitalter und besonders in einer andern Schule gebildet, hätte er einer der vorzüglichsten deutschen Dichter werden können. Er trieb nicht, wie Hoffmannswaldau, ein leeres Gaukelspiel mit schimmernden Einfällen; er hatte eine viel reichere Phantasie, wahrhaft poetischen Erfindungsgeist, und ein feuriges Gefühl für das Edle und Große. Nur Gefühl für das Schickliche fehlte ihm, wie fast allen deutschen Dichtern seiner Zeit. Allein stehen konnte seine Muse auch nicht. Darum ließ er sich hinreissen durch den Ton, den Hoff-

stein's Sämtliche Geist- und weltliche Gedichte, Leipz. 1733, in 8. Ueber die früheren Ausgaben ist nachzusehen Koch's Compendium der deutsch. Litt. Gesch. I. S. 221, 281, und an andern Stellen.

Hoffmannswaldau angegeben hatte. Um sich selbst Genüge zu thun nach den Forderungen eines schlechten Geschmacks, richtete er den besseren, den die Natur ihm verliehen hatte, kunstmäßig zu Grunde.

Lohenstein's Trauerspiele gehören zu den merkwürdigsten deutschen Gedichten aus dem siebzehnten Jahrhundert. Daß er für die tragische Poesie geboren war, beweiset schon sein Ibrahim Bassa, den er noch als Schüler auf dem Gymnasium schrieb. Er selbst hat dieses Stück nicht drukken lassen, ob es gleich auf dem Gymnasium zu Breslau wirklich aufgeführt worden war. Auch unter seinen Papieren fand man es nach seinem Tode nicht wieder; aber nach den Abschriften, die seine Mitschüler davon genommen, hat es sich erhalten [k]). Der Stoff ist zum Theil aus einem der damals fleißig gelesenen Romane des französischen Vielschreibers Scudery genommen. In der Behandlung zeigt sich entschiedenes Talent zur tragischen Composition. Der Charakter des Ibrahim, nach dem das Stück sich nennt, ist im Geiste des wahren Trauerspiels angelegt, im Kampfe mit dem Schicksale gut gehalten, und nicht ohne Würde. Bei aller Unbestimmtheit der Zeichnung der übrigen Charaktere, und bei allen übrigen Fehlern, die den Anfänger in der Kunst verrathen, zeichnet sich doch dieses unreife Trauerspiel durch eine treffliche Anlage vortheilhaft aus. Das ganze Stück hat dramatisches Leben.

Der

k) Diese Nachrichten, nebst der von Lohenstein selbst geschriebenen Vorrede, in der er mit der größten Verehrung den Andreas Gryphius seinen Vorgänger und sein Muster nennt, finden sich vor der Ausgabe des Ibrahim Bassa, Breslau, 1689, in 8.

Der Dialog ist an mehreren Stellen eben so natürlich, als kräftig [1]; der Styl lange nicht so schwülstig,

1) Schon der Anfang des Stücks empfiehlt sich von dieser Seite.

Sol. Ist das Verfolgungs-Schiff noch nicht zurück gekommen?
Hal. Man hat das Mindste noch, mein Kayser, nicht vernommen.
Sol. War Rustans Schiff-Armee zur See besiegelt wohl?
Hal. Voll Volk und Zeug, wie man in solchen Fällen soll.
Sol. Setzt ihm kein Nachdruck nach? Hal. Es ist in See gelaufen
Was nur in Anker lag. Der ganzen Kriegs-Schiffs-Haufen,
Fast siebzig Segel stark. Sol. Um daß die Menge sie
Zu mehrer Trägheit reitzt und uns der Feind entflieht!
Hal. Entfliehe? wenn? wohin? des Kaysers langen Händen?
Aus Solymanns Gebiet? Der bis zur Erden Enden
Mit Sieg und Schrecken herrscht? Sol. Ja, herrscht, wenn Ibrams Flucht
Den Blitz des Bosphors trotzt! Hal. Er findet was er sucht,
Wenn Ibrams blutig Kopf auf Oßmanns hoher Pforte
Zum Schimpf gespießt wird seyn. Sol. Was freveln deine Worte?
Aufwiegler! Ist dir wohl darzu dein Kayser gut,
Daß er, was ihm ein Knecht vorschwatzt, gehorchen thut?
Daß du dem, dem wir Reich und Leben schier zu danken,
Aufbürdest eignen Haß?

stig, wie in den späteren Arbeiten dieses Dichters m). Welchem Muster Lohenstein folgte, sagt er selbst in der Vorrede zu diesem Ibrahim. Sein verehrter Landsmann Gryphius schien ihm das Ziel der Kunst erreicht zu haben. Daher ist auch dieses Trauerspiel, wie die folgenden von Lohenstein, in der Anlage und Ausführung nach denen des Gryphius gemodelt. Die Reigen zwischen den Acten sind beibehalten, bald aus eigentlichen, bald aus allegorischen oder mythologischen Personen bestehend. Auch Geister und Gespenster fehlen nicht. Unschickliche und niedrige Gedanken und Ausdrücke wechseln, wie bei Gryphius, mit edeln und poetischen ab. Vergleicht man nun dieses Stück, das Lohenstein selbst als eine gar zu unvollkommene Jugend-

m) Man lese zum Beispiel, wie Solyman einen Traum beschreibt, der ihn erschreckt hat.

"Wir gingen, wie erwähnt, im Garten ohngefähr
Nachhängend unserm Weh und Schwermuth hin und her,
Wo sich der Erden Schooß mit tausend Blumen schwängert.
Besonders einer war ihr blättricht Haupt verlängert,
Die lacht' uns bevoraus gleich einem Lieb-Reitz an,
Bis unser Aug' ihr sich zu nähern kurz besann.
Je näher wir auch ihr mit unsern Augen kamen,
Und die vollkommne Pracht in das Gesichte nahmen,
Je schöner däucht' sie uns; Sie war breit ausgesprießt,
Doch hatte sie bereit zwey Blätter eingebüßt.
Zum Ueberflusse hielt sie noch ein and're wieder,
Die nicht viel minder schön, daß sie nicht sank darnieder.
Doch augenblicklich ward die stützende zerdrückt,
Von dieser die sie hielt; auch kurz hernach zerknickt,
Entblättert, dürr, und welk der hohen Blume Krone,
Und stolze Kayserin."

gendarbeit nicht des Aufbewahrens werth hielt, mit den folgenden, in denen er seinen Lehrer zu übertreffen suchte, so fällt die zunehmende Mißbildung seines Talents um so unangenehmer in das Auge. Denn in den Grundzügen der Composition und des Styls blieb er immer seinem Muster getreu, von dem er eher alles, als das Schickliche, lernen konnte; zu diesen groben Zügen fügte er aber in der Manier Hoffmannswaldau's einen bald läppischen, bald widersinnigen Bilderprunk hinzu; und um seinem eigenen Gefühle für tragische Kraft und Größe Genüge zu thun, warf er sich in einen Strudel der geschmacklosesten Uebertreibung. Das Furchtbare im tragischen Pathos mußte nach Lohenstein's Geschmacke in das Unbändige, Gräßliche, und Ekelhafte übergehen; wobei ihm denn freilich auch sein Gryphius wieder auf dem Irrwege vorleuchtete. Nicht alle fünf Trauerspiele, die Lohenstein auf den Ibrahim Bassa folgen ließ, sind in gleichem Grade zurückstoßend; aber ohne widrige Uebertreibung und ohne phantastische Declamation ist keine Scene. Ziemlich gemäßigt hat er sich in der Cleopatra und der Sophonisbe. Beide Stücke haben bei überwiegenden Fehlern Scenen voll poetischer Wahrheit und Wärme [n]). Aber in der

n) Z. B. die Scene, in welcher Sophonisbe Abschied von dem Leben nimmt.

"So sterb' ich hochvergnügt. Dies kummerhafte Leben
Kann uns mehr keine Lust, die Zeit kein Heil mehr geben.
Mit meinem Syphax ging mir mein Glücks-Sonn' auf,
Jetzt

der Agrippina, aus der römischen Geschichte, kommt das Empörendste vor, das je ein Dichter auf die tragische Bühne zu bringen versuchte. Die Scene, in welcher Agrippina den Nero, ihren Sohn, im Schlafgemache vor den Augen des Publicums, zur Blutschande reizt, in den frechsten Hoffmanns- waldauischen Bildern von ihren eigenen geheimen Reizen spricht, und die Sache so weit treibt, daß nur das Aeußerste ausbleibt, weil das zärtliche Paar gestört wird; diese Scene hat in der ganzen dramatischen Litteratur nicht ihres gleichen. In der Epicharis, auch aus der Geschichte des Nero, ist

Itzt sinkt sie auch mit ihm, und rennt mit schnellem Lauf
Aufs Meer des Unglücks zu, aus dem nur Dünste steigen,
Die übern Haupte Blitz, in Augen Thränen zeugen,
Obs Herze schon mehr Blut, als jenes Wasser weint.
Nicht, daß der Himmel mir mit schwarzen Sternen (!) scheint;
Nicht, daß man Perl' und Gold von unserm Scheitel scheidet,
Nicht, daß für Purpur uns ein Sterbekittel kleidet;
Nein, nur der Kinder Fall, der Feinde Leid und Schmerz,
Verwundet meine Brust, durchschneidet Seel' und Herz.
Ach! daß mein Fessel auch die Freyheit könnt' erwerben,
Mein Blut seyn euer Heil! Wir wollten froher sterben,
Mit Lust der Römer Joch den Achseln legen an.
Ach! aber schnöder Trost! Nichts, als der Tod nur kann
Der Freyheits Anker seyn, des Elends Hafen werden.
Spar't, liebsten Freunde, spart die ängstigen Gebehrden!
Ein steiler Fels und Geist weicht Sturm und Glücke nicht."

ist mehreres eben so schmutzig; besonders aber sind der Mord- und Henkersscenen so viele, daß das Ekelhafte auch von dieser Seite in keinem andern Theaterstücke übertroffen ist. Die Reigen, die in allen diesen Trauerspielen den antiken Chor vertreten, haben hier und da poetisches Feuer; im Ganzen aber wird auch das Gute, das sie enthalten, erstickt durch declamatorischen Phrasenpomp. Wie sehr man auch überhaupt von Lohenstein's Trauerspielen angezogen werden mag; mit Widerwillen wendet man sich von ihnen, wenn man nicht den deutschen Geschmack des siebzehnten Jahrhunderts zu dem seinigen gemacht hat. Ob außer dem Ibrahim Bassa eins dieser Trauerspiele irgendwo aufgeführt worden, ist ungewiß. Der Ibrahim Sultan, verschieden von jenem ersten Ibrahim, und nur Schauspiel überschrieben, ob es gleich auch ein Trauerspiel ist, wurde zur Feier der Vermählung des Kaisers Leopold gedichtet, also wahrscheinlich auch auf das Theater gebracht. Daß indessen alle diese Trauerspiele viele Leser und Bewunderer fanden, beweiset, wie weit man im deutschen Publicum damals noch entfernt war von der bald darauf angenommenen Meinung, daß eine echte Tragödie den französischen des Corneille, oder Racine, gleichen müsse.

In den übrigen Gedichten Lohenstein's ist die Hoffmannswaldauische Manier noch stärker hervorstechend, als in seinen Trauerspielen, wo er vorzüglich den Gryphius vor Augen hatte. Zuweilen lenkt er auch nach der opitzischen Manier um, zum Beispiel in den Begräbnißgedichten, die er unter dem Titel Hyacinthen herausgegeben hat.

Die

Die Mode der langweiligen Gelegenheitsdichterei machte er indessen nur mit, wie es scheint, weil er glaubte, daß es zur rechten Ausübung der Dichtkunst gehöre. In seinen geistlichen Gedichten zeigt sich mehr sein eigener Charakter, aber auch nur in einzelnen Zügen. Wo er in Hoffmannswaldau's Geschmacke üppig zu dichten sich erlaubte, hielt ihn sein moralischer Ernst doch immer in gewissen Schranken. An witzelnder Geschwätzigkeit aber übertraf er beinahe sein Muster, als er das Lobgedicht auf die Venus verfaßte, das gegen zwei tausend Alexandrinerverse lang ist o). Zu den seltsamsten Beweisen seines Mangels an Gefühl für das Schickliche gehört die erbauliche Rede der Maria Coronelia, von welcher der spanische Geschichtschreiber

o) Man findet dieses phantastische Geschwätz auch in Neukirch's Ausgabe der Gedichte Hoffmannswaldau's und seiner Nachahmer. Hier ist eine Probe der Manier.

"Ja, unser Lieben lehret,
Daß Acidalie dem Wasser angehöret;
Denn Lieben ist nichts mehr, als eine Schifferey,
Das Schiff ist unser Herz, den Seilen kommen bey
Die Sinn-Verwirrungen. Das Meer ist unser Leben,
Die Liebes-Wellen sind die Angst, in der wir schweben;
Die Segel, wo hinein bläst der Begierden Wind,
Ist der Gedanken Tuch. Verlangen, Hoffnung sind
Die Anker. Der Magnet ist Schönheit. Unser Strudel
Sind Bathseben. Der Wein und Ueberfluß die Rudel.
Der Stern, nach welchem man die steifen Segel lenkt,
Ist ein benelkter Mund. Der Port wohin man denkt,
Ist eine schöne Frau. Die Ufer sind die Brüste.
Die Anfahrt ist ein Kuß. Der Zielzweck, süße Lüste.
Wird aber hier umwölkt durch blinder Brüste Rauch
Die Sonne der Vernunft, so folgt der Schiffbruch auch,
Der Seelen Untergang, und der Verderb des Leibes,
Denn beide tödtet uns der Lustbrauch eines Weibes."

schreiber Mariana mit großem Lobe berichtet, daß sie, um sich der bösen Lüste zu erwehren, sich selbst in den Theil ihres Leibes, der sie ärgerte, einen Feuerbrand gestoßen und auf diese empörende Art sich getödtet habe. In der Rede, die Lohenstein diese Heldin halten läßt, mahlt sie unbedenklich die Gluth der Anfechtungen aus, an denen sie leidet, schilt sich selbst eine "rasend tolle Hure", und endigt die Declamation mit einer pathetischen, in ihrer Art einzigen Antithese [p]). Stellen, die zwar nicht so empörend, aber doch beinahe eben so ekelhaft sind, finden sich auch in Lohenstein's Heldenbriefen, die er, als Nachahmer Hoffmannswaldau's, mehrere hohe Personen, zum Beispiel Peter den Grausamen von Castilien und Ines de Castro, an einander schreiben ließ [q]).

Unge-

p) Dieses Gedicht ist als Beitrag zur Geschichte des literarischen Geschmacks zu merkwürdig, als daß dem Beschlusse, so ekelhaft er auch ist, hier nicht ein Platz verstattet werden sollte. Die phantastische Rednerin will, wie Portia, glühende Kohlen verschlucken, besinnt sich aber, und faßt den kräftigeren Entschluß:

"Es muß ein glühend Brand der Geilheit Brunn durchdringen.
Wirf einen Blick auf mich, und schaue, Coronel,
Wie ich durch Brand und Blut der Wollust Stege färbe,
Mit Gluth die Flamm' auslösch, und durch's Geburtsglied sterbe!"

q) Peter der Grausame entschuldigt in einem Briefe an die schöne Ines seine Gleichgültigkeit gegen seine kaltgesinnte Gemahlin auf folgende Art:

"Die Augen sind zwar schwarz, doch ausgelöschte Kohlen,
Von denen Schwefel sich selbst nicht entzünden kann.

Die

dieser Roman, wie die meisten historischen, geschrieben ist, zum Theil poetisch, wenn gleich nicht in Versen, zum Theil im Style der wahren Staats- und Weltgeschichte, verdient eben so wenig Lob, als die durchgeführte Modernisirung des alten nationalen Stoffs. Aber ohne diesen Stoff zu modernisiren, konnte Lohenstein nicht wohl einen Roman daraus machen. Sein Herrmann und seine Thusnelda und die übrigen deutschen Herren und Frauen, deren Begebenheiten er erzählt, reden und handeln wie Prinzen und Prinzessinnen einer weit späteren Zeit; aber ein besserer Roman, als dieser von Lohenstein mit allen seinen Fehlern, findet sich nicht in der deutschen Litteratur des siebzehnten Jahrhunderts. Wenn man ihn unbefangen würdigt, kann man kaum bezweifeln, daß Lohenstein unter günstigeren Verhältnissen ein trefflicher Geschichtschreiber hätte werden können [s]). Auch den Fehler der Weitschwei-

s) Als Probe des Styls stehe hier der Anfang des Werks. Auch Moses Mendelssohn hat in den Litteratur-Briefen aufmerksam auf die historische Prose Lohenstein's gemacht.

"Rom hatte sich bereits so vergrößert, daß es seiner eigenen Gewalt überlegen war, und es gebrach ihm itzt nichts mehr als das Maaß seiner Kräfte. Denn nachdem Bürger gewohnt waren, ganze Königreiche zu beherrschen, für Land-Vögte sich große Fürsten beugten, die Bürgermeister Könige für ihre Siegs-Wagen spanneten, konnte die Gleichheit des bürgerlichen Standes ihren Begierden nicht mehr Wage halten. Hieraus entspannen sich die innerlichen Kriege, welche dem Kayser Julius das Heft allein in die Hand spielten, als der große Pompejus in der Pharsalischen Schlacht seine Kräfte, das Römische Volk aber seine Freyheit verlor, und jenem über Hoffen die Erde zum Begräbnisse gebrach-

man gut aufnahm, besonders nachdem ihn Hans Caspar von Lohenstein, ein Bruder des Dichters, nach dessen Plane fortgesetzt, und Wagner, ein Prediger zu Leipzig, die Geschichte bis zum Schlusse gebracht hatte. Denn Romane, die tief unter diesem stehen, wurden eben so fleißig, oder noch fleißiger, gelesen.

Unterdessen war der hoffmannswaldauische Geschmack bald durch ganz Deutschland verbreitet, während die opitzische Art zu dichten, und die Manier der Pegnitzschäfer, nach und nach aus der Mode kamen, zugleich aber auch die galante Sprachmengerei, von der selbst Hoffmannswaldau sich rein erhalten hatte, in die deutsche Litteratur einzudringen anfing, um sie ganz zu Grunde zu richten. Die Nachahmer Hoffmannswaldau's unterscheiden sich besonders dadurch von einander, daß einige, ungeachtet ihrer Bewunderung dieses neuen Musenführers, doch auch die opitzische Correctheit nicht aufgeben wollten, andere fast gar nicht mehr auf Kritik achteten, und, als Weltmänner im Styl des Zeitalters, auch um die Reinheit der Sprache wenig bekümmert waren.

Unter denjenigen Verehrern Hoffmannswaldau's, die gewissermaßen auch Opitzianer bleiben wollten, ist besonders der jüngere Gryphius zu nennen. Christian Gryphius, Sohn des Andreas, wurde durch seinen Vater mit der schönen Litteratur bekannt gemacht; studirte in Jena und Straßburg; wurde Professor der griechischen und lateinischen Sprache am Elisabethanum zu Breslau; und starb, nachdem er viel häusliches Unglück erlebt und in seinen Versen beweint hatte, als Rector des Mag-

dalenen-Gymnasiums in eben dieser Stadt, sechs und funfzig Jahr alt, im Jahre 1706. Unter allen Dichtern und Reimern, die nach Opitz'ens Vorgange der Gelegenheitsdichterei oblagen, ist Christian Gryphius der unverdrossenste. Ueber die Hälfte seiner poetischen Werke, wenn man sie so nennen will, besteht in Leichengedichten, Hochzeitsgedichten und Nahmens- und Ehrengedichten. Zu diesen gesellt sich ein ansehnlicher Vorrath von Geistlichen Gedichten, deren erster Theil in der Sammlung voran steht. Unter dem Titel Dramatische Gedichte hat er allerlei lyrische Einschiebsel zu den dramatischen Schulacten geliefert, die auf den Gymnasien zu Breslau aufgeführt zu seyn scheinen. Am freiesten zeigt sich seine Kunst in den Zerstreuten Gedichten und Epigrammen [u]). In seinen sämmtlichen Werken erscheint er als ein ernster, rechtlicher, zur Schwermuth gestimmter, frommer Mann, der aber gesunden Verstand und gute Gesinnung für poetischen Geist hielt, und von den Talenten, die den Dichter machen, nicht viel mehr besaß, als die Gabe, sich mit Leichtigkeit in correcten Versen auszudrücken. So groß er von Hoffmannswaldau dachte, war ihm doch die Unsittlichkeit der neuen Poeterei seiner Zeit ein Aergerniß. Selbst in seinen Hochzeitsgedichten eifert er dagegen mit moralischer Strenge [x]). In der geschmacklosen Bildersprache, die

u) Die vollständige Sammlung der Gedichte des Christian Gryphius ist die nach seinem Tode herausgekommene zweite Auflage seiner Poetischen Wälder, Frankf. und Leipzig, 1707, in 2 Octavbänden.

x) Z. B. zu Anfange des folgenden:

"Mein

die er dem bewunderten Vorbilde ablernen zu müssen glaubte, ist er viel weniger ausschweifend, dafür aber desto frostiger [y]). Sogar seine Frömmigkeit wird

"Mein Freund, du sehnest dich nach keiner Ueppigkeit
Und mich ergötzen nicht die schnöden Liebes-Possen.
Du suchst ein keusches Lied, ein reines Hochzeit-Kleid,
Und mich hat lange schon der tolle Wahn verdrossen
Da man den Priestern selbst was von der Venus schreibt,
Als wenn die Tugend sich mit Lastern könnte paaren;
Wen die verdammte Brunst der geilen Flammen treibt,
Mag immer, wenn er will, zu dem Cupido fahren.
Ich rufe mit der Welt itzt keinen Götzen an,
Und will was nützlicheres als Buhler-Lieder dichten.
Wer Witz und Christenthum zusammen reimen kann,
Darf seiner Feder Lauf nicht nach den Heyden richten."

Schade, daß der fromme Mann nicht mehr Witz mit dem Christenthume zusammen gereimt hat.

y) In einem Leichengedichte rühmt er die Klugheit einer verstorbenen Gräfin von Schafgotsch.

"Was aber soll ich itzt von ihrer Klugheit sagen?
Die wie ein Maul-Beer-Baum nichts vor der Zeit zu wagen,
Und dennoch allemal zu tragen fertig war.
Es ließ bey dieser sich der Tauben Unschuld schauen,
Die alle Masken haßt, und ein beständig Grauen
Vor Tück' und Falschheit fühlt. Kommt! bauet ein Altar,
Hier wo das grüne Feuer der süßen Hoffnung schimmert,
Ihr Kinder, die sie mehr als mütterlich geliebt;
Sie war zu eurem Heil so Tag als Nacht bekümmert,
Und einem Baume gleich, der stündlich Aepfel giebt.

 Ihr

wird zuweilen zur Albernheit durch die sinnreich seyn sollende Einkleidung [z]). Aus einigen seiner Lieder spricht ein edles Gefühl, aber matt [a]).
In

Ihr Frucht-Horn war gefüllt mit trächtigen Granaten!
Sie hat den Kindern treu, den Freunden wohl gerathen."

z) Als ein Non plus ultra dieser Art darf das Leichengedicht angesehen werden, worin der seelige Krebsgang eines Töchterleins besungen wird. Hier nur ein Paar Strophen.

"Ein Krebs geht zwar wohl hinter sich,
Und also, wie es scheint, zurücke,
Doch, werthes Kind, betracht' ich dich,
So thust du dies zu deinem grösten Glücke.
Du hast den Rückgang auserkist
Und eilest wieder in den Himmel,
Denn was des Himmels eigen ist
Verläßt das irrdische Getümmel.

Ein Krebs geht aus dem Strom ans Land,
Wenn über ihm die schweren Donner krachen.
Der Sorg'- und Jammervolle Stand,
Da über uns die grimmsten Strafen wachen,
Da Strahl und Schlag zu fürchten sind,
Heißt dich entfernt von Babels Flüssen,
O angenehmes Himmels-Kind,
Die sanften Friedens-Ufer küssen."

a) Z. B.

"Ich verfehl', es ist nicht ohn,
Weil ich meine Schwachheit zeige;
Ein beherzter Musen-Sohn
Pflanzet nicht Zypressen-Zweige,
Sondern steht, wenn alles bricht;
Denn sein Muth verläßt es nicht.

Freylich, ach ich trage Scheu,
Meine Fehler zu bekennen:

Aber

In seinen Sinngedichten ist wenig Salz. Seine Sonette, meistens geistlichen Inhalts, sind alltäglich.

Der hoffmannswaldauischen Schule näherte sich auch der deutsche Fürst, der damals unter allen Fürsten die entschiedendste Liebe zu poetischen und gelehrten Studien, aber mit nicht mehr Geschmack, als die übrigen deutschen Dichter des Zeitalters, durch seine Schriften bewährte. Anton Ulrich, Herzog von Braunschweig, war im Jahre 1633 geboren. Zu seiner litterarischen Bildung scheint der verdienstvolle Schottelius, dessen oben gedacht ist, den Grund gelegt zu haben b). Nachdem er zu Helmstädt studirt hatte, machte er, wie es üblich war, eine Reise durch die Niederlande, Frankreich und Italien. Im Jahre 1684 nahm ihn sein älterer Bruder, Rudolph August, zum Mitregenten des Herzogthums Braunschweig-Wolfenbüttel an. Nach dessen Tode, der im Jahre 1704 erfolgte, regierte Anton Ulrich allein; ging bald darauf zur katholischen Kirche über; ließ aber in seinem Lande alle Religionsverhältnisse unverändert; theilte seine Zeit,

Aber wer die reine Treu,
Und vertrauter Liebe Brennen,
Wer ein festes Band erkannt,
Steht mir thund an der Hand.

Sterne, deren reiche Zier,
An dem schönen Himmel scheinet,
Zeugt, wie Elidor mit mir,
Ich es auch mit ihm gemeinet.
Zeugt, daß hier verknüpfte Treu
Und sonst nirgends anders sey."

b) Vergl. oben Seite 226.

Zeit, wie vorher, in abwechselnde Beschäftigung mit der Landesregierung und litterarischen Studien ein; und erreichte, geachtet und geliebt, das Alter von achtzig Jahren. Er starb im Jahre 1714. Sein Nahme muß schon deßwegen in ehrenvollem Andenken bleiben, weil weder vor, noch nach ihm, ein deutscher Fürst so bemühet gewesen ist, als Schriftsteller in seiner Muttersprache die schöne Litteratur empor zu bringen. Er hatte zu viel geraden Verstand, um die hoffmannswaldauische Witzelei nachzuahmen. Gegen unsittliche Geistesverirrungen sicherte ihn sein religiöser Ernst. Aber um Gedankenfülle und kräftige Darstellung war es ihm so wenig zu thun, als ob er die Kunst, mit vielen Worten wenig zu sagen, von Hoffmannswaldau selbst gelernt hätte. Fleißig übte er sich in der geistlichen Poesie. Mehrere seiner frommen Lieder wurden in die protestantischen Gesangbücher aufgenommen. Aber hervorstechende Gedanken muß man in diesen Liedern nicht suchen [c]). Was für Begriffe er vom epischen Dichten hatte, sieht man aus seiner weitschweifigen und nüchternen, in Alexandrinern abgefaßten Geschichte David's Königs in Juda, die er in den vierten Theil seines Romans Die römische Octavia eingeschaltet hat [d]). Dieser Roman,

c) Eine neben mir liegende Sammlung geistlicher Gedichte, die vom Herzog Anton Ulrich seyn sollen, hat den Titel: Die mit teutschen Saiten überzogene heilige Kronharpfe u. s. w. Nürnb. 1680, in 8; mit vielen und schlechten Sinnbildern verziert.

d) Diese episch seyn-sollenden Reime finden sich als Gegenstand der Kritik wieder abgedruckt in den Zürcher Streitschriften, Band II., wo sie über 60 Seiten füllen.

Roman, in sechs Bänden, und ein ähnlicher, Die durchlauchtigste Syrerin Aramena, in fünf Bänden, die der fleißige Fürst vor der Octavia schrieb, und auch mit einem eingeschalteten Schäfergedichte, nach einem Stoffe aus der Bibel, ausstattete, haben seinem Nahmen die meiste Celebrität erworben. Beide Romane fanden sehr viele Leser im deutschen Publicum [e]). Besonders wurde die Octavia Anton Ulrich's ein Lieblingsbuch des Zeitalters, weil dieser Roman, seiner ganzen Anlage nach, ein Spiegel der wahren Weltklugheit seyn soll, und in den Episoden, die beinahe die Hälfte des Ganzen ausmachen, eine Menge von Hof-Anekdoten und Geschichten von Hof-Intriguen jener Zeit unter verschiedenen Umkleidungen enthält. Zu allen diesen Episoden den historischen Schlüssel auszuforschen, schien eine besondere Bemühung zu verdienen [f]). Zur Verbreitung gemeinnütziger Begriffe haben diese Romane vieles beitragen können. Anziehen konnten sie ein Publicum, das geistreiche Unterhaltung suchte, so gut sie damals in der deutschen Litteratur zu finden war, durch die Menge von Begebenheiten, in deren Erfindung und Umkleidung die Phantasie Anton Ulrich's sich unerschöpflich gezeigt hat [g]). Aber ihr Zeitalter überleben

e) Die erste Ausgabe der Aramena ist vom J. 1669; die erste Ausgabe der Römischen Octavia vom J. 1685.

f) Wen es interessirt, kann einige Auskunft darüber finden in dem Leipziger Allg. litterar. Anzeiger, vom J. 1797, Nr. 118.

g) Ich erinnere mich noch aus früher Jugend, daß ich alte Damen mit Entzücken und mit Thränen in den Augen von der römischen Octavia habe reden hören.

leben konnten diese Romane auch nicht, weil die Charaktere nicht nur fast alle ohne natürliche Individualität gezeichnet, sondern überdieß noch durch Vermischung der Denkart und Sitten aller Zeitalter in einer pretiösen Flachheit, die damals zum guten Tone des historischen Romans zu gehören schien, matt und trocken colorirt sind. Dem Style fehlt die Kraft und Bestimmtheit, durch die sich Lohenstein's Arminius empfiehlt [h]). Die Sprache ist für ihre Zeit ziemlich rein, aber auch altväterischer, als bei Lohenstein. Aber die Weitschweifigkeit der ganzen Manier, in der die Erzählung fortschreitet, reicht allein schon hin, gebildetere Leser zurückzuschrecken. Außer diesen Romanen und den oben genannten Gedichten werden auch einige Singespiele und dramatische Gelegenheitsgedichte, unter andern ein Orpheus, eine Andromeda, ein Natur-Banquet, dem Herzog Anton Ulrich zugeschrieben [i]).

Zu

h) Man vergleiche den Anfang dieses Romans mit dem oben angeführten Anfange des Arminius.

"Rom schwebte nun zwischen Furcht und Hoffnung, des unerträglichen Jochs einmal entledigt zu werden, welches die Grausamkeit des Nero ihm aufgebürdet: weil nicht allein des Cajus Julius Vindex Abfall in Gallien, ob er gleich sein Leben darüber eingebüßet, und des Sergius Sulpitius Galba Verhältniß in Hispanien, diesem Wütherich den Untergang drohete, sondern auch der Himmel selbst, durch erschreckliche Wunderzeichen zu verstehen gab, daß er ermüdet wäre, so äußerster Bosheit ferner zuzusehen, und daß das Ende vom Stamm-Geschlechte des großen Augustus, mit diesem unartigen letzten Zweige erfolgen sollte."

i) Man vergleiche des Hrn. Jördens Lexikon unter dem Artikel Anton Ulrich.

Zu den entschiedenen Nachahmern Hoffmanns-waldau's ist noch zu zählen Heinrich Anselm von Ziegler und Kliphausen, ein wohlhabender Rittergutsbesitzer aus der Lausitz, der sich emsig mit litterarischen Studien beschäftigte, und wenigstens von einem Theile des deutschen Publicums seiner Zeit als einer der eminentesten Schriftsteller angestaunt wurde. Er starb jung, im Jahre 1690, dem sieben und dreißigsten seines Alters. Welches Muster er sich gewählt, hat er selbst in der Vorrede zu einem seiner Werke beurkundet, wo er meldet, daß ihn besonders "die Heldenbriefe des unvergleichlichen Herrn von Hoffmannswaldau veranlaßt, als ein Blinder dem Lichte zu folgen" k). Ziegler hatte eine weit reichere Phantasie, als sein Muster. Dieß zeigt sich besonders in seiner Asiatischen Banise, einem Romane, der auch bald zu den beliebtesten des Zeitalters gehörte, in kurzer Zeit mehrere Mal aufgelegt, nach des Verfassers Tode fortgesetzt, und von andern Romanschreibern eifrig nachgeahmt wurde l). Die Erfindung in diesem Romane, dem eine wahre Begebenheit aus der Geschichte des indischen Königreichs Pegu zum Grunde liegen soll, ist nicht ohne Interesse.

k) Man sehe die Vorrede zu dieses Autors Heldenliebe des alten Testaments in sechzehn anmuthigen Liebesbegebenheiten u. s. w. Leipzig, 1691, in 8.

l) Die erste Ausgabe dieser Asiatischen Banise oder des blutigen und doch muthigen Pegu ist vom Jahre 1690. Wieder gedruckt ist dieser Roman noch im J. 1764. Ueber einige Nachahmungen, nahmentlich die englándische Banise und die ägyptische Banise siehe Koch's Comp. der deutsch. Litt. Gesch. II. Th. S. 254.

teresse. Einige Scenen haben viel Wärme. Aber das Gute, das sich in diesem Buche findet, wird erstickt durch den phantastischen Styl, dessen wilde Geschmacklosigkeit alles übertrifft, was damals auf eine ähnliche Art die deutsche Litteratur entstellte. Und doch erscheint dieser monströse Roman noch erträglich, wenn man ihn mit den biblischen Geschichten und Heroiden vergleicht, in denen Ziegler sichtbar mit Hoffmannswaldau um den Preis ringt. Hier ist kaum noch ein Zug von poetischer Natürlichkeit. Die Erzählung, in taumelnder Prose, wird besonders noch durch ihre Süßlichkeit widrig m), und in den platten Heldenbriefen, zum Beispiele schon in den ersten, die Adam und Eva, oder in denen, die Abraham und Sara an einander schreiben, fehlt es auch nicht an unanständigen Stellen, die in ihrer Art moralisch seyn sollen n). Aber auch

m) Die Schöpfung der Eva wird auf folgende Manier erzählt:

"Allein was Adam wünschte, das hatte die allwissende Majestät schon zuvor von Ewigkeit her gesehen. Weil es aber dem Menschen nirgens an einem Guten ermangeln muste: so befiel den seufzenden Adam eine sanfte Mattigkeit der Glieder, welche ihn zwang, sich bey damals undschädlicher heiterer Abend-Luft unter einen dick belaubten Baum zu werfen, in willens, solchem Gott gelassenen Wunsche ferner nachzudenken, und die Sinnen durch den kunstvollen Gesang der Nachtigal zu ergetzen.

Kaum hatte er sich sothaner einsamen Ruhe anvertrauet, so wurde das Schiff seiner Sinnen in die See eines tiefen Schlafes getrieben, welchen die Vergessenheit voriges Kummers, wo es anders damals ein Kummer zu nennen gewesen, um ein merkliches versüßete."

n) Die alte Sara, die in ihrem neunzigsten Jahre den Isaak

auch dieses Werk fand so vielen Beifall, daß es mehrere Mal gedruckt werden mußte. Ziegler benutzte die Gunst des Publicums, seinen Geschmack auch in die historische Litteratur einzuführen; und auch sein Historischer Schauplatz der Zeit, in Folio, wurde sehr gut aufgenommen, und nach des Verfassers Tode fortgesetzt °). Noch einer Untugend

Isaak geboren, schreibt aus dem Wochenbette an ihren Ehegatten, den hundertjährigen Abraham, folgendes:

"Ich sollte nur die Schrift von Tod und Sterben lesen.
Es war mein Geist der Welt schon Himmel an entrückt.
Der Adern warmer Quell war allbereit gefroren;
Die Glieder senkten sich nur zu der kalten Gruft.
Der Kitzel hatte sich vorlängst in mir verloren.
Ich war nur stets geschickt, wenn man zu Grabe ruft.
Bewunderns-werther Fall! So werd' ich wie die Schlangen
Und Adler gleich verjüngt. Es wechselt die Natur.
Ich muß der Jugend gleich ein frisches Feuer fangen;
Es bleibt nur die Gestalt, des Alters welke Spur.
Es öffnet sich der Leib, es regt sich das Geblüte.
Die kalten Lenden nimmt ein warmer Kitzel ein.
Begierde, Lust und Scherz beströmet das Gemüthe,
Und was noch mehr, so soll auch Sara schwanger seyn."

Hinterher bemerkt sie, daß die Leute nun sagen würden:

"Sieh, was der alte Balg für Sprünge machen kann!"

°) Eine neue Ausgabe dieses Historischen Schauplatzes oder, wie es nachher betitelt wurde, Historischen Labyrinths der Zeit kam noch zu Leip-

tugend machte sich Ziegler schuldig, von der selbst Hoffmannswaldau sich ziemlich rein erhalten hatte. Er neigte sich, als ein galanter Weltmann, zu der Partei der Sprachverderber, die ohne eingemischte französische Brocken kein zierliches Deutsch schreiben zu können glaubten p).

Noch einige Dichter und Reimer aus der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts.

Je weiter die deutsche Poesie in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts von der strengen Regel der opitzischen Schule sich entfernte, desto weniger schien sie sich überhaupt noch an eine Regel binden zu wollen. Die holländische Litteratur, die während des dreißigjährigen Krieges den Deutschen musterhaft geschienen hatte, verlor man bald gänzlich aus den Augen. Die merkwürdige Umbildung der französischen Poesie, die gerade in diese Zeit fiel, ließ man unbeachtet, weil man für die Eleganz der Dichter, die in Frankreich den neuen Ton angaben, in Deutschland keinen Sinn hatte. Sich selbst

zig in den Jahren 1728 bis 1731 in drei Foliobänden heraus. Aus solchen Büchern lernte damals in Deutschland die Staats- und Weltgeschichte, wer zu der großen und feinen Welt gehören wollte.

p) Z. B. in der Vorrede zu der eben angeführten Heldenliebe des alten Testaments spricht Ziegler davon, was ihm seine asiatische Banise auf ihrer Retour versichert; daß er versuchen wolle, wie weit sich die Unvollkommenheit seines begierigen Geistes extendiren lasse, u. dgl.

selbst überlassen, auch die hoffmannswaldauische Manier nicht absichtlich nachahmend, regten sich, ehe noch das galante Kauderwelsch in der deutschen Litteratur die Oberhand erhielt, am deutschen Parnasse eine Menge Dichter und Reimer, die man zu keiner Schule zählen kann; die auch nur noch den Litteratoren bekannt geblieben sind; deren einige aber doch in der Geschichte der deutschen Poesie nicht übergangen werden dürfen, weil in ihren Werken der Geschmack des Zeitalters auf eine merkwürdige Art sich kund gethan hat. Besonders haben wir hier auf ein wahrhaft nationales Fortstreben der lyrischen und der dramatischen Poesie der Deutschen zu achten.

Bei dieser Gelegenheit mag auch hier des verdienstvollen Gelehrten Daniel Morhof's gedacht werden, der vom Jahre 1639 bis 1691 lebte. Er war ein Meklenburger, geboren zu Wismar; hatte die Rechte studirt, und sich auf Reisen gebildet; wurde Professor der Poesie und Beredsamkeit, dann der historischen Wissenschaften zu Kiel; und besonders berühmt durch seinen Polyhistor, eine für jene Zeiten sehr schätzbare Anleitung zur Würdigung der wissenschaftlichen Studien in ihrem ganzen Umfange. Wie sehr er sich für seine Muttersprache und die in ihr aufblühende Poesie interessirte, hat er besonders durch seinen Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie bewiesen, eins der besseren unter den vielen theoretischen Werken, durch welche der poetischen Litteratur der Deutschen im siebzehnten Jahrhundert nachgeholfen werden sollte [pp]. Seine eigenen deutschen Ge-

pp) Von diesem Werke wird im folgenden Capitel weiter die Rede seyn.

Gedichte, meistens Gelegenheitsgedichte im Geschmacke des Zeitalters, haben wenig Kraft der Gedanken; aber sie drücken edle Gefühle und gesunden Verstand an mehreren Stellen nicht übel aus ppp).

Unter den lyrischen Dichtungsarten wurde das Kirchenlied von den Deutschen noch immer mit entschiedener Vorliebe gepflegt. Solche Lieder wurden nicht nur von beinahe allen Dichtern und Reimern verfaßt, die zugleich auf eine andere Art in der Musenkunst sich hervorzuthun suchten; auch fromme Seelen, die auf keinen weltlichen Lorber Anspruch machten, unter ihnen mehrere Fürsten und vornehme Herren, glaubten sich berufen, wie zu Anfange dieses Zeitalters der deutschen Poesie, die Menge der deutschen Kirchenlieder und andrer geistlichen Gesänge zu vermehren, als ob ihrer nicht genug werden könnten. Als Beispiele mögen hier genannt werden Ferdinand Albrecht, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg q); Gustav Adolph, Herzog zu Meklenburg r); David von Schweinitz, der sechs Bände voll geistlicher

ppp) Daniel Georg Morhofen Deutsche Gedichte. Kiel, 1682, in 8.; noch ein Mal gedruckt zu Lübeck im J. 1700. In der Vorrede spricht er mit vieler Bescheidenheit von diesen poetischen Versuchen, die er dem Publicum nicht vorenthalten wolle, obgleich "alle Laden mit deutschen Versen angefüllet seien."

q) Ferdinand Albrecht, Herz. zu Braunschweig und Lüneburg, Andächtige Gedanken. Bevern, 1677, in 4.

r) Gustav Adolph, Herz. zu Meklenburg, Geistliche Reimgedichte. Güstrow, 1699, in 4.

cher Gedichte herausgegeben hat s). Eine genauere Anzeige der Werke dieser Art würde hier am unrechten Orte stehen t).

Auch die dramatische Poesie behauptete in Deutschland bis gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts die religiöse Tendenz, die sie damals bei den übrigen europäischen Nationen, die Spanier ausgenommen, längst verloren hatte. Ueberhaupt blieb der alt-romantische Geschmack in der dramatischen Litteratur der Deutschen der herrschende, bis er gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts durch den französischen verdrängt wurde. Während in keiner deutschen Stadt das Theater von größerer Bedeutung wurde, als es bis dahin gewesen war, fuhren mehrere dichterische Köpfe fort, wie Klai und seine oben angeführten Nachfolger, theatralische Vorstellungen auf eine Art zu ersinnen und auszuführen, als ob weder in der alten, noch in der neueren Litteratur Muster vorhanden gewesen wären, die vorzugsweise nachgeahmt zu werden verdienten. Corneille, Racine, und Moliere, deren Nahmen damals schon so hell glänzten, sagten dem deutschen Geschmacke eben so wenig zu, wie Sophokles, oder Terenz. Selbst Gryphius und Lohenstein schienen sich zu ängstlich an ausländische Muster gehalten zu haben, von denen sie doch so weit entfernt standen. Man könnte glauben, in das funfzehnte Jahrhundert

s) David von Schweinitz, Geistliche Herzensharfe. Stettin, 1650, in 8. 6 Theile.

t) Ich verweise über diesen Theil der deutschen Litteratur noch ein Mal auf Koch's Compendium, Th. II.

dert zurück versetzt zu werden, wenn man die Theaterstücke mustert, die noch gegen das Ende des siebzehnten in Deutschland gedruckt, und hier und da, mehrere als Schul-Actus auf den Gymnasien, auch aufgeführt wurden. Aber so wild und monströs auch Erfindung und Ausführung in diesen Theaterstücken sind, haben einige ihrer Verfasser doch Anlagen gezeigt, die vieles hätten dazu beitragen können, ein wahres Nationaltheater in Deutschland zu gründen, wenn der rohe Geschmack der Nation nur sich selbst zu helfen gewußt hätte. Das musikalische Schauspiel würde dann in Deutschland, wie in Italien, das nationalste geworden seyn. Auch wo sich in diesen dramatischen Compositionen nicht absichtlich Nachahmung der italienischen Oper zeigt, die damals an den meisten europäischen Höfen Eingang zu finden anfing, sind doch die lyrischen Partien keine Nebensache. Die Musik blieb eine Lieblingskunst der Deutschen; und von den theatralischen Vergnügungen wollte man sie nicht trennen. Aber zum Unglücke für die deutsche Litteratur mußten schon die geistlosesten Reimer und Schwätzer nach dem Geschmacke der vornehmeren Classen des deutschen Publicums auch in der dramatischen Litteratur ihr unverdientes Ansehen geltend machen, als zu Hamburg das erste Theater für die deutsche Oper gestiftet wurde.

Unter den Verfassern dramatischer Arbeiten, deren Andenken hier erneuert werden muß, ist zuerst zu nennen Michael Kongehl, genannt Prutenio, ein Preuße, der im Jahre 1710 als Bürgermeister zu Königsberg starb. Er hat allerlei geistliche und weltliche Sachen in Versen und in Prose geschrie-

geschrieben. Eins seiner Schauspiele, das ein Lustspiel seyn soll, in Versen geschrieben, und von den Domschülern zu Königsberg aufgeführt, hat den Titel Der verkehrte und wiederbekehrte Prinz Tugendhold u). Die handelnden Personen sind außer dem Könige, der Königin, den Prinzen und einer Prinzessin, sechs geheime Räthe, drei Soldaten, Nahmens Thraso, Sladot und Bulrian, Bauern und Bäurinnen, die personificirte Tugend, die Wollust, Herkules, der Geist des Philosophen Aristipp, der Gott Apollo, die Musen Melpomene und Klio, die Furie Megäre, Pickelhering, und andere mehr. Die Scene wechselt wie auf dem Operntheater. Gegen das Ende des Stücks thut sogar die Hölle sich auf, und das Chor der Verdammten läßt sich hören. Die ganze Handlung soll die verführerischen Lockungen des Lasters und den Sieg der Tugend anschaulich machen. Strenge Moral und die plattesten Späße liegen durch einander. Zu den Arien sind die Musiknoten beigefügt. Sprache und Styl haben für das Zeitalter viel Bildung, auf die das ermunternde Beispiel, das Simon Dach in Königsberg gegeben hatte, Einfluß gehabt zu haben scheint x).

Mit besonderem Fleiße arbeitete für das Theater Constantin Christian Dedekind, chursächsischer Steuercassirer. Seine Schauspiele sind fast alle geistlichen Inhalts. Man könnte sie für Parodien

u) Weitere Nachrichten über die Schriften dieses Konegehl giebt des Hrn. Jördens Lexikon in den Supplementen.

x) Vergl. oben Seite 186.

rodien der alten dramatischen Mysterien aus dem funfzehnten Jahrhundert ansehen. Die Scene ist bald auf Erden, bald im Himmel, bald in der Hölle. Gott der Vater, Christus, die Engel, die Teufel, treten fast eben so oft auf, als historische Personen aus der Bibel, und allegorische Personen. Die Charakterzeichnung ist ohne allen Werth; die Sprache meistens nur ein breites Geschwätz, das kein Ende nehmen will. Aber für Auge und Ohr ist reichlich gesorgt; denn alle diese geistlichen Schauspiele sind Spectakelstücke von der wildesten Art, und sämmtlich in Recitativen und Arien für die Musik eingerichtet. Eins der wildesten ist Der siegende Jesus; eine dramatische Darstellung der Höllenfahrt und Auferstehung Christi. Schreckliche Arien werden besonders von den Teufeln in der offenen Hölle gesungen [y]).

In die Fußstapfen des Andreas Gryphius trat der Schlesier Johann Christian Hallmann, der Rechte Candidat und Praktikus zu Breslau. Er hat einen starken Octavband voll dramatischer Sachen von seiner Erfindung herausgegeben [z]). Einige seiner Trauerspiele, der Theodoricus und die

y) Wer dieses monströse Theaterstück näher kennen lernen will, findet es in des Verfassers Neuen geistlichen Schauspielen, bekwehmet zur Musik; ohne Druckort, 1670, in 8. Die übrigen Werke Dedekind's sind verzeichnet in dem Supplementbande zu des Hrn. Jördens Lexikon.

z) Joh. Christian Hallmann's, von Breslau, u. s. w. Trauer- Freuden- und Schäferspiele. Breslau, ohne Jahrzahl, in 8. Die Vorrede ist vom Jahre 1673. Ich habe dieses Buch nirgends angezeigt gefunden.

die Mariamne, sind nur für die Declamation eingerichtet, wenn anders nicht der Chor, der auch hier nicht fehlt, seine Rolle singend spielen sollte. In den übrigen Stücken dieser Sammlung giebt es mehr musikalische Scenen. Allegorische Personen, Engel, Liebesgötter, der Tod und der Teufel, figuriren zum Beispiele am Hofe des römischen Kaisers Adrian, declamiren, und singen. Für das Auge ist opernartige Mannigfaltigkeit im Ueberfluß vorgeschrieben. Aber was die handelnden Personen sagen und singen, ist fast durchgängig phantastisches und abgeschmacktes Gewäsch.

Michael Johannsen, Prediger in der Gegend von Hamburg, brachte den Tod Abels in ein Trauerspiel, dessen Chöre, aus Engeln und Teufeln bestehend, für den Gesang bestimmt zu seyn scheinen [a]).

Ein Singespiel unter dem Titel Erhöhete Demuth und gestürzter Hochmuth, enthaltend die biblische Geschichte der Esther, wurde im Jahre 1697 für das Schultheater der Reichsstadt Goslar von dem Stadtsyndicus David Kühne geschrieben und herausgegeben [b]).

Einer

a) Mich. Johannsens Von Cain dem Brudermörder, christliches Trauerspiel, Hamburg, 1652, in 8.

b) Ein ähnliches Singespiel, Die siegende Großmuth, von Joachim Meier, Professor am Gymnasium zu Göttingen, und gedruckt daselbst im J. 1693, in 4to, ist zur Feier der erlangten Churwürde des Hauses Hannover aufgeführt.

Einer der fleißigsten in dieser Reihe von Verfassern deutscher Theaterstücke, die niemand mehr lieset, ist der zu seiner Zeit sehr gepriesene Schulrector zu Zittau Christian Weise, der vom Jahre 1642 bis 1708 lebt. Er müßte mit Auszeichnung genannt werden, wenn sein patriotischer Eifer, die deutsche Litteratur in Aufnahme zu bringen, nicht durch die Art, wie er dieses Geschäft betrieb, mehr geschadet, als genützt hätte. Besonders für die Jugend auf den Schulen, wo die deutsche Sprache noch immer nicht sehr geachtet wurde, aber auch für das größere Publicum, das seine Arbeiten dankbar aufnahm, schrieb er außer vielen Lustspielen auch satyrische Romane, Anweisungen zum galanten Briefstyl, eine Poetik, und mehrere Beiträge zur Rhetorik. Seine Frömmigkeit beglaubigte er durch die von ihm verfaßten und herausgegebenen Tugendlieder und andere geistliche Gedichte [c]). Weise wollte zeigen, daß man ein verdienstvoller und christlicher Schulrector seyn könne, ohne dem lateinischen Pedantismus ergeben zu seyn. Sein Geist hatte überhaupt viel Gewandtheit, und zu komischen Dichtungen unverkennbare Anlage. Aber um dem Pedantismus zu entgehen, gab sich dieser galant seyn wollende Schulmann ganz dem schlechten Modegeschmacke seiner deutschen Zeitgenossen hin. Durch seine theoretischen Schriften suchte er nur die Unarten, die er hätte bestreiten sollen, auf Grundsätze zurück zu führen. Seine Kritik beförderte dieselbe zügellose Geschwätzigkeit, die sich in seinen komischen Erfindungen zeigt. An der Verbindung der dramatischen

c) Das Verzeichniß der geistlichen und weltlichen, poetischen und prosaischen Arbeiten Christ. Weise'ns ist nachzusehen in des Hrn. Jördens Lexikon.

matischen Poesie mit der Musik scheint ihm wenig gelegen gewesen zu seyn; doch Einiges mußte auch in den Lustspielen, die er in Prose schrieb, wenigstens zum Beschlusse gesungen werden. Uebrigens gehören auch diese Lustspiele zu der Gattung von Mißgeburten, die auf dem deutschen Theater keine Reform aufkommen ließen. In einem der muntersten, dem Bäurischen Machiavellus, aufgeführt im Jahre 1679, ist das eigentliche Lustspiel als Zwischenspiel behandelt, und die beigefügte Einfassung, die doch nur zu Anfang und zu Ende des Stücks einige Scenen einnimmt, als die Hauptsache vorgestellt [d]). Das Stück soll anschaulich machen, daß der verrufene Machiavellismus nicht von Macchiavell erfunden, sondern unter den niedrigsten Volksclassen, wie in der großen Welt, zu Hause ist. Zu diesem Zwecke wird eine Gerichtssitzung, vor welcher Machiavell erscheinen muß, vom Gotte Apollo gehalten. Die meisten der handelnden Personen haben lateinische Nahmen, die ihren Charakter ausdrücken sollen. Apoll's Commissarien heißen Eusebius und Politicus; zwei lose Dirnen Stoliditas und Calliditas; ein untreuer Knecht Appetitus. Auch die meisten Personen des eigentlichen Lustspiels sind auf dieselbe Art bezeichnet. Ein Gerichtsschulz heißt Purus putus; seine Frau Substantia, und seine Tochter Quantitas; ein Dorfschulmeister Scibilis, und dessen Tochter Risi-

d) Dieser Bäurische Machiavellus, nach der neben mir liegenden Ausgabe vom J. 1679, scheint besondern Beifall gefunden zu haben; denn es ist noch eine andere Ausgabe vorhanden.

Risibilis. Zu ihnen gehören, mit ähnlichen Benennungen, ein Bierschätzer, ein Wagevoigt, ein Bettelvoigt, ein Pater, ein Schneider, und noch mehrere solcher Leute. Das ganze Stück ist ein burleskes Quodlibet von munteren Einfällen und plattem Geschwätz, Caricatur und gemeiner Natürlichkeit, nicht ohne dramatisches Leben, aber ohne allen Kunstverstand. Zum Beschlusse des Ganzen, nachdem Apoll mit seinem Gefolge wieder aufgetreten ist, fallen die sämmtlichen auf dem Theater anwesenden Personen auf die Knie, und singen ein andächtiges Lied, zu welchem die Musiknoten beigefügt sind.

Wenn man noch mehrere um dieselbe Zeit in deutscher Sprache herausgegebenen Schauspiele durchblättert, findet man überall dieselbe Rohheit, die doch eine sonderliche Cultur seyn wollte, und sich auf die Grundsätze berufen durfte, die in so vielen damals von deutschen Musenfreunden geschriebenen Anweisungen zur Dicht- und Reimkunst ausgeführt lagen. Man war so unempfänglich für eine reinere und edlere Art, dramatisch zu dichten, daß man nicht einmal bemerkte, wie verschieden diese auf deutschem Boden entsprossenen Theaterstücke von denen waren, die man, um das Theater zu bereichern, aus dem Französischen übersetzte. Schon im Jahre 1650 war der Cid des Corneille verdeutscht von einem gewissen Großlinger. Bald darauf wurden noch mehrere Stücke des großen Reformators der französischen Tragödie in das Deutsche übertragen. Gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts wurde auch Moliere verdeutscht durch den Theaterprincipal Veltheim, der nicht

der

der einzige Vorsteher deutscher Schauspielergesellschaften war, die damals umher zogen, und das Publicum für den Mangel an stehenden Hof- und Stadt-Theatern schadlos zu halten suchten. Doch blieb bei aller Geschmacklosigkeit noch eine Art von Kraft und Leben in dem deutschen Drama, bis die Partei vordrang, die Opern aus dem Italienischen zu übersetzen anfing, ehe die italienische Oper selbst noch eine poetische Würde erhalten hatte. Mehrere solcher Uebersetzungen wurden mit dem italienischen Texte zur Seite gedruckt, und bewiesen dadurch noch zum Ueberflusse, daß die Uebersetzer nicht einmal einen Begriff von der Reinheit des Ausdrucks hatten, durch die sich ihre Vorbilder wenigstens dem Sprachkenner empfehlen konnten. Die Zeit war nun gekommen, da die poetische Litteratur der Deutschen durch einen mißlungenen Versuch, sie zu verbessern, fast ganz zu Grunde gerichtet werden sollte.

Letzte Ausartung der deutschen Poesie gegen das Ende des siebzehnten und in den ersten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts.

Je mehr der französische Weltton, wenn gleich sehr ungeschickt, in Deutschland nachgeahmt wurde, desto weniger konnte die eccentrische Manier Hoffmannswaldau's und Lohenstein's dem Theile des deutschen Publicums gefallen, der zur großen Welt gehören, oder nach ihr sich bilden wollte. Der gesunde Menschenverstand, der nicht ausgestorben war, mußte endlich auch an dem phantastischen Aberwitze, der sich als poetischen Geist geltend machen wollte,

ein

ein überwiegendes Aergerniß nehmen. Eine Reform der deutschen Poesie schien nothwendig. Aber durch die geschwätzige Reimerei, die sich über ganz Deutschland verbreitet hatte, waren alle Begriffe, die man sich von poetischer Vollkommenheit machte, getrübt. Um dem Unnatürlichen zu entgehen, suchte man die Verbesserung der Poesie in platter Natürlichkeit. Hoffmannswaldau und Lohenstein standen noch immer in einem solchen Ansehen, daß man das Ziel der Kunst zu erreichen glaubte, wenn man sich nur der Uebertreibung und der prunkenden Witzelei enthielt, die an diesen beiden bewunderten Dichtern tadelnswerth schien. Auf diese Art ging aus der hoffmannswaldauischen Schule selbst die nüchterne Partei hervor, die man nachher auch die galante und die geistlose genannt hat. Eine kurze Anzeige der kraftlosen Bestrebungen dieser Partei könnte hier genügen, wenn das poetische Verdienst nur um seiner selbst willen von dem Geschichtschreiber der Litteratur gewürdigt werden dürfte. Aber gerade diese Art von Afterpoesie, die nun die wahre seyn sollte, hat von einer Seite, die man nicht übersehen darf, nicht wenig mitgewirkt, die wahre Reform der deutschen Poesie zu veranlassen, die mit dem Conflicte der Schweizer und der Gottschedianer gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts anfing. In der Schule der nüchternen Reformatoren, die es unmittelbar nur auf Verbesserung der hoffmannswaldauischen Manier anlegten, hat Hagedorn seinen einfachen Styl zuerst gelernt e). Den Geschmack eben dieser Partei hat Gott-

e) In der Sammlung von allerlei Schriften in Versen, die der braunschweigische Hofrath Weichmann unter dem

Gottsched in Schutz genommen, und durch Lehre und Beispiel in Deutschland zum herrschenden und bleibenden Geschmacke zu machen sich bemühet [f]). Und so sehr sich auch diese Geschmacksreformatoren von der ersten schlesischen Dichterschule unterscheiden, haben sie doch die deutsche Poesie auf den Weg, den Opitz gebahnt hatte, zurück zu führen gesucht. Wenn das, was sie in Versen zu sagen beliebten, sich recht verständig und höflich und gut gemeint ausnahm, glaubten sie alles geleistet zu haben, was man von einem Dichter fordern könne. Auch auf die Reinheit der Sprache hielten sie wenigstens so weit, daß das galante Kauderwelsch, das damals die deutsche Prose völlig zu Grunde richtete, der Poesie nicht sehr nachtheilig wurde [g]).

Einer der ersten dieser Reimer, die den Musenberg zur Ehre des gesunden Verstandes in eine Ebne verwandeln zu müssen glaubten, war der Schlesier Benjamin Neukirch, derselbe, der in den früheren Jahren seiner Autorschaft mit der größten

dem Titel Poesie der Niedersachsen, in sechs Bänden, Hamburg, 1728 bis 1731, in 8vo, herausgegeben hat, befindet sich Hagedorn noch in Gesellschaft von Postel, Pietsch, Richey u. s. w.

f) In der Vorrede zu der Ausgabe von Neukirch's Gedichten, die Gottsched besorgt hat (Regensburg, 1744, in 8.), urtheilt dieser Kritiker: "das güldene Zeitalter unsrer Poesie müsse in denen Zeiten gesuchet und festgesetzet werden, da Besser und Canitz, Neukirch, Günther und Pietsch, gelebet und geschrieben haben."

g) In den Ueberschriften zu den Gelegenheitsgedichten aus dieser Schule lieset man freilich sehr oft, daß Monsieur N. N. (nämlich ein Deutscher) und Mademoiselle N. N. sich ehelich verbunden, u. dgl.

größten Verehrung an Hoffmannswaldau hing, und eine besondere Ausgabe der poetischen Werke dieses bewunderten Mannes und seiner Nachahmer besorgte [h]). Er galt für einen der gebildetsten Männer seiner Zeit; hatte die Rechte studirt; war mit mehreren Großen in Verbindung gekommen; und starb als Hofrath und Erzieher des Erbprinzen von Anspach, im Jahre 1729. Seine früheren Gedichte finden sich, mit dem Anfangsbuchstaben seines Nahmens bezeichnet, in der von ihm herausgegebenen Sammlung, die den hoffmannswaldauischen Geschmack weiter verbreiten sollte. In der Schule der großen Welt scheint Neukirch gegen diesen Geschmack mißtrauisch geworden zu seyn. Sein Talent, mit Leichtigkeit zu reimen, hatte sich indessen ganz entwickelt. Er reimte also, um als ein verständiger Weltmann das Seinige zu thun, unverdrossen die alltäglichsten Gedanken in fließenden Versen; schrieb Oden, Satyren, Episteln, Elegien, Schäfergedichte, und noch sonst Allerlei, auch einen deutschen Briefsteller. Auch im Uebersetzen zeigte er seine Geschicklichkeit. Nicht zufrieden damit, einige Satyren von Boileau verdeutscht zu haben, glaubte er auch Fenelon's Telemach dadurch zu vervollkommnen, daß er diesen mythologischen Roman in deutsche Alexandriner übertrug. Neukirch ist also auch in dieser Hinsicht für die deutsche Litteratur merkwürdig geworden, daß er zu den Ersten gehört, die das deutsche Publicum an den französischen Geschmack aus dem Zeitalter Ludwig's XIV. zu gewöhnen suchten, nachdem beinahe das ganze siebzehnte Jahrhundert hindurch Ronsard und Pibrac und andere der frü-

heren

h) Vergl. oben Seite 289. Anmerkung b).

früheren französischen Dichter, auch nachdem sie in ihrem Vaterlande schon alle Autorität verloren hatten, in Deutschland noch immer nachgeahmt wurden. Ueberhaupt muß diesem gewandten Reimer das Verdienst zugestanden werden, auf seine Art mitgewirkt zu haben, daß der gesunde Verstand wieder in der deutschen Poesie einheimisch wurde, wenn gleich auf Kosten alles höheren Schwunges der Gedanken [i]).

Von einer andern Seite wurde die wässerichte Reimerei in die deutsche Litteratur eingeleitet durch den unerschöpflichen Vielschreiber August Bohse, der zwar im Versemachen seine Stärke nicht hatte, dafür aber durch eine Menge galant seyn sollender Romane und anderer Schriften, die er unter dem Nahmen Talander herausgab, nicht wenig dazu beitrug, die deutsche Poesie zu lähmen. In der Schule dieses Talander, der zuerst unter den deutschen Schriftstellern durch Schöngeisterei seinen Lebensunterhalt zu verdienen beflissen gewesen seyn soll, bildeten sich ihm ähnliche Reimer und Büchermacher, denen an poetischer Kraft und Fülle der Gedanken nicht das mindeste gelegen war, weil sie es absichtlich auf nichts weiter anlegten, als, in einem fließenden Style die galante Welt mit allerlei zierlichen Armseligkeiten zu unterhalten. Der betriebsame Mann hielt auch als reisender Docent Vorlesungen über die galante Dicht- und Redekunst zu Hamburg, Dresden, Halle und an andern Orten. Zu Weissenfels verfertigte er Singspiele für das Hoftheater. Er starb

i) Wer verlangt, über alles, was Neukirch in Versen und in Prose geschrieben hat, weiter unterrichtet zu seyn, wende sich an das Lexikon des Hrn. Jördens.

starb als Professor an der Ritterakademie zu Liegnitz, um das Jahr 1730, nachdem er auch als Sprachverderber unermüdet gearbeitet hatte, das galante Kauderwelsch, in welchem er selbst schrieb, durch mannigfaltigen Unterricht, besonders durch mehrere von ihm herausgegebene Briefsteller und Complimentirbücher, zu verbreiten [k]).

Ein Schüler dieses Talander war Christian Friedrich Hunold, zu seiner Zeit unter dem galanten Autornahmen Menantes, den er sich selbst gegeben hatte, sehr bekannt. Er war ein Thüringer; hatte in Jena die Rechte studirt; liebte ein lustiges Leben; wurde in Hamburg Schreiber bei einem Advocaten; ertheilte zugleich Unterricht in der Dicht- und Redekunst; kam in Verbindung mit dem Licentiaten Postel, der Opern für das hamburgische Theater schrieb; gerieth gemeinschaftlich mit diesem Postel in einen litterarischen Streit mit dem Epigrammatisten Wernike; machte sich durch einen satyrischen Roman in Hamburg so verhaßt, daß er flüchten mußte; begab sich endlich nach Halle, wo er ein ehrbareres Leben zu führen anfing, juristische und belletristische Vorlesungen hielt, und im Jahre 1721 starb. Seine galanten Romane sind ganz im Geschmacke derer von Bohse oder Talander. Unter seinen Gedichten, die er in mehreren Sammlungen herausgegeben, haben besonders die späteren, in denen ein moralischer Ernst über den früheren Leichtsinn die Oberhand erhalten hat, einige

k) Auch dieses geist- und geschmacklosen Vielschreibers Werke sind sorgfältig registrirt im Supplementbande zu des Hrn. Jördens Lexikon, wo die Titel dieser Bücher gegen zwei Seiten füllen.

einige gute Stellen. Auch sind einige seiner Epigramme nicht zu verwerfen. Aber der größte Theil dieser poetischen Arbeiten ist fließend gereimte platte Prose. Einer dieser Sammlungen hat er auch eine Anleitung zur vernünftigen Poesie beigefügt, zum vollständigeren Beweise der Armseligkeit der Begriffe, die er vom Dichten hatte. Wie sehr ihm daran gelegen war, den Weltmann mit dem Dichter in seiner Person zu vereinigen, sieht man auch aus seiner Allerneuesten Manier, höflich und galant zu schreiben, vom Jahre 1702, und aus seiner Besten Manier, in honetter Conversation sich höflich und behutsam aufzuführen, vom Jahre 1707. Zur satyrischen Poesie hat Hunold noch die meisten Anlagen. Auf die musikalische sich zu legen, wurde er durch die ausgezeichnete Pflege bestimmt, die damals die Musik in Hamburg gefunden hatte. Seiner geistlosen Singespiele, die auf dem hamburgischen Operntheater aufgeführt wurden, sind weniger, als seiner Cantaten in italienischer Manier. Seine Satyre, Der thörichte Pritschmeister oder schwärmende Poet, gegen den Epigrammatisten Wernike gerichtet, konnte selbst zu ihrer Zeit nur ein vorübergehendes Interesse erregen [l]).

Neben

l) Hunold's Cantaten finden sich in seinen (Menantes) Akademischen Nebenstunden; allerhand neue Gedichte, nebst einer Anleitung zur vernünftigen Poesie. Andere Auflage, Halle und Leipzig, 1726, in 8. Uebrigens verweise ich die Liebhaber, die den Mann und seine Schriften näher kennen lernen wollen, gern wieder auf das eben angeführte Lexikon.

Neben Hunold ist sein Freund Christian Heinrich Postel zu stellen, der mit ihm einige Zeit, und noch fleißiger, für das hamburgische Operntheater gearbeitet hat. Er war eines Predigers Sohn aus dem Lande Hadeln; hatte die Rechte studirt, sich auf Reisen umgesehen, und gute Kenntnisse der alten und neueren Litteratur erworben; ließ sich in Hamburg als Advocat nieder, und erwarb sich bei seinen Zeitgenossen eine ziemlich ausgebreitete Celebrität durch seine poetischen Arbeiten, besonders durch seine Singespiele. Er starb im Jahre 1705. Postel, obgleich im Ganzen ein eben so wässerichter Reimer, als Hunold, hatte ein wenig mehr wahre Politur. Auch suchte er zuerst das Studium der spanischen Litteratur bei den Deutschen in Aufnahme zu bringen. Seine beschränkte Phantasie verrieth ihre Kraftlosigkeit auffallender, weil sie in das Große wirken wollte. Einen großen Charakter sollten auch seine Opern oder Singespiele haben, die er für das hamburgische Theater schrieb, fünf und zwanzig an der Zahl, unter ihnen aber auch mehrere nach dramatischen Gedichten aus der italienischen, französischen und holländischen Litteratur; einige biblischen Inhalts; andere aus der Mythologie geschöpft, zum Beispiel Die schöne und getreue Ariadne; andere, den französischen Trauerspielen ähnlich, nach Ereignissen aus der römischen, oder türkischen Geschichte, zum Beispiel ein Numa Pompilius, und ein Bajazeth m). Auch ein weitschichtiges Heldengedicht, das besonders für die Niedersachsen national seyn

m) Eine Sammlung der Singspiele von Postel ist, meines Wissens, nicht vorhanden. Einzeln sind einige dieser Theaterstücke mehrere Mal gedruckt.

seyn sollte, betitelt Der große Wittekind, hat Postel in Alexandrinerversen auszuarbeiten angefangen und bis in das zehnte Buch durchgeführt. So langweilig auch dieses Werk ist, hat es doch einen Bewunderer gefunden, der es nach des Verfassers Tode, so weit es gediehen war, aus der Handschrift an das Licht gestellt hat [n]). Vom Eifer für die epische Poesie ergriffen, wagte sich Postel schon früher an eine paraphrasirende Uebersetzung der Ilias. Zur Probe, und zugleich zur Beurkundung der Begriffe, die er von der homerischen Poesie hatte, theilte er dem Publicum ein von ihm übersetztes Stück aus dem vierzehnten Gesange des großen Gedichts mit, unter dem Titel Die listige Juno, mit einem beigefügten Leben Homer's, einer Uebersetzung aus dem Commentar des Eustathius, und einem Lobgesange auf die List, voll abgeschmackter Plattheit, aber in einer recht fließenden Sprache, mit sichtbarer Nachbildung der opitzischen Versification [o]).

Ein besonderes Zusammentreffen von Umständen mußte bewirken, daß sich die neue Reimerei, die so vernünftig, als galant, seyn wollte, vorzüglich in Hamburg entwickelte, und von da aus in Nieder-

n) Der große Wittekind, in einem Heldengedichte von Chr. Heinr. Postel u. s. w. herausgegeben von Weichmann, dem Herausgeber der oben angeführten Poesie der Niedersachsen, Hamburg, 1724, in 8.

o) Die listige Juno, wie solche von dem großen Homer im vierzehnten Buche der Ilias abgebildet, u. s. w. Hamburg, 1700, in 8.

dersachsen verbreitete. Der bürgerliche Wohlstand dieser Handelsstadt, und die liberale Denkart der ersten Classen ihrer Einwohner, verbunden mit der alten Neigung der Deutschen zur Musik, veranlaßten die Entstehung des hamburgischen Operntheaters, das in den ersten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts nicht seines gleichen in Deutschland hatte. Wenn denn auch Tonkünstler, wie Telemann, nicht die rechten Männer waren, durch ihre Compositionen den musikalischen Geschmack der Nation zu verfeinern, so würde doch ohne Zweifel auch die Musik auf diesem hamburgischen Theater mit Hülfe einer kräftigen Poesie sich höher gehoben haben. Aber der Beifall, den diese Musik den Reimereien eines Hunold und Postel verschaffte, trug nicht wenig dazu bei, das Publicum noch gleichgültiger gegen wahrhaft poetische Schönheit zu machen, als es von selbst schon war. Jeder, wer nur triviale Gedanken in fließenden Versen zusammen reimen konnte, schien nun ein Dichter zu seyn. Die Celebrität der hamburgischen Opern dauerte nicht lange; aber die Reimerei, die sie befördert hatten, breitete sich so weit aus, daß Christian Friedrich Weichmann, der Herausgeber von Postel's Wittekind, in den Jahren von 1721 bis 1738 sechs Bände unter dem Titel Poesie der Niedersachsen herausgeben konnte, in denen nicht weniger als acht und sechzig Nahmen niedersächsischer Dichter und Dichterinnen figuriren, die ungefähr um dieselbe Zeit und meistens in demselben Geschmacke wohl gereimte Verse zu Papier brachten. Unter dem weiblichen Personale dieser Gesellschaft ist auch eine Gräfin Löwenhaupt; unter dem männlichen zeichnen sich Brockes und

Hage

Hagedorn auf verschiedene Art vortheilhaft aus. Aber von Brockes muß bald weiter noch besonders die Rede seyn, und Hagedorn gehört schon dem folgenden Zeitalter der deutschen Poesie an. Triviale Cantaten hat im Ueberflusse Richey, Professor am hamburgischen Gymnasium, zu dieser Sammlung geliefert.

In Hamburg wurde unter diesen Umständen auch die Cultur des Kirchenliedes fortgesetzt, das den Deutschen seit dem sechzehnten Jahrhundert eine so werthe Dichtungsart geblieben war. Der zu seiner Zeit sehr geschätzte Theolog Erdmann Neumeister, Prediger zu Hamburg, der in sehr hohem Alter erst um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gestorben ist, zeichnete sich schon zu Anfange desselben Jahrhunderts als geistlicher Liederdichter vor seinen Zeitgenossen am meisten aus, nachdem er in seiner Jugend weltliche Verse in der hoffmannswaldauischen Manier gemacht, und in einer lateinisch geschriebenen Abhandlung die deutschen Dichter des siebzehnten Jahrhunderts recensirt hatte. Viele geistliche Lieder von ihm finden sich in protestantischen Kirchengesangbüchern, und unter diesen einige, die vergessen machen, daß auch er der langweiligen Reimerei, die damals von so vielen Deutschen für die vernünftigste Poesie gehalten wurde, nicht abgeneigt war p).

An

p) Vergl. Koch's Comp. der deutschen Litt. Gesch. Band II. S. 34. Neumeisters Specimen dissertationis criticae de poetis Germanicis huius saeculi praecipuis, mehrere Mal aufgelegt, ist seine Magisterdissertation vom Jahre 1694. Er recensirt darin gegen vier-

hundert

An das Ende dieser Reihe sind die beiden Hofpoeten Besser und König zu stellen, denen einige Litteratoren die unverdiente Ehre erweisen, sie zu den Männern zu zählen, die einen besseren Geschmack in die deutsche Poesie einleiteten. Der erste dieser beiden seichten Reimer, Johann von Besser, aus Curland, hatte das Glück, dem Churfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg zu gefallen, der aber, so ein trefflicher Feldherr und Regent er war, auf den Werth von Gedichten sich nicht sonderlich verstanden zu haben scheint. Von diesem Fürsten, auf den Besser mehrere breite Lobreden in Versen verfaßt hatte, zum Ceremonienmeister ernannt, und auf dessen Betrieb in den Adelstand erhoben, versah er zugleich das Amt eines Hofpoeten in Staatsangelegenheiten mit allem Prunke des üblichen Ceremoniells. Am Hofe Friedrich's, des ersten Königs von Preußen, setzte Besser seine Functionen fort. So viel Geld, als dieser Hofpoet bei jeder Veranlassung, wo er seine Aufwartung in Versen machte, an außerordentlichen Geschenken und Besoldungszulagen einerntete, hatte noch kein deutscher Dichter mit seiner Kunst verdienen können. Friedrich's Nachfolger, der kräftige, aber nicht elegante Friedrich Wilhelm I., entledigte sich vor aller übrigen ihm überflüssig scheinenden Dienerschaft zuerst des Hofpoeten und Ceremonienmeisters. Aber der verabschiedete Reimer fand ein noch glänzenderes Unterkommen an dem schwelgerischen Hofe Friedrich August's, Königs von Pohlen und Churfürsten von Sachsen, wo er seine bewunderte Kenntniß des Ceremo-

hundert deutsche Dichter und Reimschmiede aus dem siebzehnten Jahrhundert. Eine größere Zahl läßt sich schwerlich aus dem achtzehnten J. H. zusammentreiben.

remoniells mit Hülfe einer zu diesem Zwecke besonders gesammelten Bibliothek auf eine noch prunkendere Art geltend machte, bis er im Jahre 1729 mit Tode abging. Seine Schriften in Versen und Prose wurden gesammelt und herausgegeben von seinem Nachfolger im Amte. Das einzige Verdienst dieser Staats- und Lobschriften, Leich- und Trost-Schriften, Beylagersgedichte, verliebten, galanten, und geistlichen Gedichte, wie sie betitelt sind, ist eine ziemlich reine Sprache in fließenden Versen, größten Theils Alexandrinern. Sie sind noch geistloser, als Postel's gereimte Prose. Nicht einmal seine damals berühmt gewordene Liebschaft mit der Tochter eines Bürgermeisters zu Leipzig konnte diesen galanten Versmacher zu poetischen Gedanken begeistern pp).

Besser's Nachfolger im Amte eines Hofpoeten und Ceremonienmeisters am Dresdner Hofe, Johann Ulrich König, zur Belohnung gleicher Verdienste auch, wie Besser, in den Adelstand erhoben, hatte sein Glück besonders einem Machwerke zu danken, das er August im Lager, ein Heldengedicht, benannte. Es erzählt mit der größten

pp) Des Herrn von Besser Schriften, beydes in gebundener und ungebundener Rede u. s. w. ausgefertiget von Joh. Ulr. König; Leipzig, 1732, in 2 Octavbänden; von Gottsched sehr empfohlen. Im ersten Theile findet sich auch das skandalöse Gedicht Die Ruhestatt der Liebe oder die Schooß der Geliebten wieder abgedruckt als ein Product von Besser, da es doch ohne Zweifel ein Eigenthum Hoffmannswaldau's ist. Vergl. oben Seite 290.

ten Umständlichkeit in Alexandrinern, wie die hohen Herrschaften und in welcher Ordnung sie im Lustlager angekommen, wie sie sich zur Tafel gesetzt und in welcher Ordnung sie gesessen, und was weiter zu diesen Ereignissen gehört. Besser hätte in poetischer Hinsicht keinen Nachfolger erhalten können, der seinem Geschmacke getreuer geblieben wäre ppp).

Anfang einer Läuterung der deutschen Poesie gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts und in der ersten Hälfte des achtzehnten.

Um dieselbe Zeit, als die Reimer von Hunold's und Postel's Partei auf eine musterhafte Art sich der Poesie zu befleißigen glaubten, arbeiteten einige damals Aufsehen erregende Männer, deren Nahmen das Ende dieses Zeitalters bezeichnen mögen, wenn auch nicht mit mehr Phantasie, doch mit mehr Geist, oder wenigstens mehr wahrer Bildung, der hoffmannswaldauischen Witzelei entgegen.

In dieser Reihe ist zuerst zu nennen Friedrich Rudolph Ludwig Freiherr von Canitz, geboren zu Berlin im Jahre 1654. Er hatte die Rechte studirt, aber auch früh mit poetischen Studien sich beschäftigt. Als er nach der Beendigung seines Universitätscursus auf Reisen gegangen war, schrieb er aus

ppp) Des Herrn von König Gedichte, Dreßden, 1745, in Octav, standen, wie die von Besser, bei Gottsched und den Gottschedianern in keinem geringen Ansehen.

aus Frankreich und Italien deutsche Verse an seine Freunde. Nach seiner Zurückkunft wurde er Cammerjunker am berlinischen Hofe, bald darauf Legationsrath, und als guter Geschäftsmann von dem großen Churfürsten Friedrich Wilhelm an mehrere Höfe abgesandt. Der Nachfolger dieses Fürsten, Friedrich, nachher erster König von Preußen, ernannte ihn zu seinem geheimen Staatsrathe. Als abgesandter Minister nahm er thätigen Antheil an den Verhandlungen des diplomatisches Congresses im Haag. Die Stunden seiner Muße widmete er litterarischen Studien und den Freuden des häuslichen und ländlichen Lebens. Er starb, erst fünf und vierzig Jahr alt, im Jahre 1699, allgemein geachtet, und als Dichter bewundert, ob er gleich selbst nie etwas von seinen Versen hatte drucken lassen. Nach seinem Tode erregten seine Gedichte noch mehr Aufsehen, als sie zum ersten Male gesammelt erschienen. Von den Jahren 1700 bis 1727 sind sie in zehn Ausgaben herausgekommen, und bis 1765 noch vier Mal gedruckt. Ein solcher Beifall war seit Opitz keinem deutschen Dichter zu Theil geworden q). Das deutsche Publicum bewies durch sein Interesse für diese Gedichte, daß es endlich anfing, empfänglich zu werden für die Vorzüge, durch die sie sich auszeichneten, und an denen es der deutschen Poesie jener Zeit sehr fehlte. Denn Canitz ist der eleganteste aller deutschen Dichter des siebzehn-

q) S. das Verzeichniß der Ausgaben von Canitz'ens Gedichten in Koch's Comp. der deutschen Litt. Gesch. Band I. S. 179. In den von König besorgten Ausgaben ist auch das Leben des Dichters erzählt.

zehnten Jahrhunderts, der Erste, der den Franzosen den Theil der Kunst des Styls abgelernt hat, der den deutschen Dichtern das ganze siebzehnte Jahrhundert hindurch nicht recht begreiflich werden wollte, jene eben so gefällige, als verständige, Reinheit, Klarheit, Bestimmtheit, und Leichtigkeit des Ausdrucks, die zwar von der innern Schönheit eines Gedichts unabhängig ist, aber doch zur Vollendung der poetischen Formen unerlaßlich gehört. Diese Reize des Styls und das dazu gehörende Gefühl für das Schickliche in Canitz'ens Gedichten bewundernd, vergaß man aber auch, wo es diesen Gedichten fast eben so sehr fehlt, als den Reimereien aus der Schule Neukirch's, Hunold's, und Postel's. Denn, den Styl und die Reize des Schicklichen abgerechnet, ist der Unterschied zwischen diesen Reimereien und Canitz'ens Gedichten nicht sehr groß. Canitz ist ein wenig reicher an Gedanken; ein besserer Beobachter der Sitten seiner Zeit; aber in keiner Hinsicht ein großer Dichter. Seine Phantasie war eben so arm, als beschränkt. Man erkennt in seinen Werken den gebildeten Weltmann, und den Mann von edelm Gefühl und von hellem, nur nicht tief eindringendem Verstande; aber mehr vermochte er auch im Gebiete der Poesie nicht, als, natürliche und gute Gedanken und Regungen des Herzens, praktische Reflexionen, und gesellige Scherze auf eine angenehme Art in Verse zu bringen. Sein feinerer Geschmack vertrug sich eben so wenig mit der breiten Geschwätzigkeit der hamburgischen Partei, als mit der phantastischen Witzelei der hoffmannswaldauischen Schule. Aber, anstatt zu dichten, die alltäglichste Prose in Reimen niederzuschreiben, hat Canitz sich doch auch zu Schulden kommen lassen, so ein

feiner

feiner Weltmann er übrigens war r). Zur didaktischen Satyre und zu der mit ihr verwandten Epistel hatte er das meiste Talent. Boileau und Horaz, von denen er auch Einiges übersetzt hat, waren seine Muster. Aber auch in seinen satyrischen Reflexionen und Darstellungen zeigt sich mehr gesunder Verstand, als kräftiger Witz s). In einigen Fabeln

r) Man lese z. B. den Anfang seiner siebenten Satyre in der Form eines Antwortschreibens an einen Herrn von Brand.

"Herr Bruder, ich bin froh, daß deine werthe Schrifft
Mit dem, was mich ergetzt, so wohl zusammen trifft,
Indem ich ohne Scheu, seit ich, frey vom Gedränge
Des Hofes, müßig geh, erbauliche Gesänge
Mit dir itzt wechseln darf; weil noch in unserm Geist
Das alte Schrot und Korn sich ohne Zusatz weist.
Beglücktes Vaterland, das dich und mich erzogen,
Und wir noch glücklicher! dieweil uns nicht betrogen
Des Hofes Gaukelspiel. Wohlan, so nimm dies Blatt,
Das dir, zum zweyten Mahl, mein Kiel gewidmet hat.
Der soll, wenn du ihn wirst mit gleicher Lust erwecken,
Dir meine Phantasie noch mehr und mehr entdecken."

s) Gewöhnlich räsonnirt Canitz in seinen didaktischen Satyren ungefähr auf die Art, wie zu Anfange seiner fünften Satyre.

"Ein hoher Sinn, der nur nach seinem Ursprung schmeckt,
Und sich nicht in den Schlamm der Eitelkeit versteckt,
Kann, was der Pöbel sucht, mit leichter Müh vergessen.
Dem Weisen ist sein Vaterland die Welt.
Er bleibet unbewegt, wenn alles bricht und fällt,
Und will sein Glück nach nichts als seiner Freyheit messen.
Es kann ein solcher Mann sich an sich selbst vergnügen;
Hat ein gekröntes Haupt ihm etwan wohl gewollt,
Ist ihm das Vatican, der Tugend wegen, hold,
Ja, will ein Friedrich selbst, nach seinem Urtheil, kriegen;
So wird er doch von Kron und Purpur nie bethört.
Kein Wechsel kommt, der sein Gemüthe stöhrt."

Fabeln von ihm ist der Styl unverbesserlich ss). Sein deutsches Gemüth spricht sich mit Würde auch in seinen religiösen oder geistlichen Gedichten aus t); aber kühne Gedanken ließ die kluge Schüchternheit

ss) Diese Fabel ist unter die Satyren gestellt, mit der Ueberschrift:

Die Welt läßt ihr Tadeln nicht.

"Merk' auf, ich bitte dich, wie es dem Alten ging,
Der, um die Welt zu sehn, noch an zu wandern fing.
Ein Esel trug ihn fort, sein Sohn war sein Gefährte.
Als nun der sanfte Ritt kaum eine Stunde währte,
Da rief ein Reisender ihn unterwegens an:
Was hat euch immer mehr das arme Kind gethan,
Daß ihrs laßt neben euch auf schwachen Füßen traben?
Drum stieg der Vater ab, und wich dem müden Knaben.
Doch, als er dergestalt die Liebe walten ließ,
Sah er, daß man hernach mit Fingern auf ihn wieß.
Ihr könntet ja mit Recht, hört er von andern Leuten,
Zum wenigsten zugleich mit eurem Buben reiten.
Er folgte diesem Rath, und als er weiter kam,
Erfuhr er, daß man ihm auch dies für übel nahm.
Es schrie der ganze Markt: Ihr thut dem Thiere Schaden,
Man pflegt nicht so, wie ihr, sein Vieh zu überladen.
Der Alte der noch nie die Welt so wohl gekannt,
Kehrt' eilig wieder um, wie ers am besten fand,
Und sagte: Solt ich mich in alle Menschen schicken;
So packten sie mir gar den Esel auf den Rücken."

t) Zu den vorzüglichsten Gedichten von Caniß gehört sein Sonett auf das neue Jahr.

"So bleibt auf ewig nun das alte Jahr zurücke.
Wie theilt der Sonnen Lauf so schnell die Zeiten ab!
Wie schleppet uns so bald das Alter in das Grab!
Das heißt wohl schlecht gelebt die kurzen Augenblicke,
In welchen viel Verdruß, vermischt mit schlechtem Glücke,
Und lauter Unbestand sich zu erkennen gab!

Das

ternheit dieses Dichters auch in seinen lyrischen Werken nicht aufkommen. Die lyrische Wärme, mit der sein Gefühl zuweilen hervortritt, verdunstet bald wieder in gewöhnlichen Betrachtungen u). Auch seinen Scherzen fehlt es an Kraft. Aber durch die glückliche Vermeidung so mancher positiven Art von Geschmack=

Das heißt wohl schlecht gewohnt, wenn uns der Wander=Stab
Nie aus den Händen kömmt; wenn wir durch List und Stricke
Hinstraucheln in der Nacht, da wenig Licht zu sehn,
Und Licht, dem allemahl nicht sicher nachzugehn!
Denn, so der Höchste nicht ein eignes Licht will weisen,
Das, wenn wir uns verwirrt, uns Sinn und Auge rührt,
Ist alles Licht ein Licht, das zur Verdammniß führt.
O gar zu kurze Zeit! O gar zu schweres Reisen!"

u) Eines der beliebtesten Gedichte jener Zeit wurde das Trauerlied, in welchem Canitz den Tod seiner Gattin beweint:

"Soll ich meine Doris missen?
Hat sie mir der Tod entrissen?
Oder bringt die Phantasey
Mir vielleicht ein Schrecken bey?
Lebt sie? Nein, sie ist verschwunden.
Meine Doris deckt ein Grab.
Schneid, Verhängniß, meinen Stunden
Ungesäumt den Faden ab!

Sollt ich dich noch überleben,
Der ich mehr, als mir, ergeben,
Die ich in mein Herz gedrückt;
Dich, die du mich so beglückt,
Daß die Welt mit Kron und Reichen
Mich zu keinem Neid gebracht,
Weil ich sie, dir zu vergleichen,
Niemals groß genug geacht?" u. s. w.

Aber die zweite Hälfte dieses langen Trauerliedes ist nicht viel mehr als eine gereimte Leichenpredigt.

schmacklosigkeit der deutschen Poesie jener Zeit hat Caniz sich ein bleibendes Verdienst um die deutsche Litteratur erworben. Auch seine Sprache ist, was die grammatische Reinheit betrifft, meistens schon dieselbe, die man bei den deutschen Dichtern des achtzehnten Jahrhunderts wiederfindet.

Ein Mann von kräftigerem Geiste war Christian Wernike oder Wernigke oder Warneck, der Epigrammatist, von dessen Lebensumständen so wenig bekannt geblieben ist, daß man nicht einmal mehr weiß, wie er selbst seinen Nahmen geschrieben hat. Er war ein Preuße; hatte um das Jahr 1685 in Kiel studirt; war besonders durch den gelehrten Morhof, dessen oben gedacht ist, veranlaßt, zu versuchen, ob er wohl der Martial der Deutschen werden könnte. Den größten Theil seiner Epigramme schrieb er schon in seinem Jünglingsalter, arbeitete sie aber um, nachdem er sie selbst lange aus dem Auge verloren hatte. Auch fügte er immer von Zeit zu Zeit ein neues hinzu. Zu größeren poetischen Unternehmungen scheint er auch dann keine Neigung gehabt zu haben, wann ihm sein Geschäftsleben Muße ließ. Mehrerer neueren Sprachen mächtig, besonders der französischen, italienischen und englischen, konnte er um so leichter mit seinem hellen Kopfe sein Glück in der großen Welt als Secretär bei Gesandtschaften machen. In Hamburg gerieth er in den nachher oft besprochenen litterarischen Streit mit Hunold und Postel. In London scheint er sich lange aufgehalten zu haben. Er starb, wahrscheinlich zwischen den Jahren 1710 und 1720, als dänischer Etatsrath und Resident zu Paris, nachdem er mehrere Ausgaben seiner Epigramme

gramme und übrigen kleinen Gedichte, aber nie unter seinem Nahmen, besorgt hatte. Bald darauf gerieth er in unverdiente Vergessenheit. In den besseren Zeiten der deutschen Litteratur wurde er zuerst durch Bodmer, dann durch Ramler, wieder hervorgezogen. Seitdem ist er einer der bekanntesten deutschen Dichter aus dem siebzehnten Jahrhundert geblieben [x]). Hätte Wernike sein Muster, den Martial, in der Cultur der Sprache und des Styls erreicht, würde man ihn ohne Bedenken über diesen römischen Epigrammatisten stellen dürfen; denn er ist eben so reich, als Martial, an wahrhaft witzigen Gedanken, und in diesen Gedanken ist mehr feine und tiefer geschöpfte Kenntniß der Schwächen der menschlichen Natur [y]). Von den Epigrammen Logau's unterscheiden sich die von Wernike durch eine weit schärfere Zuspitzung, die nicht selten in das Raffinirte übergeht. Vieles unter ihnen ist freilich gemein; und nicht wenig des Vorzüglicheren muß in eine bessere Sprache übertragen werden, wenn sein innerer

x) Die beiden mir genauer bekannten Ausgaben von Wernike'ns Gedichten sind: Ueberschriften oder Epigrammata, in acht Büchern, nebst einem Anhange von etlichen Schäfergedichten, u. s. w. Hamburg, 1701, in 8.; und: Poetischer Versuch in einem Heldengedicht und etlichen Schäfergedichten, mehren Theils aber in Ueberschriften bestehend; Hamburg, 1704, in 8. Das sogenannte Heldengedicht ist die Satyre Hans Sachs, gegen Postel gerichtet. Der Sinngedichte sind in dieser Ausgabe zehn Bücher.

y) Beispiele anzuführen halte ich für überflüssig, da die vorzüglichsten dieser Epigramme, wenigstens den Gedanken nach, durch Ramler's Ausgabe (Leipzig, 1780, in 8.) ziemlich bekannt geworden und auch in die neueren Anthologien aufgenommen sind.

innerer Werth hervorstechen soll. Aber mit allen seinen Fehlern und Mängeln ist Wernike einer der geistvollsten Epigrammatisten. Für andere poetische Arbeiten, zu denen mehr eigentliches Dichtertalent, als Witz und heller Verstand, gehört, war er nicht gemacht. Seine Schäfergedichte sind nicht besser gerathen, als die übrigen, die damals in der deutschen Litteratur beliebt waren. Es sind trockene und langweilige Umkleidungen von Gelegenheitsgedichten in ein schäferliches Costüm.

Hier mag denn auch mit wenigen Wörten die Geschichte des Streits, in welchen Wernike während seines Aufenthalts in Hamburg mit Hunold und Postel gerieth, noch ein Mal erzählt werden, ob sie gleich für ihre Geringfügigkeit schon oft und umständlich genug von den Litteratoren vorgetragen ist. Wernike hing, ungeachtet seines kräftigen Verstandes und Witzes, ziemlich fest an dem deutschen Geschmacke seiner Zeit. In der Vorrede zu seinen Gedichten spricht er mit Verehrung von Hoffmannswaldau und Lohenstein. Daß die Poesie dieser damals bewunderten Männer Flecken habe, leugneten auch Hunold und Postel nicht, deren eigne Manier ja nur die verbesserte hoffmannswaldauische seyn sollte. Aber über die Fehler Hoffmannswaldau's und Lohenstein's zu spotten, hielten die hamburgischen Geschmacksverbesserer für eine Beeinträchtigung der Ehre der deutschen Poesie. Wernike, der heller und freier dachte, machte sich kein Gewissen daraus, in seinen Epigrammen die Auswüchse der hoffmannswaldauischen und lohensteinischen Poesie lächerlich zu machen. Wie gering er von der Art von Geschmacksverbesserung dachte, deren Hunold und Postel sich

be-

beflissen, ließ er sich wahrscheinlich auch deutlich genug merken. Postel, der mehrere Epigramme von Wernike auf sich selbst deutete, glaubte sich und Lohenstein vertheidigen zu müssen durch ein Sonett, in welchem Wernike als ein Hase bezeichnet wird, der auf dem todten Löwen Lohenstein herumspringt. Wernike war schwach genug, um sich an Postel zu rächen, ein Heldengedicht, wie er es komisch nannte, das heißt, eine satyrische Erzählung zu verfassen, in welcher Hans Sachs, über den zu spotten damals nicht ungewöhnlich war, den Reimer Postel, in dieser Erzählung Stelpo genannt, feierlich zu seinem Nachfolger ernennt. Für Postel ergriff sein Freund Hunold die Feder. Er schrieb ein plattes Schauspiel, betitelt Der thörichte Pritschmeister oder schwärmende Poet, in welchem Wernike, dessen Nahmen man in Hamburg Warneck ausgesprochen zu haben scheint, als Pritschmeister Narrweck heißt. Dieß ist die Hauptsumme der Geschichte eines Federkrieges, der keiner von beiden Parteien Ehre macht, und ohne Gewinn für die deutsche Litteratur von selbst einschlief. Wernike'ns Verhöhnung Postel's hat Aehnlichkeit mit dem Mac Flecno, einer satyrischen Composition des englischen Dichters Dryden, der aber mit gefährlicheren Gegnern zu kämpfen hatte. Die ganze Invective ist treffend genug, aber übrigens nicht sehr über das Alltägliche erhaben [z]).

Der

z) Dieß ist das sogenannte Heldengedicht, das in der eben angeführten Ausgabe der Gedichte Wernike'ns auf dem Titel vor den übrigen genannt ist, im Buche selbst aber ganz schicklich den Beschluß macht.

Der merkwürdigste unter den Dichtern, deren Nahmen die Annäherung einer besseren Zeit für die deutsche Litteratur bezeichnen, ist in jeder Hinsicht Johann Christian Günther, geboren zu Striegau in Schlesien, im Jahr 1695. Er war Sohn eines Arztes, nach dessen Wunsche er Medicin zu studiren sich bestimmte. Schon auf der Schule zeigten sich sein entschiedener Hang zur Poesie, und sein außerordentliches Talent, mit Leichtigkeit Verse zu machen. Besonders that er sich in geistlichen Liedern hervor. Sein natürlicher Leichtsinn wurde gezügelt durch die Autorität seines strengen Vaters. In seinem zwanzigsten Jahre kam er auf die Universität zu Wittenberg. Von dieser Periode seines Lebens an zeigte er sich ganz, wie er war; ein Jüngling voll glühenden Gefühls; bis zur Ausschweifung bald lustig, bald trübsinnig; weßwegen ihn auch schon sein Vater für einen Sanguineo-Melancholicus erklärt hatte; offen, gutmüthig und redlich mit der herzlichsten Innigkeit; aber nie einig mit sich selbst; immer die besten Vorsätze fassend, und immer wieder von seiner wilden Sinnlichkeit auf die Abwege hingerissen, die ihn zum Verderben führen mußten. Anstatt sich ernstlich der Medicin zu befleißigen, vernachlässigte er seine wissenschaftliche Bildung; schwelgte in sinnlichen Genüssen; verliebte sich bald in diese, bald in jene Schöne; berauschte sich in rohen Studentengelagen; und machte Schulden und Verse, bald nüchtern, bald betrunken. Umsonst seine Sünden bereuend, ging er von Wittenberg nach Leipzig. Er war in ein wüstes Leben schon so tief hinein gerathen, daß ihm auch die Freunde und Gönner, die er fand, nicht helfen konnten. Ein Stern des

Glücks

Glücks schien für ihn aufzugehen, als er zu der Stelle eines Hofpoeten in Dresden vorgeschlagen und empfohlen wurde, ob er gleich diese Stelle unter dem hergebrachten Titel eines Pritschmeisters erhalten sollte; aber im Begriffe, dem Könige Friedrich August vorgestellt zu werden, soll er so betrunken gewesen seyn, daß er kaum reden können. Seit dieser Zeit irrte er, ohne eine bleibende Stelle zu finden, bald in Sachsen, bald in Schlesien umher, von seinem unversöhnlichen Vater als ein ungerathener Sohn völlig verstoßen; die Gelegenheitsdichterei als sein einziges Gewerbe treibend; aus der dringendsten Noth gezogen von Menschen, die ihm wohlwollten und sein Talent bewunderten; vom größten Unglücke nicht ganz niedergebeugt, aber auch durch kein Unglück gebessert. Endlich wollte er noch ein Mal einen Versuch machen, ernstlich Medicin zu studiren, um sich eine rechtliche Subsistenz zu verschaffen. Aber Kummer und Ausschweifungen hatten seine Gesundheit erschöpft. Er starb in sehr dürftigen Umständen zu Jena, im Jahre 1723, dem acht und zwanzigsten seines Lebens [a]).

Ein Dichter wie Günther war zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts eine neue Erscheinung in Deutschland. In seiner Person schien die Poesie die

a) Günther hat keine Ausgabe seiner gesammelten Gedichte erlebt. Die erste kam sogleich nach seinem Tode heraus. Binnen wenigen Jahren folgten mehrere Fortsetzungen und neue Auflagen. Die erste vollständige Sammlung von J. C. Günther's Gedichten, mit einer biographischen Vorrede, ist zu Breslau und Leipzig, 1735, in groß Octav, gedruckt, und bis zum Jahre 1764 sechs Mal wieder aufgelegt.

die Würde verloren zu haben, die sie seit Opitz behauptet hatte. Dafür aber hatte sich auch noch in keines deutschen Dichters Werken so unverschleiert der Mensch gezeigt; und eben daran fehlte es der deutschen Poesie vorzüglich, seitdem sie bald witzelnd, bald moralisirend und beschreibend, immer oberflächlicher und hohler geworden war. Günther würde deßwegen Epoche in der Geschichte der deutschen Poesie haben machen können, wenn das geistige Leben, von dem seine ganze Poesie durchdrungen ist, von edlerer Art wäre. Ihn zu verachten, ist nicht wohl möglich, wenn man die Gutmüthigkeit nicht verkennt, die aus seinen Gedichten spricht; aber eben so wenig kann man ihm die Liederlichkeit seiner Sinnesart verzeihen, weil er dem glühenden Temperamente, das ihm die Natur zu seinem Glücke und Unglücke verliehen hatte, fast gar keine ernste Kraft des Willens entgegenstellte, außer, um auch im Unglücke sich des Kummers zu entschlagen. Wie er auf diese Art sich selbst verwahrlosete, hat er es auch mit seinen Gedichten gehalten. Natur und Zufall walten in ihnen auf gutes Glück. Das Gesungene in diesen Gedichten ist eines Meisters würdig; nicht nur voll Wahrheit, Geist und Leben; auch in den gefälligsten Formen warm und üppig hingeströmt aus voller Seele. Aber blindlings seinem Gefühle vertrauend, und oft nur mit halber Besinnung, warf dieser verunglückte Günstling der Natur Gutes und Schlechtes durcheinander, wie es ihm in den Sinn kam. Von dem Dünkel, den ihm einige Litteratoren vorwerfen, zeigt seine Poesie keine Spur; aber die Kritik war ihm, wie eine Schulmeisterin, lästig. Durch die Gelegenheitsdichterei, die er besonders um des Broterwerbs willen

len trieb, mußte zuletzt auch sein poetisches Gefühl zu Grunde gerichtet werden. Von einem solchen Menschen, dessen ganze Natur man lyrisch nennen möchte, läßt sich schon erwarten, daß er sich in der lyrischen Poesie vorzüglich ausgezeichnet haben wird. Die zwei Bücher geistlicher Oden und Lieder an der Spitze der Sammlung von Günther's Werken sind nicht ohne treffliche Stellen, ob sie gleich fast alle zu den ersten, noch ganz jugendlichen Versuchen ihres Verfassers gehören. Aber in den beiden Büchern weltlicher Oden und Lieder erkennt man ganz den Dichter von wahrhaft lyrischem Genie, und in dem Dichter wieder Günther's ganze Individualität. Der Unterschied zwische Ode und Lied war ihm zu subtil. Für das Erhabene überhaupt nicht sehr gestimmt, wagte er sich auch an die eigentliche Ode nur ein Paar Mal auf besondere äußere Veranlassung; und auch da schweifte er über die Grenzen der erhabenen Poesie weit aus in das Gebiet der damals immer noch beliebten Lobgedichte, die besonders lang seyn mußten, damit man sähe, daß der Dichter sich nicht satt loben könne. Ein solches Gedicht ist Günther's Preisgesang auf den Frieden zwischen Oestreich und der osmanischen Pforte im Jahre 1718; eine Verherrlichung des östreichischen Kaiserhauses, vorzüglich aber der Kriegsthaten des großen östreichischen Feldherrn Prinzen Eugen [b]). Dieses Gedicht würde aber wahrscheinlich nicht entstanden seyn, wenn nicht der Professor Menken in

Leipzig,

b) Dieses Gedicht, das vieles Aufsehen erregte, wurde in das Russische übersetzt von dem gelehrten Lomonossow.

Leipzig, um Günther's Glück zu befördern, ihn veranlaßt hätte, auf diese Art sich der großen Welt zu empfehlen. Das Gedicht machte mehr Glück, als sein Verfasser. Es begründete Günther's Ruhm. Es wurde in mehrere Sprachen übersetzt. Aber die lyrische Kraft, mit der es das Gemüth ergreift, sinkt gegen das Ende, und triviale Lobrednerei muß nachhelfen, um diesen Preisgesang auszudehnen zu funfzig Strophen. Der Anfang, der unter den Bewunderern von Mund zu Mund ging, hat bei allem Feuer der Gedanken und des Styls doch etwas Gezwungenes [c]). Meisterhafte Stellen folgen. Aber

c) Gestehen muß man indessen, daß im ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts kein lyrisches Gedicht in deutscher Sprache zu lesen war, das einen so hinreissenden Anfang hat, wie dieses.

"Eugen ist fort. Ihr Musen nach!
Er steht, beschleußt, und ficht schon wieder,
Und wo er jährlich Palmen brach,
Erweitert er so Gränz als Glieder.
Sein Schwerdt, das Schlag und Sieg vermählt,
Und, wenn es irrt, aus Großmuth fehlt,
Gebiert dem Feind ein neues Schrecken,
Und stärkt der Völker Herz und Macht,
Die unter Adlern, Blitz und Nacht
Die Flügel nach dem Monden strecken.

Es schnaubt des Ueberwinders Roß,
Es schäumt und riecht den Streit von fernen.
Das Glücke mengt sich in den Troß,
Um von Eugen Bestand zu lernen.
Die Luft ertönt, das Ufer bebt;
Der Reuter brennt, das Fuß-Volk strebt,
Den wilden Haufen anzurennen;
Und wer nicht schärfer sinnt als sieht,
Der dürfte, wenn die Mannschaft zieht,
Ihr Heer ein fliegend Herze nennen."

Aber

Aber mehrere der gelungenen haben auch gemeine und zurückstoßende Züge [d]). Gegen das Ende kommen noch Strophen, die durch Wahrheit und Lebendigkeit das sinkende Interesse wieder heben, aber in ihrer anziehenden Popularität nicht Ton halten mit der Feierlichkeit des Ganzen [e]). Wo Günther sich

Aber schon die zweite, hier ausgelassene, Strophe, hat Züge, die das politische Interesse stören. Sie spricht von der verstopften Sau (nämlich dem Flusse) und von der Wahlstadt, die von Leichen und von der Schande der Türken stinkt.

d) Auch dem Spotte über die geschlagene türkische Armee fehlt es an Würde.

"Ihr übereilt euch! Schritt vor Schritt!
Ihr kommt mit Roß, Cameel und Wagen.
So! bringt uns fein das Werkzeug mit,
Den Raub bequemer wegzutragen.
Nun strengt euch an! Es giebt Gefahr;
Nun hinkt um Mahomets Altar,
Nun fleht ihn mit gesenkten Waffen.
Nun ruft doch laut, nun schreit doch zu!
Er hält vielleicht noch Mittags-Ruh;
Er dichtet, oder hat zu schaffen."

Die letzten Zeilen sind eine Anspielung auf die biblische Geschichte von den Baalspfaffen.

e) Hierher gehören die folgenden, damals auch besonders bewunderten Strophen.

"Hier kommt ein junger Ritter an,
Und findet in dem nächsten Garten,
Der alle Straßen zeigen kann
Sein schönes Kind mit Schmerzen warten.
Da geht es an ein zärtlich Thun;
Da läßt der Kuß den Mund nicht ruhn;
Da stockt das zitternde Willkommen;
Da wird, was immer schmeicheln mag,
Als wär ein andrer Hochzeit-Tag;
Mit Hand und Mienen vorgenommen.

sich ganz seinen eignen Gefühlen überläßt, neigt er sich überhaupt selten zum Feierlichen. Fast alle vorzüglicheren seiner lyrischen Gedichte gehören in das Fach der eigentlichen Lieder; und unter diesen haben die anziehendsten seine Liebschaften zum Gegenstande f). Anakreontische Fröhlichkeit spricht aus einigen

"Dort spitzt ein voller Tisch das Ohr
Und horcht, wie Nachbahrs Hanns erzähle.
Hanns ißt und schneidet doppelt vor,
Und schmiert sich dann und wann die Kehle.
Da spricht er: Schwäger! seht nur her,
Als wenn nun dies die Donau wär,
(Hier macht er einen Strich von Biere)
Da streiten wir, da stund der Feind;
Da ging es schärfer als man meint.
Gott straf! Ihr glaubt mir ohne Schwüre."

f) Zum Beispiele das melancholische, gedichtet bei der Rückkehr nach Schweidnitz, im Jahre 1719.

"Du ehemals liebster Ort der treuen Leonore!
Wie zärtlich rührt mich nicht der Anblick deiner Thore,
Wodurch ich damals oft an ihrer Hand spatziert!
Dort merk' ich schon den Raum, worauf wir uns versprochen,
Dort blickt der Altan vor, auf dem wir sechzig Wochen
Die Wächter hinters Licht geführt.

Seyd tausendmal gegrüßt, ihr Felder, Sträuch und Bäume.
Ihr kennt wohl diesen noch, von dem ihr so viel Reime,
So manches Lied gehört, so manchen Kuß gesehn.
Besinnt euch auf die Lust der heitern Sommer-Nächte.
Was meynt ihr, wenn mein Wunsch nur eine wieder brächte?
Das wird wohl nimmer mehr geschehn!

Wo find ich aber nun mein Allerliebstes wieder?
Verräth mir gar kein Gras das Lager ihrer Glieder?
Ich

einigen andern unübertrefflich [g]). Auch hört man ihn nicht ungern seinen Leichtsinn auf eine lyrische Art vor sich selbst rechtfertigen [h]). Einen großen Theil von Günther's poetischen Werken nehmen seine Satyren ein, meistens in Alexandrinern gereimt. Sie haben

Ich spüre keinen Schritt; die Sommer-Stub' ist leer.
Wie traurig scheinst du mir, du nicht mehr schöner Garten!
Du hast ja zween gehabt; was soll ich einsam warten?
Ach! stell auch Beide wieder her!"
u. s. w.

g) Z. B. zu Anfange des Liedes:
"Das Haupt bekränzt, das Glas gefüllt!
So leb ich, weil es Lebens gilt,
Und pflege mich bei Ros' und Myrthen.
Fort Amor! wirf den Bogen hin,
Und komm, mich eiligst zu bewirthen!
Wer weiß, wie lang ich hier noch bin!"

h) Z. B.
"Sage doch, verstocktes Glücke,
Was dir wohl mein Herz gethan?
Ist es Schlummer, oder Tücke,
Daß ich dich nicht wecken kann?
Sind die Thränen zu geringe,
Die ich dir zum Opfer bringe,
Wenn das Leid
Und der Neid
Meinem Lager Dornen streut?

Himmel, willst du mich versorgen,
O so bitt ich, eil ein mal!
Meines Lebens Lenz und Morgen
Stirbt mir unter Gram und Quaal.
Daß ich vor der Welt nicht klage,
Zeigt die Größe meiner Plage.
Rette du
Meine Ruh,
Oder schließ die Augen zu!"

haben das Eigne, daß Günther der Gelegenheits-dichterei, die ihm Geld einbringen mußte, gewöhnlich die Form der didaktischen Satyre gab, und bei eben diesen Gelegenheiten sich an den Personen zu rächen suchte, die ihm Uebels nachredeten. Daher vermehrten besonders diese Satyren die Zahl seiner Feinde. Mehrere treffliche Stellen abgerechnet, sind sie von geringerem Werthe, als die Lieder ihres Verfassers, und durch ihre Weitschweifigkeit im Ganzen eben so ermüdend, als zurückstoßend durch gemeine Einfälle und zügellose Invective; aber lebendige Darstellung kann ihnen nicht abgesprochen werden, und auch der Styl hat viel Feuer und Leichtigkeit [i]). Ungefähr denselben Charakter haben die

i) Als Probe, da doch Günther's Gedichte nur noch von Wenigen gelesen werden, stehe hier der Anfang einer dieser Satyren.

"Der Traum=Gott führte mich bey angebrochner Nacht
Aus meiner Lager=Statt in unbekannte Gränzen.
Ich sah den blassen Mond mit halbem Lichte glänzen,
Und ward durch einen Sumpf auf den Parnaß gebracht.
Es wimmelte der Berg von hundert tausend Flüssen,
Die Krämer wollten sich der Messe nicht entziehn,
Um weil Mercurius den Jahr=Markt ausgeschrien,
Auf künftigen Gewinn, die Buden aufzuschließen.

Hier saß ein Wurzel=Mann, der Otter=Häute frißt;
Dort lag ein Charlatan, hier stund ein Glücks=Topf offen,
Und reitzte manche Faust, den reichsten Griff zu hoffen;
Dort ging ein Schneider durch, der nur die Beutel mißt.
Zur Rechten sang ein Weib mit halb verdrehten Augen:
Ach! lieben Leute, hört das Wunderzeichen an!
Es hat ein todtes Kalb zwey Augen zugethan,
Daraus könnt ihr viel Trost in mancher Trübsal saugen."

die Episteln und Epigramme dieses Dichters. Unter den Episteln unterscheidet sich diejenige, durch die er seinen zürnenden Vater zu besänftigen suchte, von den übrigen durch den platt prosaischen Ausdruck der Gefühle eines bußfertigen Sünders. Aus den Zugaben zu der Sammlung dieser Gedichte sieht man, daß Günther auch leidliche lateinische Verse zu machen wußte. Seine Studentenlieder in den Jugendproben, wie sie überschrieben sind, dem zweiten Theile dieser Zugabe, zeigen uns aber auch den wüsten Menschen, der nicht selten Verse machte, wann er einen dichten Rausch hatte, wie in der Ueberschrift ausdrücklich angemerkt ist, und der in einem der obscönsten Hochzeitsgedichte, die je gedruckt sind, die galanten Scherze Hoffmannswaldau's zu überbieten suchte.

Nach diesem ausschweifenden Dichter ist einer der gesittetsten und frömmsten zu nennen, der sich auf eine andere Art vortheilhaft von den geschwätzigen Reimern seiner Zeit unterscheidet, mit denen er übrigens im besten Vernehmen lebte und auch vieles gemein hat. Barthold Heinrich Brockes, geboren zu Hamburg im Jahre 1680, Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns, hatte die Rechte studirt; war in Italien, der französischen Schweiz, und den Niederlanden gereiset, und mit dem Titel eines Licententiaten in seine Vaterstadt zurückgekommen. Ungeachtet seiner entschiedenen Neigung zur stillen Betrachtung der Natur und zu litterarischen Studien, wurde er Mitglied des Senats zu Hamburg, und übernahm auch mehrere Gesandtschaftsgeschäfte. In seinen litterarischen Verhältnissen schloß er sich ganz an die fleißigen Reimer Postel, Richey, Weichmann,

mann und die übrigen an, die damals in Hamburg der sogenannten Poesie der Niedersachsen eifrig beflissen waren. Mehrere Cantaten von ihm wurden von Telemann, einige von dem berühmteren Händel, in Musik gesetzt. Seine physikotheologischen Gedichte wurden von ganz Deutschland bewundert. Als Mensch und Bürger sehr geachtet, lebte er bis zum Jahre 1747. Mit Achtung muß er auch in der Geschichte der deutschen Poesie genannt werden, weil in seiner Art zu dichten, wenn gleich wenig Kraft, doch eine wahrhaft poetische Empfänglichkeit mit einem anspruchlos religiösen Gemüthe in einer Verbindung erscheint, wie bei keinem andern deutschen Dichter seiner Zeit. Brockes dichtete nicht, wie die Mode es mit sich brachte; aber er betrat auch keinen neuen Weg, auf den eine kühnere Selbstständigkeit und eine schöpferische Phantasie den Dichter führt, dem sein Zeitalter nicht Genüge thut. Originalität im höheren Sinne des Worts muß man bei ihm nicht suchen; und in der Fertigkeit, seine Gedanken in das Breite auszudehnen, und, wo sein poetischer Geist ihn verließ, auch triviale Prose mit endloser Geschwätzigkeit zusammen zu reimen, wetteiferte er mit den geistlosen Versmachern, die ihn umgaben. Dessen ungeachtet darf er mit diesen Versmachern nicht in dieselbe Classe geworfen werden. Seine physikotheologischen Gedichte, die unter dem Titel Irdisches Vergnügen in Gott neun Octavbände füllen, haben kein Vorbild in der Litteratur. Mit einer seltenen Empfänglichkeit für die Schönheit der Natur, suchte Brockes in allem, was auf die unschuldigste Art seine Sinne reizte, die Spuren der göttlichen Allmacht, Weisheit und Güte zu entdecken, an die er auf das innigste glaubte.

So,

So, wie Brockes, hatte noch kein deutscher Dichter die Natur zergliedert, um aus ihr jede Kleinigkeit, die ihm interessant schien, mit frommer Begeisterung poetisch hervorzuheben. Das Neue dieser Art, zu dichten, konnte seine Wirkung nicht verfehlen bei den Deutschen, mit deren nationaler Religiosität es so anmuthig harmonirte. Das Interesse, mit dem man die frommen Gedichte von Brockes las, gründete sich aber auch auf die wirklich bewundernswürdige Wahrheit, Feinheit und Lebendigkeit seiner Naturgemählde. An jedem Grashalme, jedem Thautropfen, jeder Wolke, wußte er etwas Ungemeines zu bemerken, das er mit mahlerischer Treue in fließenden Versen zu beschreiben verstand. Affectation lag ganz außer seinem Charakter. Wahrheit spricht aus seinen sanften Gefühlen, wie aus seinen Naturgemählden. Dieser Vorzüge der von Brockes in die deutsche Litteratur eingeführten physiko-theologischen Poesie ungeachtet, konnte das Glück, das sie machte, nicht lange dauern. Brockes war nicht Philosoph genug, um sich in seinen religiösen Betrachtungen über die gewöhnlichsten Lehrsätze der ersten Capitel der christlichen Dogmatik zu erheben, und nicht Dichter genug, um auf eine schöpferische Art etwas hervorzubringen. Nur beschreiben konnte er, was er sah und hörte; und zu allen diesen Beschreibungen immer nur dasselbe Gutachten hinzufügen, daß man blind und gefühllos seyn müsse, um nicht im Großen und im Kleinen die Allmacht, Weisheit und Güte des Schöpfers zu bewundern. Diese Gedankenleere des frommen Brockes ist schon an sich ermüdend; sie verbreitet auch über alle Mannigfaltigkeit seiner Beschreibungen eine einschläfernde Monotonie. Nur hier und

da sticht ein wahrhaft großer, oder kräftig ausgedrückter Gedanke hervor [k]). Aber vermehrt wird diese Monotonie noch durch den immer sich gleichen Ausdruck einer christlichen Gemüthsruhe, und durch die Weitschweifigkeit des Styls. Ins das Läppische und wirklich Alberne fällt die physikotheologische Poesie des guten Brockes, wo sie in den unbedeutendsten Dingen die Spuren der göttlichen Vorsehung nachweisen will [l]); oder, wo sie empfindsam den moralischen Bedeutungen der Naturerscheinungen nachspürt [m]); oder auch, wo sie besonders aus den

sinn-

k) Z. B. sogleich in dem ersten Gedichte, das überschrieben ist Das Firmament.

> "Die ungeheure Gruft des tiefen dunklen Lichts,
> Der lichten Dunkelheit, ohn' Anfang, ohne Schranken,
> Verschlang sogar die Welt, begrub selbst die Gedanken;
> Mein ganzes Wesen ward ein Staub, ein Punct, ein Nichts!
> Und ich verlor mich selbst. Dieß schlug mich plötzlich nieder.
> Verzweiflung drohete der ganz verwirrten Brust.
> Allein, o heilsams Nichts! glückseliger Verlust!
> Allgegenwärt'ger Gott, in dir fand ich mich wieder."

l) Z. B. in einer Frühlingsbetrachtung:

> "Es blühete bereits, dem großen Gott zum Ruhme,
> Die silber-weiße Schnee-die güldne Crocus-Bluhme.
> Die letzte hebt der güld'nen Stirne Zier
> Fast ohne Stiel gleich an der Erd' herfür:
> Es läßt, als ob sie sich am Feur der Sonnen labe.
> Die erste sieht gekrümmt die schwarze Mutter an:
> Es scheint, als ob sie sich so bald nicht finden kann,
> Daß ein so weißes Kind so dunkeln Ursprung habe."

m) Z. B. in den erbaulichen Betrachtungen über die Frühknospen an einem Birnbaume.

"Ein

sinnlichen Genüssen des Sehens, Hörens, Schmekkens und Riechens darthun will, wie gut es der Schöpfer mit dem Menschen gemeint hat [n]). Auch der

"Ein Birnbaum von sehr früher Art
Zeigt' allbereits im März die Knospen seiner Blüthe.
Dies trächtige Gewächs, das noch so zart,
Beschaut' ich mit betrachtendem Gemüthe
Und ward mit reiner Lust erfüllt,
Als ich nicht nur die zarte Zierlichkeit
Der Knospen selbst, die Vollenkommenheit
Der Blätter, die sie eingehüllt,
Die kleinen Knoten mit fünf Spitzen,
Worin die zarten Blumen sitzen
Sammt ihren schlanken Stielen, sah,
Nein gar, wie jeden Theil ein zartes Pelzwerk schmückte
Von weißen Zäserchen, vor Lust erstaunt erblickte;
So daß mir dies mit weiß gemischte Grün
Durch einen geistigen Verstand
Und mehr von unsichtbarer Hand
Gebildet, als gewachsen schien.
Wodurch ich denn gerührt von Gottes Macht und Liebe
Zu seiner Ehr' und meinem Tröste schriebe:
Du Allmachts-voller Gott, der du so wunderbar
In jeder Creatur, in allen deinen Werken
Macht, Lieb' und Weisheit lässest merken,
Der Du sogar
In weißem Sammt, in weicher Seiden
Die frühe Blüth des Birnbaums pflegst zu kleiden,
Und für ihn drohende Gefahren
Des späten Frosts sie zu bewahren;
Ach warum soll denn ich mit kindlichem Vertraun
Auf deine Lieb' und Vatertreu nicht baun,
Zu fester Zuversicht, du werdest hier im Leben
Den meinigen und mir leicht Kost und Kleider geben."

In dieser Betrachtung ist das Eigene der Brockesschen Manier auf das vollständigste ausgedrückt.

n) In einem dieser Gedichte, das in 155 lyrischen Strophen

der imposante Contrast zwischen dem Unendlichen und dem Endlichen wird in diesen Gedichten fast lächerlich durch die unaufhörliche Kleinigkeitsmahlerei. Ueberdieß hat ein großer Theil dessen, was Brockes so umständlich beschreibt, nur ein physikalisches, kein poetisches Interesse. Hätte der gefühlvolle, fein beobachtende und kenntnißreiche Mann sich besser auf wahre Poesie verstanden, würde er mit seinen versificirten Naturbeschreibungen und erbaulichen Reflexionen weder so viele Bände füllen, noch auf den Gedanken haben gerathen können, am Ende

phen die fünf Sinne besingt, kommt folgende Stelle vor.

"Welchen Nutzen in dem Leben
Bringet der Geruch uns nicht?
Will sich eine Brunst erheben;
Nutz't er mehr, als das Gesicht.
Manche Gluth wär' ausgebrochen,
Hätte man sie nicht gerochen
Und zu recht dem Feu'r gewehrt,
Das sonst Hab und Guth verzehrt.

So viel hundert tausend Blumen,
So viel süße Specerey,
Was in Indien, Idumen
Wächst und in der Barbarey,
Könnte kein Geschöpf gebrauchen
Und müßt', ohne Nutz, verrauchen,
Wär die Nase nicht geschickt,
Daß sie sich dadurch erquickt.

Sprich, verwildertes Gemüthe,
Kommt dies wohl von ungefähr,
Oder aus der Macht und Güte
Eines weisen Wesens her?
Sprich: verdienen solche Werke
Nicht so viel, daß man sie merke?
Wer's Geschöpfe nicht betrach't,
Schändet seines Schöpfers Macht."

Ende gar noch Betrachtungen über die Natur des Lichts und der Wärme in Alexandrinern abzufassen, und Betrachtungen über das Reich der Metalle, über die Pflanzen, und über die Erdarten in lyrischen Strophen abzuleiern. In seinen übrigen, nicht zur Physikotheologie gehörenden, Gedichten richtete er sich ganz nach dem Geschmacke, der damals in Hamburg für musterhaft galt °).

Weder Brockes, noch Günther, noch Canitz, waren die Männer, die der erschlafften deutschen Poesie in den ersten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts ein neues Leben einhauchen, oder den litterarischen Geschmack ihrer Nation wahrhaft verbessern konnten. Während man in Deutschland die Poesie der Italiener, Engländer und Franzosen längst erreicht, oder gar übertroffen zu haben glaubte, hatten diese Nationen nicht Unrecht, wenn sie durch die Plattheit, die aus der schönen Litteratur der Deutschen von so vielen Seiten hervorblickte, zurückgeschreckt wurden, dem Schätzbaren, das diese Litteratur enthielt, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

o) Wer sich noch geneigt fühlt, des frommen Brockes Irdisches Vergnügen in Gott vollständig mitzugenießen, und sonst noch allerlei Gedichte desselben Verfassers näher kennen zu lernen, muß die Ausgabe in neun Octavbänden, Hamburg, 1724 bis 1748, zur Hand nehmen. Alle diese Bände wurden, während der Verfasser noch lebte (nur der letzte kam nach seinem Tode heraus), von Andern herausgegeben; der erste von dem schon mehrere Mal genannten Weichmann; einige von Richey; einige von den Söhnen des Dichters.

da sticht ein wahrhaft großer, oder kräftig ausgedrückter Gedanke hervor [k]). Aber vermehrt wird diese Monotonie noch durch den immer sich gleichen Ausdruck einer christlichen Gemüthsruhe, und durch die Weitschweifigkeit des Styls. In das Läppische und wirklich Alberne fällt die physikotheologische Poesie des guten Brockes, wo sie in den unbedeutendsten Dingen die Spuren der göttlichen Vorsehung nachweisen will [l]); oder, wo sie empfindsam den moralischen Bedeutungen der Naturerscheinungen nachspürt [m]); oder auch, wo sie besonders aus den sinn-

k) Z. B. sogleich in dem ersten Gedichte, das überschrieben ist Das Firmament.

"Die ungeheure Gruft des tiefen dunklen Lichts,
Der lichten Dunkelheit, ohn' Anfang, ohne Schranken,
Verschlang sogar die Welt, begrub selbst die Gedanken;
Mein ganzes Wesen ward ein Staub, ein Punct, ein Nichts!
Und ich verlor mich selbst. Dieß schlug mich plötzlich nieder.
Verzweiflung drohete der ganz verwirrten Brust.
Allein, o heilsams Nichts! glückseliger Verlust!
Allgegenwärt'ger Gott, in dir fand ich mich wieder."

l) Z. B. in einer Frühlingsbetrachtung:

"Es blühete bereits, dem großen Gott zum Ruhme,
Die silber-weiße Schnee-die güldne Crocus-Bluhme.
Die letzte hebt der güld'nen Stirne Zier
Fast ohne Stiel gleich an der Erd' herfür:
Es läßt, als ob sie sich am Feur der Sonnen labe.
Die erste sieht gekrümmt die schwarze Mutter an:
Es scheint, als ob sie sich so bald nicht finden kann,
Daß ein so weißes Kind so dunkeln Ursprung habe."

m) Z. B. in den erbaulichen Betrachtungen über die Frühknospen an einem Birnbaume.

"Ein

sinnlichen Genüssen des Sehens, Hörens, Schmekkens und Riechens darthun will, wie gut es der Schöpfer mit dem Menschen gemeint hat [n]). Auch der

"Ein Birnbaum von sehr früher Art
Zeigt' allbereits im März die Knospen seiner Blüthe.
Dies trächtige Gewächs, das noch so zart,
Beschaut' ich mit betrachtendem Gemüthe
Und ward mit reiner Lust erfüllt,
Als ich nicht nur die zarte Zierlichkeit
Der Knospen selbst, die Vollenkommenheit
Der Blätter, die sie eingehüllt,
Die kleinen Knoten mit fünf Spitzen,
Worin die zarten Blumen sitzen
Sammt ihren schlanken Stielen, sah,
Nein gar, wie jeden Theil ein zartes Pelzwerk schmückte
Von weißen Zäserchen, vor Lust erstaunt erblickte;
So daß mir dies mit weiß gemischte Grün
Durch einen geistigen Verstand
Und mehr von unsichtbarer Hand
Gebildet, als gewachsen schien.
Wodurch ich denn gerührt von Gottes Macht und Liebe
Zu seiner Ehr' und meinem Tröste schriebe:
Du Allmachts-voller Gott, der du so wunderbar
In jeder Creatur, in allen deinen Werken
Macht, Lieb' und Weisheit lässest merken,
Der Du sogar
In weißem Sammt, in weicher Seiden
Die frühe Blüth des Birnbaums pflegst zu kleiden,
Und für ihn drohende Gefahren
Des späten Frosts sie zu bewahren;
Ach warum soll denn ich mit kindlichem Vertraun
Auf deine Lieb' und Vatertreu nicht baun,
Zu fester Zuversicht, du werdest hier im Leben
Den meinigen und mir leicht Kost und Kleider geben."

In dieser Betrachtung ist das Eigene der Brockesschen Manier auf das vollständigste ausgedrückt.

n) In einem dieser Gedichte, das in 155 lyrischen Strophen

der imposante Contrast zwischen dem Unendlichen und dem Endlichen wird in diesen Gedichten fast lächerlich durch die unaufhörliche Kleinigkeitsmahlerei. Ueberdieß hat ein großer Theil dessen, was Brockes so umständlich beschreibt, nur ein physikalisches, kein poetisches Interesse. Hätte der gefühlvolle, fein beobachtende und kenntnißreiche Mann sich besser auf wahre Poesie verstanden, würde er mit seinen versificirten Naturbeschreibungen und erbaulichen Reflexionen weder so viele Bände füllen, noch auf den Gedanken haben gerathen können, am Ende

phen die fünf Sinne besingt, kommt folgende Stelle vor.

"Welchen Nutzen in dem Leben
Bringet der Geruch uns nicht?
Will sich eine Brunst erheben;
Nutz't er mehr, als das Gesicht.
Manche Gluth wär' ausgebrochen,
Hätte man sie nicht gerochen
Und zu recht dem Feu'r gewehrt,
Das sonst Hab und Guth verzehrt.

So viel hundert tausend Blumen,
So viel süße Specerey,
Was in Indien, Idumen
Wächst und in der Barbarey,
Könnte kein Geschöpf gebrauchen
Und müst', ohne Nutz, verrauchen,
Wär die Nase nicht geschickt,
Daß sie sich dadurch erquickt.

Sprich, verwildertes Gemüthe,
Kommt dies wohl von ungefähr,
Oder aus der Macht und Güte
Eines weisen Wesens her?
Sprich: verdienen solche Werke
Nicht so viel, daß man sie merke?
Wer's Geschöpfe nicht betrach't,
Schändet seines Schöpfers Macht."

Ende gar noch Betrachtungen über die Natur des Lichts und der Wärme in Alexandrinern abzufassen, und Betrachtungen über das Reich der Metalle, über die Pflanzen, und über die Erdarten in lyrischen Strophen abzuleiern. In seinen übrigen, nicht zur Physikotheologie gehörenden, Gedichten richtete er sich ganz nach dem Geschmacke, der damals in Hamburg für musterhaft galt o).

Weder Brockes, noch Günther, noch Canitz, waren die Männer, die der erschlafften deutschen Poesie in den ersten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts ein neues Leben einhauchen, oder den litterarischen Geschmack ihrer Nation wahrhaft verbessern konnten. Während man in Deutschland die Poesie der Italiener, Engländer und Franzosen längst erreicht, oder gar übertroffen zu haben glaubte, hatten diese Nationen nicht Unrecht, wenn sie durch die Plattheit, die aus der schönen Litteratur der Deutschen von so vielen Seiten hervorblickte, zurückgeschreckt wurden, dem Schätzbaren, das diese Litteratur enthielt, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

o) Wer sich noch geneigt fühlt, des frommen Brockes Irdisches Vergnügen in Gott vollständig mitzugenießen, und sonst noch allerlei Gedichte desselben Verfassers näher kennen zu lernen, muß die Ausgabe in neun Octavbänden, Hamburg, 1724 bis 1748, zur Hand nehmen. Alle diese Bände wurden, während der Verfasser noch lebte (nur der letzte kam nach seinem Tode heraus), von Andern herausgegeben; der erste von dem schon mehrere Mal genannten Weichmann; einige von Richey; einige von den Söhnen des Dichters.

Drittes Capitel.

Geschichte der schönen Prose, der Poetik, und der Rhetorik in der deutschen Litteratur dieses Zeitraums.

Wenn man die poetische Litteratur der Deutschen von Opitz bis auf Haller und Hagedorn umständlich gemustert hat, darf man über die Geschichte des Stillstands und der Ausartung der schönen Prose der Deutschen in dieser Periode, und über die Menge theoretischer Schriften, die zwar manches Gute enthalten, aber im Ganzen doch nur den Geschmack der Nation nach Grundsätzen noch mehr verdarben, ohne Bedenken hinweg eilen. Ein kurzes Capitel kann hier Jedem genügen, wer nicht entweder durch besondere Liebhaberei zu diesem Theile der deutschen Litteratur hingezogen wird, oder alles, was dahin gehört, in einem Repertorium überschauen will. Denn nicht ein einziger deutscher Schriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts hat die Prose in seiner Muttersprache um einen Schritt weiter gebracht. Die vorzüglichsten unter ihnen bemüheten sich vergebens, die Höhe zu erreichen, auf welcher hundert Jahr früher schon Luther gestanden hatte. Selbst diese achtungswerthen Männer schrieben höchstens eine grammatisch richtige und männliche Verstandesprose. Von der Gewalt, mit der Luther die Sprache beherrschte, und von dem Feuer des Geistes, das in seinen Styl überging, konnte sich nichts in den prosaischen Versuchen von Schriftstellern zeigen, die sich nicht über

das

das didaktische Interesse hinauswagten, wenn sie nicht etwa angenehm erzählen, oder satyrische Bemerkungen in Umlauf bringen wollten. Die Sprache des Gefühls in guter Prose zu schreiben, verstand keiner von ihnen. Die geistvollen Wendungen, und die lebendige Darstellung, durch die sich die gute Prose auf so mannigfaltige Art, ohne ihre Grenzen zu überschreiten, der Poesie nähern kann, schienen außer dem Gesichtskreise dieser Schriftsteller zu liegen, obgleich die bemerkenswerthesten unter ihnen zugleich Dichter waren, oder doch thätigen Antheil an den Veränderungen nahmen, die sich damals in der deutschen Poesie ereigneten. Und das Wenige, was noch in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts geschah, die deutsche Prose des sechzehnten aufrecht zu erhalten, mußte nach dem dreißigjährigen Kriege der galanten Schwatzhaftigkeit und der Sprachmengerei weichen, die man zur guten Lebensart zählte.

Die Ursachen dieses Stillstandes und der bald darauf folgenden Ausartung der deutschen Prose lagen in der ganzen Denkart der Deutschen während dieses Zeitraums, und in dem Verhältnisse ihrer schönen Litteratur zu der wissenschaftlichen. An Gefühle für das Schickliche fehlte es den Schriftstellern, wie der Nation. Wenn man hier und da etwas kräftig und geistvoll gedacht und gesagt hatte, bemerkte man gar nicht das Platte, das sich hinzugesellte. Da man auf diese Art selbst in Versen bei jeder Gelegenheit über das Unschickliche hinweg sah, nahm man es mit den Verhältnissen, über die ein feineres Gefühl entscheidet, noch weniger genau in der Prose. Man glaubte, sich so natürlich und

 passend,

passend, als möglich, auszudrücken, wenn man in der breiten Phraseologie und in den schleppenden und verworrenen Perioden des Canzleistyls seine Gedanken niederlegte; denn in dem Canzleistyle schien sich ja recht kund zu thun, wie sich ein Mann ausdrücken muß, der sich vor großen Herren zu präsentiren weiß; und um diese Ehre ließ es sich auch die deutsche Poesie damals nicht wenig angelegen seyn. Nächst der guten Lebensart im Canzleistyle schien besonders Gelehrsamkeit in einer guten Prose sich zeigen zu müssen. Man bezog sich also, wo nur irgend eine Veranlassung dazu war, auf Stellen aus alten Autoren; citirte diese Stellen gern in der Ursprache; und übersetzte sie auch wohl so, daß der Abstand zwischen der Art, wie die Alten schrieben, und wie man sie damals in deutscher Prose nachahmte, noch mehr hervortrat. Daß man ein guter Christ sey, suchte man beiläufig auch zu beweisen durch Stellen aus der Bibel, die man citirte, oder auf die man wenigstens anspielte. Bei einer solchen Denkart blieb alles Studium der classischen Prose der Alten ohne Gewinn für die deutsche Litteratur. Dazu kam, daß sich unter den deutschen Gelehrten noch immer die Meinung erhielt, das Organ der wissenschaftlichen Litteratur müsse die lateinische Sprache bleiben. Die deutsche Sprache gewöhnte sich also noch gar nicht an logische Bestimmtheit der Begriffe. In der Philosophie blieben die Deutschen bis auf Leibnitz und Thomasius weit zurück hinter den Engländern und Franzosen. Also auch kein philosophischer Geist konnte in die deutsche Prose eindringen.

1. Unter den in deutscher Prose des siebzehnten Jahrhunderts geschriebenen Werken zeichnen sich von der Seite des Styls selbst diejenigen wenig aus, die mit Fleiße geschrieben sind, und mehr geistreich, als wissenschaftlich seyn sollen.

Hierher gehören einige satyrische Schriften, die von andern Litteratoren mit den in Versen geschriebenen Satyren zusammengeordnet werden. Den ersten Platz unter den Verfassern satyrischer Schriften in deutscher Prose aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges nimmt Johann Michael Moscherosch ein, der mit seinem wahren Familiennahmen Kalbskopf geheißen haben soll, als Schriftsteller am bekanntesten unter dem Nahmen Philander von Sittewald, mit dem er sich selbst symbolisch bezeichnete. Er war gebohren im Jahre 1600 zu Wilstädt in der Grafschaft Hanau Lichtenberg; kam mit mehreren fürstlichen Personen in Verbindung; wurde schwedischer Kriegsrath; rückte bis zu der Ehrenstelle eines Cammer- und Consistorialpräsidenten zu Hanau hinauf. Er starb im Jahre 1669. Seine Nachbildung der satyrischen Träume des Spaniers Quevedo [p]) unter dem Titel Wunderliche und wahrhafte Gesichte Philanders von Sittewald verhält sich zu dem Originale auf eine ähnliche Art, wie Fischart's Umarbeitung der satyrischen Romane von Rabelais ihrem Vorbilde sich bald mehr, bald weniger, nähert [r]). Auch Mosche

p) Vergl. den dritten Band dieser Geschichte der Poesie und Beredſ. S. 473.

r) Die einzige echte Ausgabe dieser Wunderlichen und wahrhaften Gesichte Philanders von Sitte-

Moscherosch hat größten Theils nur die Idee und den Umriß der Erfindung von seinem Muster entlehnt. Mit hellem Blicke hat er die Laster und Thorheiten überschauet, die ihm sein Zeitalter in Deutschland zum Abzeichnen nach der Natur darbot. Mit männlicher Kraft hat er seine eignen Reflexionen und Darstellungen in einen Theil der Träume des Spaniers verwebt. Sein Buch verdiente den Beifall, mit dem es aufgenommen wurde, weil außer Fischart's Werken nichts Besseres dieser Art in deutscher Sprache zu lesen war. Aber an Fischart reicht Moscherosch nicht. Seine Phantasie war lange nicht so reich; sein Witz nicht so kühn; sein Talent, die Sprache zu behandeln, weit beschränkter. Daß ihm Styl und Sprache nur Nebensache waren, sagt er selbst ausdrücklich [s]). Ein rauher Ernst, der das Laster in seiner ganzen Häßlichkeit zur Schau ausstellen will, herrscht überall vor. Doch fehlt es dem Buche auch nicht an lustigen

Sittewald, das ist, Strafschriften Hanß Michael Moscherosch von Wilstädt, in welchen aller Weltwesen, aller Mänschen Händel mit ihren natürlichen Farben u. s. w. auf die Schau geführet, als in einen Spiegel dargestellet und gesehen werden, ist die zu Straßburg, 1650, in 2 starken Octavbänden gedruckte. In der Vorrede protestirt Moscherosch gegen die früheren, unechten und durch falsche Zusätze entstellten Sammlungen seiner Visionen, die er bis dahin nur einzeln bekannt gemacht hatte.

s) "Es hätten auch in diesen Gesichten viel Worte besser und zierlicher können gegeben werden. Dahin hab ich aber auch nit gezielet, und hat es meine Mühsamkeit nicht zugelassen. Zudem ist es bei mir Ad rem"; u. s. w. Worte der Vorrede.

stigen Partien. Die ungeheure Sittenlosigkeit und wahre Brutalität des Soldatenlebens in Deutschland aus der zweiten Hälfte des dreißigjährigen Krieges hat Moscherosch auf das grellste nach der Natur gemahlt *). Daß er nicht ohne Talent zur Poesie war, beweisen die Verse, die in diese satyrischen Visionen eingestreuet sind; aber der Styl dieser Verse ist eben so roh, wie die Prose, in welcher Moscherosch, ohne alle Feinheit oder Eleganz, nur kräftig spotten und mora=

*) Soldatenleben ist die Ueberschrift der letzten dieser Visionen; ein schauderhaftes Bild der Brutalität der Marodeurs im dreißigjährigen Kriege. Die Pflichten des wahren Soldaten werden vom Verfasser sehr ernsthaft abgehandelt, zuweilen aber auch in komischen Gegensätzen; z. B.

"Vorzeiten, wann man hat zur Feldschlacht, oder zu einem Scharmützel, oder auf Parthey gehen wollen, so hats geheißen:

Wir wollen fort, in Gottes Nahmen! Nun ihr Brüder, fort in Gottes Nahmen! Ein jeder bete ein Vater Unser, und befehle sich Gott, dann der Feind ist da, es wird jetzt an ein Treffen gehen.

Nun Gott helf! Haltet euch redlich, ihr Brüder, und denkt an Gott und an unsern gnädigen Herrn, und thut alle das Beste.

Da hats dann gegolten, und ist Glück dabey gewesen.

Aber heutigs Tags, es gehe für Scharmützel vor, was immer wolle, wo ist einer, der in Gottes Nahmen dran ging, oder sein Gebeth zu Gott thäte?

Da heißt es jetzt: Potz hundert tausend Sack voll Enten! Auf ihr Bursche! Daß dich der Donner und der Hagel mit einander erschlag! In die Wehr! Der Feind ist da!

Drauf ins Teufels Namen!

Fort, ihr hundert Sapperments Bluthunde! Daß euchs Wetter erschlag! Druckt droff!" u. s. w.

moralisch unterrichten wollte," Einschiebsel in deutscher und französischer Sprache, und Citate am Rande, als Beweise der Gelehrsamkeit des Autors, fehlen auch nicht. Doch ist nicht leicht zu erklären, warum das Buch, das in verfälschten Ausgaben so fleißig gelesen wurde, ehe die echte im Jahre 1650 von dem Verfasser selbst besorgt war, seit dieser Zeit nicht wieder gedruckt ist, also das Publicum zu interessiren so aufgehört hat.

Ein anderes Buch, dessen schon oben in der Geschichte der deutschen Poesie aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges beiläufig gedacht ist, die Frauenzimmer-Gesprächspiele in acht Bänden von dem gelehrten Harsdörfer, muß hier noch ein Mal angeführt werden, weil es ausdrücklich dazu bestimmt war, eine Menge aus vielen Schriftstellern zusammengetragener Kenntnisse aller Art auf eine unterhaltende und geistreiche Art in Umlauf zu bringen [u]). Aber auch dieses für sein Zeitalter verdienstliche Werk ist in einer Prose geschrieben, die überall den schlechten Geschmack seines Zeitalters kund thut; zum Theil steif, schleppend und canzleimäßig, zum Theil geziert in der Manier der Pegnitzschäferschule [x]). Die dialogische Form, die doch dem

u) Vergl. oben S. 182, die Anmerkung gg).

x) Zu den besten Stellen gehören, die ungefähr wie die folgende geschrieben sind.

"Die Locrenser haben über ihren alten Gesetzen mit solcher Blindheit geeifert, daß, wer bey ihnen von einer Neuerung reden wollen, den Strang am Halse tragen, und, wann seine Meinung nicht gut befunden worden, dardurch das Leben verlieren müssen. Mit so unfugsamer Strengigkeit wollten viel gerne über den ungeschriebenen

dem Ganzen eine besondere Lebendigkeit geben soll, ist völlig mißrathen y).

Die

benen Gesetzen der lang beliebten Gewohnheit halten, daß die Urheber wohlbedachter Neuerungen unserer Mutterzunge als Freveler ernstlich abgestrafet werden würden, wann es in ihrem Vermögen stünde, darüber zu erkennen und auszusprechen. Indem sie aber solches nicht unterfangen dürfen, bemühen sie sich, die teutsche Sprache und ihre Beflissene mündlich und schriftlich zu beschmutzen, lästerlich zu verachten, und bey jedermann verächtlich und unwürdig zu machen.

Dieses hat nunmehr selig Gekrönter und fast alle, die ihm den Fuß nachgesetzet, schmerzlichst erfahren, und ist offenbar, daß auch der Allmächtige selbsten, der alles in höchster Vollkommenheit wohl gemacht, den böslichen Menschenkindern nicht recht thun kann."

y) Schon der Anfang ist so undialogisch, als möglich. Vespasianus heißt der erste Interlocutor. Er spricht:

"Obgleich bey heutiger Zerrüttung alles Wohlstandes, uns die Ursachen der Freuden und Ergetzlichkeiten gleichsam aus den Händen gewunden werden: so belustiget mich doch das süße Angedenken meiner blühenden Jugend dergestalt, daß ich alles gegenwärtige Uebel, bey Erinnerung der verwichenen guten Jahre, so viel lieber und leichter ertrage.

Julia. Es beliebe dem Herrn, auch andere solcher erfreulichen Gedanken theilhaftig zu machen, und uns insgesammt allhier mit mehreren zu berichten, in was so beharrliche Gemüthslust zu finden.

Vespasianus. Mein, wiewohl durch Alter fast schwaches Gedächtniß stellet mir gleichsam für Augen, mit was erwünschter Gesellschaft ich vielmaln die Zeit mit annehmlichen Gesprächspielen vertrieben; wie manches erfreuliches Wort gefallen; wie manche höfliche Scherzrede lustig angebracht, listig beantwortet, und wie artig der Jugend grünender Verstand, sowohl in Frankreich, als Welschland, auf eine sondere Weise, reif und gezeiget wird; die Lieb zur Tugend und guten Sitten eingedruk-

 ket.

Die deutschen Apophthegmen des achtungswerthen Zinkgref, die auch schon oben beiläufig genannt sind [z]), verdienen noch immer die Aufmerksamkeit der Sprachforscher und Litteratoren. Sie haben zu ihrer Zeit nützlich mitgewirkt, das Interesse für vaterländische Geschichte, und die reine Kraftsprache der älteren deutschen Prose wieder anzufrischen [a]). Aber anders, als steif und canzleimäßig,

ket, hingegen die Laster (durch welche man sonderlich zu solcher Zeit gefähret werden kann) in gebührliche Abscheu gebracht werden.

Julia. Warum wird solche Kurzweil von dem Herrn mit dem Namen der Gesprächspiel bemerket?

Vespasianus. Was Spiel und Spielen für einen eigentlichen Wortverstand habe, ist niemand, als ich vermeine, unwissend. Zu Unterscheid aber deren Vielheit sagt man Kartenspiel, Bretspiel, Kegelspiel, und dergleichen."

z) Vergl. oben S. 176, die Anmerk. ee). Der Titel lautet: Teutsche Apophthegmata, das ist, der Teutschen scharfsinnige kluge Sprüche; und auf dem zweiten Titelblatte: Teutscher Nation klug ausgesprochene Weißheit u. s. w. Amsterdam, 1653, sauber gedruckt bei Elzevier, dem Verleger so vieler alten Classiker.

a) Die von Zinkgref mühsam gesammelten Anekdoten zur deutschen Geschichte sind in einem Styl erzählt wie z. B. die folgende:

"Willegisus, der erste Churfürst zu Mainz, lebte zu Zeiten Kaiser Ottonis des Zweyten, dessen geheimer Rath und Capelan er war; sonst eines schlechten Herkommens, und von einem Wagner in dem sächsischen Dorf Stroningen erbohren. Er ließe allenthalben in seine Gemach Räder an die Wände mahlen, und diese Worte mit großen Buchstaben darbey: Willegis, Willegis, deiner Ankunft nicht vergiß. Und dannenhero solle vom Kaiser Heinrich dem Zweyten das Rad dem Chur-Mainzischen Wappen seyn einverleibt worden."

mäßig, konnte sich auch der gebildete Zinkgref nicht ausdrücken, wenn er mit patriotischer Treuherzigkeit echte Prose in seiner Muttersprache zu schreiben versuchte [b]).

Die beste deutsche Prose aus der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts hat Opitz geschrieben, dessen männlicher und feiner Verstand auch von dieser Seite sich bewährte. Aber der nicht versificirte Theil seiner Hercynia soll, seiner ganzen Bestimmung nach, nicht in das Fach der eigentlich prosaischen Litteratur gehören [c]). Der Abhandlung über

b) Man lese nur seine Zueignungsschrift an den Grafen von Hanau:

"Es schreibt ein alter Teutscher:

Wer Kunst und Bücher vertheilet, der thut jedermann Unrecht, dann derselbe verbirgt nicht das seine, sondern was jedermann zuständig ist rc. Demnach ich dann bey diesen trübseligen Zeiten, schwermüthige Gedanken zu vertreiben, je derweilen die teutsche Geschichten vor mich genommen, und aus denselben unserer Landsleute Apophthegmata oder kluge Reden aufgezeichnet, als hab ich solche auf hochansehnlicher berühmter Leute Antrieb zu dem End, ut uno volumine intueri liceat sparsa per varios authores (wie deren einer an mich schreibt) zuvörderst aber dem Vaterland zu gutem, und der uhralten, zugleich freythätig und freyredigen Nation zu Ehren, dieser Gestalt wollen lassen auskommen. Dieweil es aber mit dem Büchermachen eine gleichmäßige Beschaffenheit hat, wie mit dem Häuserbauen: da dann (wie Herr Eck von Rebkau, Meister des Sachsenspiegels, sein Buch anfängt) wer bey dem Weg bauet, viel Meister hat: als ist der gemeine Brauch, daß jeder Author wider dergleichen selbstthätliche eingedrungene Meisterschaft, seinem Werke einen Patronen oder Schutzherrn zu suchen pflegt. Dessen ich wohl vor andern Ursach hab;" u. s. w.

c) S. oben, Seite 113.

über die deutsche Poeterei von Opitz wird bald weiter gedacht werden müssen unter den Notizen zur Geschichte der Poetik der Deutschen in diesem Zeitraume.

Alle prosaischen Werke in deutscher Sprache, die in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts und in den ersten Decennien des achtzehnten mit Fleiß geschrieben wurden, um sich der damals so genannten galanten Welt durch Cultur des Styls zu empfehlen, können, die Romane abgerechnet, füglich mit Stillschweigen übergangen werden, wenn man sich nicht etwa aus dem Studium der armseligsten Geistlosigkeit und der gemeinsten Geschmacklosigkeit ein besonderes Geschäft machen will.

2. Die Verbesserung, deren die deutsche Prose des siebzehnten Jahrhunderts in allen ihren Theilen bedurfte, hätte wenigstens eingeleitet werden können durch die Menge von Romanen, über die deßwegen hier noch einige Notizen mitzutheilen sind, die sonst auch am Ende des vorigen Capitels eine schickliche Stelle gefunden haben würden. Denn die ganze Natur des Romans sträubt sich wegen ihrer nahen Verwandtschaft mit der eigentlichen Poesie gegen die canzleimäßigen Formen, in welchen sich damals die deutsche Prose so unbehülflich bewegte. Aber alle Fehler der deutschen Poesie dieses Zeitalters finden sich nicht nur wieder in der Romanenlitteratur, die sich an diese Poesie anschloß; sie fallen in den Romanen noch widriger auf, weil sie sich zu der Unnatur gesellten, auf welche die Verfasser der Romane fast unvermeidlich geriethen, da sie von dieser Art von Geisteswerken einen falschen Begriff hatten. Was wir noch jetzt das Roman-

hafte nennen, seltsame, abenteuerliche, und unglückliche Ereignisse in einer unterhaltenden Verwirrung, war den Meisten von ihnen das Wichtigste bei ihren Erfindungen. Die es auf etwas Großes anlegten, schrieben Liebes- und Heldenromane, in denen die Tugenden und Laster colossal erscheinen, besonders aber auch neben der gewöhnlichen Moral viel Politik niedergelegt werden sollte. An Wahrheit, Festigkeit, Feinheit der Charakterzeichnung wurde kaum beiläufig gedacht. Den Styl vernachlässigte man entweder ganz, oder man suchte sich über die gewöhnliche Prose zu erheben durch eine gravitätische, prunkende und phantastische Sprache, die man für erhaben hielt. Wo man sich ja nach einem Geschmacksmuster umsah, hatte man die französischen Romane jener Zeit, besonders die langweiligen in der Manier Scudery's und seiner Schwester, vor Augen. Einiges aus dieser Abtheilung der deutschen Romanenlitteratur kann durch Umarbeitung in etwas Besseres verwandelt werden, weil mehreren hierher gehörenden Werken ein gewisser Reiz der Erfindung, durch die man vorzüglich interessiren wollte, nicht abgesprochen werden kann.

Die große Anzahl deutscher Romane aus dieser Periode kann denjenigen nicht befremden, wer mit der gleichzeitigen Poesie der Deutschen genauere Bekanntschaft gemacht hat. Dieselbe ästhetische Regsamkeit, die sich seit Opitz wie epidemisch über Deutschland verbreitete, und Hunderte reizte, Verse in der neuen Manier mitzumachen, veranlaßte auch die Entstehung ganzer Haufen von Romanen, unter denen nicht ein einziger ist, der ohne wesentliche Veränderungen vor der Kritik bestehen kann. Die

Noth

geschmackloser Romane von Verfassern herausgegeben, für deren Nahmen hier kein Raum ist, unter andern von dem oben schon genannten Bohse oder Talander, dessen Liebescabinett der Damen, durchlauchtigste Alcestis, durchlauchtigste Florena, und noch vieles mehr der Art von eben diesem Vielschreiber, wie auch von seinem Schüler Hunold, genannt Menantes, dessen im vorigen Capitel gedacht werden mußte e).

Wenig verschieden von diesen politischen und galanten Romanen sind die mehr prunkenden Heldengeschichten, deren einige denn auch noch in einem höheren Grade moralisch seyn sollen. In diesem Sinne schrieb der Sprachreformator und Verskünstler Philipp von Zesen f) seinen Ibrahim oder durchlauchtigen Bassa; ferner eine Afrikanische Sophonisbe in drei Theilen; und noch ein Paar solcher Romane. Auch aus der biblischen Geschichte Simson's hat er einen Roman gemacht. Ein Ungenannter, der sich selbst den seltenen Nahmen Salemyndonis gab, machte einen phantastischen Heldenroman, betitelt Der Phrygier Aeneas, aus Virgil's Aeneide. Aber neben Ziegler's Asiatischer Banise, Lohenstein's Arminius, und den Romanen des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig, wurde in dieser Reihe von prunkenden Liebes- und Heldengeschichten besonders bewundert Des christlichen teutschen Großfürsten Herkules und der böhmischen königlichen Fräulein Valiska Wundergeschichten, in zwei Bänden, und noch ein Werk derselben

e) S. oben Seite 336.

f) Vergl. Seite 197.

den Art, Des christlichen königlichen Fürsten Herkules und Herkuladisla Wundergeschichte, verfaßt von dem braunschweigischen Hofprediger und Superintendenten Andreas Heinrich Buchholz, der vom Jahre 1607 bis 1671 lebte [g]). Beide Romane, reich an abenteuerlicher Erfindung, haben einen ausgezeichnet christlichen und zugleich patriotischen Zweck. Sie sollen dem Unheile entgegenwirken, das, nach der Meinung des Verfassers, durch die alten Ritterromane gestiftet wurde, die, wie er sagt, "die freche Liebe und den Zauberglauben" befördern. Die "Amadisschützen" will er zu Boden schlagen. Seine deutschen Herkulesse sollen "andächtigen Seelen eine Gemüthserfrischung gewähren, durch die sie nicht geärgert werden." Darum sind auch geistliche Lieder und Gebete eingestreuet. Und den undeutsch Gesinnten sollen diese Romane lehren, daß die Deutschen "nicht lauter wilde Säue und Bären sind, sondern manchen trefflichen Fürsten und Ritter unter sich gehabt haben." Darum hat er einen Theil der älteren Geschichte von Deutschland zur Grundlage seiner fabelhaften, über alle historische Wahrscheinlichkeit hinweg springenden, und auch psychologische Wahrheit und Natur als bloße Nebensache behandelnden, aber sinnreichen Compositionen gemacht.

Die

g) Die älteste Ausgabe der ersten dieser beiden Wundergeschichten ist vom Jahre 1659. Bald darauf wurde das Buch wieder gedruckt. Noch im J. 1744 ist es von neuen herausgegeben, aber mit Abänderungen und Abkürzungen. Die letzte Ausgabe des Herkules und Herkuladisla ist vom J. 1713.

Die Anmaßungen so vieler Scribenten, die in ihren Romanen von Heldenthaten und Haupt- und Staatsactionen sprachen, ohne im mindesten aus Erfahrung zu wissen, wie es im Felde hergeht, und was in den Cabinetten verhandelt wird, reizte einen Soldaten, der als Musketier den dreißgjährigen Krieg mitgemacht hatte, Samuel Greifenson, von Hirschfeld, unter dem Nahmen Schleifheim von Sulzfort, einen Roman nach dem Leben zu schreiben, um dem Publicum zu zeigen, wie es in der wirklichen Welt wunderlich, aber auch lustig, hergehe. Der Held dieses komischen Romans, Melchior Sternfels von Fuchsheim, heißt schon auf dem Titelblatte "ein seltsamer Vagant." Simplicissimus heißt er, als "der, auf keinem Purpur geboren, in einer klugen Einfalt sich stellet, und seine Person auf eine gar seltsame und dabei lustige und unverdrießliche Art aufzuführen weiß [h])." Wenige Bücher haben über ein habes Jahrhundert mehr Glück gemacht, als dieser Simplicissimus. Neun Auflagen, Fortsetzungen, Zusätze und eine Menge von Nachahmungen, sind bis zum Jahre 1725 gedruckt. Aber auch dieser in seiner Art merkwürdige Roman gehört seinem Zeitalter so charakteristisch an, daß er in unveränderter Gestalt sich nicht behaupten konnte, als der Geschmack der deutschen Romanenleser ein wenig sich zu verfeinern anfing.

Romane nach dem wirklichen Leben zu schreiben, versuchten gegen das Ende dieser Periode der deutschen

h) Eine ausführliche, fünf und eine halbe Seite einnehmende Registratur der Ausgaben, Fortsetzungen, und Nachahmungen dieses zu seiner Zeit so beliebten Simplicissimus findet man in Koch's Comp. der deutschen Litt. Gesch. Th. II. S. 255 ff.

schen Litteratur auch Andere, zum Beispiel der obscure Verfasser des Verliebten, betrübten, und bei seinen Studien endlich verzweifelnden Academicus oder unglückseligen Studenten, vom Jahre 1691.

Mit dem ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts fing die Fluth der mancherlei Romane in der deutschen Litteratur, unter denen die galant seyn sollenden Liebesgeschichten die abgeschmacktesten sind, abzulaufen an. Aber eine neue Reihe, größtentheils eben so abgeschmackter Wundergeschichten kam hinzu seit dem Jahre 1721, da die erdichteten Begebenheiten des Seefahrers Robinson Crusoe zum ersten Male in einer deutschen Uebersetzung bekannt wurden. Der Schwall von Nachahmungen dieses Romans in der deutschen Litteratur ist fast unerhört. Vierzig solcher Robinsonsgeschichten, gedruckt zwischen den Jahren 1722 bis 1769, hat man zusammengezählt, darunter einen italienischen Robinson, zwei französische, einen schwedischen, einen dänischen, einen böhmischen, einen isländischen, einen curländischen, und sogar einen maldivischen; ferner, damit, wo möglich, jeder Theil von Deutschland auch seinen besondern Robinson erhielte, wurden geschrieben und gedruckt ein schlesischer Robinson, ein sächsischer, ein thüringischer, ein niedersächsischer, zwei westphälische, ein schwäbischer, ein churbrandenburgischer, ein ostfriesländischer, ein Leipziger und ein Harz-Robinson; und damit auch die Religionen, die Wissenschaften und die Gewerbe nicht leer ausgingen, erfolgten ein jüdischer Robinson, ein

medicinischer, ein Buchhändler-Robinson; zu denen sich noch ein moralischer, und eine Jungfer Robinson gesellten. Die Verfasser dieser Robinsonaden wetteiferten entweder mit einander in der Erfindung unglaublicher Begebenheiten, die sich natürlich ausnehmen sollten, oder sie parodirten und verspotteten einer den andern. Als dann endlich nichts Neues dieser Art mehr erfunden werden zu können schien, traten an die Stelle der Robinsone, wie sie bis dahin sämmtlich geheissen hatten, die unter jenen vierzig nicht mitgezählten Aventüriers, wie sie sich nannten, zum Beispiele des Albertus Julius oder die Insel Felsenburg, der siebenbürgische Aventürier, der schweizerische, der dänische, der bremische, der leipziger, der lustige Avantürier, der reisende und der amerikanische Freibeuter. Es schien fast keine andere Art von Romanen in deutscher Sprache mehr entstehen zu können, als Robinsonaden und Aventürieren, bis gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts auch diese Spielereien der Phantasie als verbraucht aufgegeben wurden [i]).

Unterdessen hatte das deutsche Publicum gezeigt, wie bereit es war, sich durch Romane unterhalten zu lassen, ohne von dieser Art von Schriften im Ganzen mehr zu verlangen, als, was zur Noth auch ein Scribler leisten kann, der seine Phantasie anstrengt, seltsame Begebenheiten zu erdichten. Nicht zu verkennen ist aber auch ein ungemeines Erfindungs-

talent

i) In Koch's Comp. der deutschen Litt. Gesch. Th. II. nimmt das bloße Verzeichniß der Titel dieser deutschen Robinsonsgeschichten und Aventürieren über neun Octavseiten ein.

talent in mehreren dieser Romane. Wäre der Geschmack der Deutschen damals nicht zugleich so roh und so verbildet gewesen, würde ihre Romanenlitteratur die der übrigen Nationen haben übertreffen können.

3. Wenn man von dem überfüllten Fache der Romane in der deutschen Litteratur dieses Zeitraums nach den wissenschaftlichen Fächern hinüberblickt, in welche das ästhetische Interesse, dem Ernste der Forschung und Belehrung unbeschadet, Eingang finden kann, zeigt sich uns auch nicht ein einziges Buch, dessen Verfasser nur ein Mal eine Ahndung von der Art gehabt zu haben schiene, wie die Belehrung selbst durch geistvolle Darstellung gefördert werden kann. Die lateinisch geschriebenen Werke der deutschen Gelehrten aus dieser Periode ahmen hier und da antike Phrasen und Wendungen in der Manier des Cicero, oder Seneca, oder Plinius, nicht ganz ungeschickt nach; aber in deutscher Sprache ein moralisches, oder philosophisches, oder historisches, oder anderes Werk dieser Art zu schreiben, das beiläufig durch einigen ästhetischen Reiz sich empfehle, schien fast unmöglich geworden zu seyn.

Mit ehrenvoller Auszeichnung ist aus der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts der treffliche Adam Olearius, aus Aschersleben unweit Halberstadt, hier zu nennen, der vom Jahre 1600 bis 1671 gelebt, an der holsteinischen Gesandtschaft nach Moskau und Ispahan Theil genommen, die Geschichte dieser Gesandtschaftsreise geschrieben, und das Gulistan oder moralische und politische Rosenthal des didaktischen Dichters Saadi aus dem Persischen in ein so gutes Deutsch übersetzt hat,

 wie

wie es sich von jener Zeit kaum erwarten läßt. Ein wenig steif und einförmig ist seine Prose freilich auch, aber doch weder vernachlässigt, noch verkünstelt. Sie schließt sich den Gegenständen natürlich an, geht einen männlichen und sichern Schritt, und ehrt, wenn auch nicht durchgängig, doch im Ganzen die Reinheit der deutschen Sprache k).

Abhandlungen, deren Anordnung und Styl einige ästhetische Bildung zeigt, wurden in deutscher Sprache erst wieder nach dem Ablaufe des siebzehnten Jahrhunderts geschrieben, da man in Deutschland endlich aufing, den französischen Schriftstellern einiges von dem abzulernen, was man längst von dem Studium der griechischen und römischen Classiker viel besser hätte abstrahiren können. Aber die Verfasser solcher Abhandlungen gehörten zu der Partei der geschwätzigen Reimer, die ihre eigene Geistesarmuth für gediegene Vernunft ansahen. Ihre Prose ist die Vorläuferin der Gottschedischen. Abhandlungen dieser Art, besonders die schöne Litteratur betreffend, findet man in den Werken der Hofpoeten Besser und König l), und in Weichmann's Poesie der Niedersachsen m). Eine erträgliche Reinheit der Sprache ist ihr größtes Verdienst.

In

k) Vergl. oben Seite 119. Die erste Ausgabe dieser Orientalischen Reisebeschreibung von Olearius (oder Oehlenschläger, wie er mit seinem wahren Familiennahmen geheißen haben soll) ist vom J. 1647. Bis zum J. 1696 sind noch vier Ausgaben, alle in Folio, gefolgt. Das Persianische Rosenthal, von Olearius übersetzt, kam zum ersten Male im J. 1654 heraus.

l) Vergl. oben Seite 342.

m) S. oben S. 332, Anmerk. e.

In tiefem Verfalle blieb die eigentliche Beredsamkeit bei den Deutschen. Unter den Gelegenheitsreden, die nicht zugleich Predigten sind, verdient die von Caniz, dem Dichter, gehalten bei dem Absterben einer Churprinzessin von Brandenburg, einige Aufmerksamkeit, weil sie wenigstens in einem nicht schwülstigen und nicht vom Ceremoniell erstickten Style leidlich abgefaßt ist. Aber von oratorischer Kraft ist auch in dieser Trauerrede kaum ein Zug zu bemerken; und in der panegyrischen Uebertreibung der Tugenden der durchlauchtigen Hingeschiedenen wetteifert sie, als ob von einem überirdischen Wesen die Rede wäre, mit den schlechtesten Leichenpredigten, die damals bei der Bestattung fürstlicher Personen gehalten wurden [n]).

In der Kanzelberedsamkeit holten die Protestanten nichts von allem nach, was sie schon im sechzehnten Jahrhundert versäumt hatten. Luther schien ihnen umsonst ein Beispiel gegeben zu haben, wie ein frommer Redner Sprache und Styl behandeln soll, um mit oratorischer Kraft die Herzen zu ergreifen. Die katholischen Prediger in Deutschland mochten noch weniger ihren Vorträgen eine Form geben, die an Luther's Verdienst zu erinnern schien. Aber die unter den deutschen Katholiken herrschend gewordene Abneigung gegen alle Veränderungen, die seit Luther mit der deutschen Sprache vorgegangen waren und unverkennbaren Einfluß auf die rhetorischen Formen gehabt hatten, machten die Erneuerung eines Phänomens möglich, das unter andern Ver-

n) Die Rede steht abgedruckt in Canitzens oben Seite 345, angezeigten Werken.

Verhältnissen im Widerspruche mit dem Geiste des Zeitalters gestanden haben würde. Wie Geiler von Kaisersberg im funfzehnten Jahrhundert °), wurde noch gegen das Ende des siebzehnten, als Frankreich schon seinen Bossuet und Massillon hatte, in Deutschlands Kaiserstadt ein witziger Prediger durch seine burleske Kanzelberedsamkeit berühmt. Dieser merkwürdige Mann, Ulrich Megerle, wie er mit seinem weltlichen Nahmen geheißen haben soll, bekannter unter seinem Ordensnahmen Pater Abraham a Sancta Clara, verdient auch in der Geschichte der schönen Litteratur eine auszeichnende Stelle. Er war ein Schwabe, aus der Gegend von Möskirchen, geboren im Jahre 1642; trat in den Orden der Augustiner-Barfüßer; wurde zuletzt kaiserlicher Hofprediger zu Wien. Er starb im Jahre 1709, und wirkte noch lange nach seinem Tode durch seine Schriften erbaulich und lustig auf viele fromme Gemüther. Unter den Protestanten wurde er ein Gegenstand des Spottes. Daher ist er auch lange Zeit fast nur von der lächerlichen Seite im Andenken geblieben. Aber Pater Abraham mit allen seinen, der veredelten Kanzelberedsamkeit unwürdigen und nicht selten äußerst geschmacklosen Possen gehört zu den geistreichsten und kräftigsten Rednern und Schriftstellern seiner Zeit. Seine verrufenen Späße, die freilich großen Theils mehr für ein Hanswurst-Theater, als für die Kanzel, geeignet sind, umhüllen nicht selten einen tiefen moralischen Ernst. Mit hellem Verstande, der nur nicht über die Schranken der katholischen Dogmatik hinaus zu blicken wagte, hat er alle Verhältnisse des

°) Vergl. den vorigen Band Seite 520.

des menschlichen Lebens durchschauet. Aber er wollte auch, wie er es selbst auf den Titel einer seiner Schriften unverbesserlich ausdrückt, "der verkehrten Welt die Wahrhait unter die Nase reiben". Seine Spaßhaftigkeit gab ihm gewissermaßen die Vorrechte eines Hofnarren; aber er bediente sich auch dieser Vorrechte, um allen Ständen nützliche Wahrheiten zu sagen, die sie von einem Andern nicht so gut aufgenommen haben würden. Sein Witz war unerschöpflich. Aber unbesorgt um alles Uebrige, die Wahrheit der Darstellung und den moralischen Effect abgerechnet, sprudelte Pater Abraham gute und schlechte Einfälle hin, ohne sich im mindesten darum zu bekümmern, was ein gebildeter Geschmack gegen seine Manier zu erinnern haben könne; und wo ihm nichts Besseres einfiel, mußten läppische Wortspiele die Stelle witziger Combinationen einnehmen. Bei dieser Art, zu predigen und zu schreiben, mußte das wirklich Treffliche in den Reden und Schriften des Pater Abraham weit überwogen werden von dem Rohen und Platten, mit dem es wunderlich durch einander liegt. Aber der hinreißende Strom seiner Einfälle und sein kräftiges Darstellungstalent bleiben bewundernswerth. In Beziehung auf die schöne Litteratur ist eine der merkwürdigsten Schriften des Pater Abraham sein satyrisch-religiöser Roman Judas der Erzschelm [p]). Die von

p) Nach der neben mir liegenden Ausgabe: Judas der Erzschelm, für ehrliche Leuth; oder eigentlicher Entwurff und Lebensbeschreibung des Iscariotischen Böswicht, u. s. w. Bonn 1687, in 3 Quartbänden. Ein Verzeichniß der Schriften des Pater Abraham ist in dem Lexikon des Hrn. Jördens unter den Supplementen nachzusehen.

von dem Verfasser legendenmäßig erdichtete Lebensgeschichte des Judas Ischarioth ist nur der Faden, der das Chaos von moralischen Betrachtungen und lustigen Reden einigermaßen zusammenhält. Einige der ernsthafteren Stellen haben ein oratorisches Feuer, um das mancher gepriesene Redner den Pater Abraham beneiden dürfte [q]). Die Sicherheit und

q) Ich glaube, hier eine etwas längere Stelle dieser Art ausheben zu müssen, um den trefflichen Talenten des Pater Abraham Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

"Weißt du nun, Mensch, wer du bist? Wann es dir und deiner schlüpfrigen Gedächtniß entfallen, so beschaue das erste Blatt der heiligen Schrift, allwo dir undankbarem Geschöpf die Erschaffung der Welt, wie auch die eigentliche Beschreibung deines ersten Stammen-Haus, wird vor Augen kommen, und dir fein weisen, dirs verweisen, und dich unterweisen, wie daß dich der gütigste Gott, vermög seiner Allmacht, erschaffen habe zu seinem Eben-Bild. Du bist demnach, mein Mensch, ein wahrhaftes Contrafey Gottes, an dem weder Kunst, noch Gunst, gesparet. Du bist ein edles und schönes Bild. Du hast einen Willen, und der ist frey; du hast ein Gedächtniß, und das ist merksam; du hast einen Verstand, und der ist erleuchtet; du hast eine Seel', und die ist unsterblich. Du lebst mit den Thieren, und wächsest mit den Bäumen; du verstehest mit den Engeln; du trotzest mit allen Geschöpfen. Sonn und Mond seyn weniger als du. Gold und Silber seyn weniger als du. Himmel und Erd seyn weniger als du. Du hast etwas vom Feuer; du hast etwas von der Luft; du hast etwas vom Wasser; du hast etwas von der Erden; du hast etwas von den Thieren; du hast etwas von den Engeln; du hast etwas von Gott. Du bist ein Innhalt aller Geschöpf; du bist ein Meisterstück der göttlichen Hände. Du erkennest das Gute, und unterscheidest das Böse; du verwirfst das Schlechte, und umfängest das Gerechte. Du mit einem Wort, Mensch, du bist das schönste und edelste Ebenbild und Contrafey Gottes; und schämest dich

nd Gewandtheit seines Styls zeigt sich in den man-
gfaltigsten Wendungen und Einkleidungen [r]). Daß
eine gewisse Art von Schönheit wohl zu schätzen
ußte, beweisen mehrere komisch durchgeführte Ge-
nsätze in den Beschreibungen, die ihm geläufig
ären [s]). Eine Auswahl der vorzüglichsten Stellen
aus

dich nicht, du dich nicht? diesem ansehnlichen Ebenbild eine spöttliche Narren-Kappen aufzusetzen?"

r) Man lese z. B. den Anfang eines seiner derben Ausfälle auf das Hofleben. Es wird Jemand redend eingeführt:

"Ich nahme meinen Weg in eine vornehme Stadt, wollte meine vorwitzigen Augen auf die Weide führen, um einige schöne, wie auch seltsame Sachen zu sehen, damit ich nachmals in begebender Gelegenheit an gehörigen Orten auch weisen könnte, daß ich nicht wie eine Bräthenne stets zu Haus gehockt, sondern mir auch getraut fremdes Brodt zu essen. Mein erster Gang war nach Hof, die Beschaffenheit des Pallastes, die Tracht des Adels, den Pomp des Fürstens zu sehen. Da ich mich dann nächst der Hof-Pforten befunden, seynd mir zwey große Thiere begegnet, dergleichen ich mein Leben-Tag nicht bin ansichtig worden. Eines war also speckfeist, daß es mit seiner Wohl-Wampen fast den Erdboden kehrte; das andere war dergestalt dürre, daß es ohne weitere Mühe dem Beindrechsler unter seine Arbeit taugte. Und weil ich vermerkt, daß solche Thiere wie des Balaams Eselin reden konnten, war ich so kühn oder vielmehr frech, unterstand mich zu fragen, wie es zu Hof hergehe. Weil dann das Feiste wegen über häufigen Schmeer-Last und Schnaufen nicht konnte reden, also gab mir das Dürre, obzwar seliger Orten die teutsche Sprach nicht gebräuchlich, folgende Antwort."

Was folgt, dürfte schwerlich ein anderer Hofprediger dem Hofe so kräftig "unter die Nase gerieben haben", wie Pater Abraham.

s) Die folgende Stelle mag deßwegen hier noch aufmerksamer auf Pater Abrahams Darstellungstalent machen.
"Frey-

aus den Schriften dieses possenhaften Moralisten würde am besten lehren, wie sehr man ihn verkennt, wenn man seine Einfälle nur noch um ihrer Seltsamkeit willen interessant findet. Sein östreichischer Provinzialismus gehört freilich auch zu den burlesken Eigenheiten seines Styls.

In einer sehr merkwürdigen Beziehung auf die schöne Litteratur der Deutschen aus dieser ganzen Periode stehen die Schriften, durch die der gute Geschmack in der schönen Redekunst theoretisch gefördert und gebildet werden sollte. Eine solche Menge von Unterweisungen in der Poetik und Rhetorik, wie im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts für die Deutschen geschrieben wurden, hätte die deutsche Poesie und Beredsamkeit, wenn auch nicht auf den Gipfel der Vollkommenheit erhoben, doch wenigstens außerordentlich läutern und veredeln müssen, wenn Theorie und Praxis in der schönen Litteratur überhaupt sich so zu einander verhielten, wie die Theoretiker

"Freylich wohl seynd schön die güldene Haarlocken; aber nicht dauerhaft; mit der Zeit thut auch der alte Kopf mausern, wie eine alte Brüthhenne. Freylich wohl seynd schön die schw[illegible]en Augen, aber nicht beständig; mit der Zeit werden sie rinnend und roth wie sie die Cyprianische Tauben haben. Freilich wohl seynd schön die rothen Wangen, aber nicht beständig; mit der Zeit werden sie einfallen, wie ein ausgepfiffener Dudelsack. Freylich wohl ist schön ein weiße und gleichsam alabasterne Nasen, aber nicht beständig; mit der Zeit wird ein alter Calender daraus, worinnen stets feuchtes Wetter anzutreffen. Freylich wohl ist schön ein corallener Mund, aber nicht beständig; mit der Zeit sieht er auch aus wie eine gerupfte Blaumeise. Freylich wohl sind schön die silberweißen Zähne, aber nicht beständig; mit der Zeit werden auch gestumpfte Pallisaden daraus".

retiker uns glauben machen möchten. Aber nie hat sich so auffallend, wie in der deutschen Litteratur des siebzehnten Jahrhunderts, bewährt, daß die ästhetische Kritik, wenn sie nicht mehr schaden, als nützen soll, eine Tochter des guten Geschmacks selbst seyn muß, oder, daß sie nur da ihr Ziel erreichen kann, wo ein gebildetes Gefühl schon vorläufig einen Ausspruch gethan hat, den der analysirende Verstand nur bestätigt. Bis auf Opitz hatte man in Deutschland fast nichts von Kritik gewußt. Der neue Geschmack, der an die Stelle des alten romantischen mit Hülfe einer unermüdeten Kritik eingeführt werden sollte, war doch im Grunde nichts weiter als eine natürliche Fortsetzung des gesunkenen Geschmacks aus der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Was man zu empfinden verlernt hatte, konnte man mit Hülfe der Kritik auch nicht sehen lernen; und weil man nur sah, was man empfand, überredete man sich, die neu gebildete deutsche Poesie lasse fast nichts mehr zu wünschen übrig, oder, wie es ein Kritiker dieser Periode ausdrückte, "ein Hoffmannswaldau und ein Lohenstein könnten zehn Oviden und Virgilen den Kopf bieten", während sich doch beinahe keine Art von Geschmacklosigkeit denken läßt, deren Erläuterung nicht durch Beispiele aus den Werken der deutschen Dichter dieser Periode belegt werden könnte. Daher merkte man gar nicht, wo es der deutschen Poesie und Beredsamkeit fehlte, wenn man die Regeln auf sie anwandte, die man doch zum Theil aus den Werken der alten Classiker abstrahirt hatte.

An der Spitze dieser Aesthetiker und Kritiker, die allerdings viel Nützliches gesagt, aber doch die deutsche

sche Poesie nur auf ihren Irrwegen treulich begleitet haben, steht der Geschmacksreformator Opitz selbst. Seine Abhandlung Von der deutschen Poeterei oder, wie er sie nachher lateinisch betitelte, Prosodia Germanica wurden von dem Jahre 1624 bis 1668 durch zehn Auflagen verbreitet. Nicht eingelernten Grundsätzen, sondern der natürlichen Feinheit seines Geschmacks und seinem kräftigen Verstande verdankte Opitz die Ueberlegenheit, durch die er seinem Zeitalter imponirte. Weil aber in seinem Geiste immer der Verstand vorherrschte, war ihm auch eine Theorie der Dichtkunst Bedürfniß. Was sein natürlicher Geschmack ihn lehrte, brachte er in Regeln, und wandte es auf das Studium seiner Muttersprache an. Aber daß er auch den prosodischen und poetischen Charakter der deutschen Sprache richtiger auffaßte, als jemand vor ihm, war wieder eine Folge seines feineren ästhetischen Sinnes. Die Regeln, nach denen er dichtete, die prosodischen abgerechnet, drücken also auch nur die, zwar würdige, aber sehr einseitige, und zum Theil grundfalsche Vorstellung aus, die er sich von der Poesie gemacht hatte. Sein didaktisch-poetischer Geist schob sehr natürlich auch den poetischen Darstellungen das Interesse der Belehrung als das wichtigste unter. Die Bestimmung und der Werth der Poesie sollten nun auch nach Grundsätzen vorzüglich darauf zurückgeführt werden, daß diese schöne Musenkunst zum eigentlichen Zwecke habe, allerlei Kenntnisse und gute Lehren auf eine anziehende Art einzukleiden und sie dadurch gemeinnütziger zu machen. Wo Opitz'ens Poesie sich über diesen prosaischen Zweck erhebt, ist es wieder das Gefühl, nicht die Theorie, was ihn lehrte, wie man dichten soll. Aber

so

so dunkel auch die Idee war, die ihm von wahrer Poesie vorschwebte, ist doch seine Abhandlung von der deutschen Poeterei nicht nur die erste ihrer Art in der deutschen Litteratur; sie übertrifft auch in der Hauptsache alle die deutschen Poetiken, zu deren Entstehung sie die erste Veranlassung gegeben hat t). In der männlich und edel geschriebenen Zueignung an den Bürgermeister und Rath seiner Vaterstadt Bunzlau sagt der Verfasser ausdrücklich, daß diese Abhandlung nur summarisch anzeigen solle, worinn die wahre Poesie bestehe, und welcher Art von Cultur besonders die deutsche Poesie noch bedürfe. Weit entfernt von der Meinung, daß Kunstbeflissenheit nach Grundsätzen den Dichter mache, geht er in der Abhandlung selbst von der historischen Wahrheit aus, daß die Poesie, "aus göttlichem Antriebe und von der Natur herkommend", lange Zeit schon mit glücklichem Erfolge getrieben worden, ehe man sie theoretisch analysirt und "aus vielen Tugenden eine Kunst gemacht" habe. Um sogleich die Würde der Poesie an den Tag zu legen, sucht er zu zeigen, daß überhaupt Poesie die älteste Form der Wissenschaft, und deßwegen die älteste Poesie "eine verborgene Theologie" gewesen. Man könne daher auch, sagt er, "nichts Närrischeres meinen, als, die Poeterei bestehe bloß in ihr selber; die doch alle andere Künste und Wissenschaften in sich hält." Die Sachen und Gedanken seien es, was einem Gedichte innern Werth giebt. Sprache, Vers und Styl sollen nur dazu dienen, von den Sachen

t) Vergl. oben Seite 118. Wieder abgedruckt findet sich diese Abhandlung in der Bodmerischen und in der Trillerischen Ausgabe von Opitz'ens Werken.

Sachen und Gedanken auf die anziehendste und eindringlichste Art zu reden. Darum müsse der Dichter ein Mann von glücklicher Phantasie seyn, "von sinnreichen Einfällen und Erfindungen; er müsse ein großes unverzagtes Gemüth haben, müsse hohe Sachen bei sich erdenken können, soll anders seine Rede eine Art kriegen und von der Erde emporsteigen." Unter den angeführten Beispielen ist aber auch sogleich ein französisches Sonett von Ronsard, den er den französischen Poeten-Adler nennt. Die Erfindung, als etwas der Poesie Wesentliches, nennt Opitz "eine sinnreiche Fassung der Sachen, welche wir einbilden können, der himmlischen und irdischen." Also auch bloße Einkleidung galt ihm für Erfindung; wofür er denn schon von dem holländischen Dichter Vondel den Vorwurf hören mußte, daß es seinen übrigens lobenswerthen Gedichten an der Erfindung fehle, die zur Dichtkunst gehört. Aber auch von der älteren deutschen Poesie aus der Zeit der Minnesinger spricht Opitz mit Achtung. Er erinnert nahmentlich an mehrere jener alten Dichter, die damals in Vergessenheit gerathen waren. Daraus erklärt sich auch die Mühe, die er sich gegeben hat, die noch älteren Denkmäler der deutschen Poesie wieder hervor zu ziehen, zum Beispiel den Lobgesang auf den heil. Anno [u]). Solche Bemerkungen und Notizen in Umlauf gebracht zu haben, ist nicht das kleinste unter Opitzen's Verdiensten. Was er von den Dichtungsarten sagt, ist kümmerlich, und zum Theil aus der lateinischen Poetik von Scaliger genommen. Aber seine Anleitung zur deutschen Metrik, die

den

u) Vergl. den vorigen Band, Seite 84.

den größten Theil dieser Abhandlung einnimmt, hat zum ersten Male die Verskunst in deutscher Sprache auf richtige Grundsätze zurückgeführt [x]).

Opitz'ens Poetik blieb bis gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts der Wegweiser aller deutschen Dichter, die wetteiferten, dem berühmten Lehrer zu folgen. Die geistlosen Zusätze, die diese Poetik im Jahre 1658 durch einen gewissen Enoch Hannmann erhielt, konnten ihre Gemeinnützigkeit nicht verwehren. Doch ist bemerkenswerth, daß dieser Enoch Hannmann ausdrücklich den deutschen Dichter das Studium der Canzleisprache empfiehlt [y]).

Ganz in Opitz'ens Geiste trug der Professor zu Wittenberg August Buchner, der oben unter den Dichtern genannt ist [z]), ähnliche Grundsätze seinen Zuhörern vor. Er dachte so bescheiden von seinen Bemühungen, daß er seine kleine Anleitung zu einer

x) Nach Opitz'ens Lehre finden sich aber auch bei den deutschen Dichtern des siebzehnten Jahrhunderts mehrere aus dem Lateinischen und Griechischen abstammende Wörter, gegen den neueren Sprachgebrauch, nach der griechischen und lateinischen Prosodie scandirt, z. B. Bărbāren statt Bārbărĕn; Năjăden statt Nājāden. Auch Uz scandirte noch so um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts.

y) Enoch Hannmann's Anmerkungen in die teutsche Prosodie, worinnen dasjenige, was etwan Hr. Opitz übergangen u. s. w. kürzlich dargestellet wird. Frankf. am M. 1658, in 8.

z) Vergl. oben Seite 176. Der Titel des Buchs ist: August Buchner's Kurzer Wegweiser zur teutschen Tichtkunst. Jena, 1663, in 8.

einer deutschen Poetik nicht drucken ließ. Aber sie wurde durch Abschriften verbreitet, bis sie von einem gewissen gekrönnten Poeten Georg Götze zu Jena aus der Handschrift des Verfassers zum Drucke befördert wurde. Auch Buchner leitet die Poesie aus einem "göttlichen Triebe" ab; führt zuerst die äsopische Fabel als ein Beispiel des eigentlichen Zwecks der poetischen Darstellungen an; vergleicht die Poesie mit den versüßten Arzneien; wiederhohlt die Lehre, daß diese schöne Kunst als die natürlichste und angenehmste Einkleidung der Wissenschaft betrachtet werden müsse; wie denn besonders Homer unter Achill's, Ulysses, und vieler anderer Personen Nahmen "vielseitige Exempel allerlei Tugenden und Laster vorgestellet habe." Doch, fügt er hinzu, habe der Dichter, "wie ein Mahler, seinem Amte genug gethan, wenn er etwas so abgebildet, daß man's erkennen kann, was es sey, obgleich die innerlichen Beschaffenheiten und sein ganzes Wesen nicht angedeutet ist." Dann wendet er sich auch sogleich zu Bemerkungen über die poetische Sprache.

Aber wie wenig man sich von dem göttlichen Triebe allein versprach, der nach Opitz'ens und Buchner's Lehre den Dichter begeistern soll, ergiebt sich schon aus dem Deutschen Dädalus oder Poetischem Lexikon, das Gotthilf Treuer, ein Landprediger unweit Frankfurt an der Oder, mit einer Vorrede von Buchner im Jahre 1675 herausgab [a]). Dieses Lexikon in zwei starken Bänden soll

a) M. Gotthilf Treuer's Deutscher Dädalus oder Poetisches Lexicon, begreifend ein vollständiges poetisches Wörterbuch mit 1300 Tituln u. s. w. Berlin, 1675, 2 Bände in 8.

soll dem deutschen Poeten aus der Noth helfen, wenn es ihm an Gedanken sowohl, als an Worten, fehlt. Darum sind die Wörter, die in einem Gedichte etwa vorkommen mögen, zum Nachschlagen alphabetisch geordnet; bei den Substantiven die wichtigsten Epithete beigefügt, zum Beispiele, daß der Aal "der schlüpfrige, gleichgeschlangte, schlangengleiche, walzige, glatte, schuppenlose, schlüpfrigschnelle", und noch mit andern Beiwörtern poetisch bezeichnet werden könne. Dann folgen bei jeden Artikel, um dem Poeten auch Gedanken an die Hand zu geben, Beispiele aus den Werken Opitz'ens und der damals beliebten Opitzianer.

Treuer's Arbeit fand nicht nur Beifall; sie erhielt auch ein eben so angelegtes, nur weniger umumständlich ausgeführtes Seitenstück in Gottfrieds von Peschwitz Jüngsterbautem Hochdeutschen Parnaß, der um dieselbe Zeit herauskam [b]). Eine handwerksmäßige Cultur der Dichtkunst hatte also damals gar nichts Anstößiges in Deutschland.

Auch die Pegnitzschäfer wollten nicht zurückbleiben in der Anleitung, die neue Kunst nach Regeln auszuüben. Der gelehrte Harsdörfer nannte selbst die von ihm verfaßte Poetik einen Poetischen Trichter; und dieser Trichter sollte die Kunst, ein gutes deutsches Gedicht zu machen, in sechs Stunden eingiessen [c]). Was das Wesen und die eigent-

b) Gottfr. v. Peschwitz Jüngsterbauter hochteutscher Parnaß, das ist, Anmuthige Formeln u. s. w. der poetisirenden Jugend zu Nutz herausgegeben. Jena, 1663, in 8.

c) Poetischer Trichter, die teutsche Dicht- und Reimkunst

eigentliche Bestimmung der Poesie betrifft, verweiset er kurz auf Scaliger und Vossius, um, wie er sagt, die edle Zeit nicht zu verlieren, und dem Leser nicht ein unnöthiges Wort aufzudringen. Für die älteste Dichtungsart erklärt er die Schäferpoesie. Der Inhalt der Poesie überhaupt sind, nach Harsdörfer "Sinnbilder von allerlei Händeln, die in des Menschen Leben vorkommen." Die wahre Poesie sei immer "auf Nutzen und Vergnügen zugleich" gerichtet. Ein löblicher Poet "schreibe allezeit solche Gedichte, die zu Gottes Ehre zielen, große Herren und gelehrte Leute belustigen, die Unverständigen unterweisen, der Verständigen Nachsinnen üben", jedoch auch, setzt er hinzu, "die Betrübten trösten und der Fröhlichen Freude vermehren." Von der heidnischen Mythologie dürfe ein christlicher Dichter nur mit Vorsicht um der sinnbildlichen Bedeutung willen Gebrauch machen. Vers und Reim aber gehören, nach Harsdörfer, zu einem Gedichte, "weil das Gold, wenn es künstlich gearbeitet wird, für höher geachtet wird, als dasjenige, so noch nicht von den Schlacken gereinigt worden." Deßwegen sey auch ein Werk in gebundener Rede einem in ungebundener vorzuziehen. Aber an artigen Erfindungen müsse es dem Gedichte auch nicht fehlen, wie auch nicht an "lehrreichen Sprüchen, schicklichen Gleichnissen und gemeinen Sprichwörtern." Von diesen Bemerkungen eilt Harsdörfer zu den Grundsätzen der deutschen Grammatik und Prosodie. Ein Theil dieser Grundsätze

kunst, ohne Behuf der lateinischen Sprache, in 6 Stunden einzugießen, u. s. w. durch ein Mitglied der hochlöbl. fruchtbringenden Gesellschaft. Zweite Auflage. Nürnberg, 1650, 3 Octavbändchen.

sätze ist sogar durch einen Kupferstich in fünf Denkringen versinnlicht, welche Buchstaben und Anfangssylben enthalten. Den Beschluß macht ein Lexikon von mehr als fünfhundert Artikeln, ungefähr in demselben Geist und Geschmacke wie die poetischen Wörterbücher von Treuer und Peschwitz.

Den nürnbergischen Geschmack der Pegnitzschäfer-Schule findet man weiter auf Grundsätze gestellt in Klai's Lobrede auf die Dichtkunst, und in den beiläufig schon oben angeführten theoretischen und kritischen Schriften Philipp's von Zesen und Siegmund's von Birken [d]).

Ein gewisser Balthasar Kindermann, auch Kurander genannt, Conrector in Brandenburg, glaubte gewiß keinem geringen Bedürfnisse seiner Zeitgenossen abzuhelfen, als er seinen Teutschen Poeten herausgab, um deutlich und gründlich zu lehren, wie man Hochzeitsgedichte, Leichengedichte, und alle möglichen Arten von Gelegenheitsgedichten zierlich abfassen solle [e]). Denn das Erste, was man von einem deutschen Poeten im siebzehnten Jahrhundert verlangte, war ja, daß er bei jedem häuslichen oder öffentlichen Vorfalle sein bestelltes oder unbestelltes Carmen einreichen könne. In diesem Buche von Kindermann findet sich zu jeder Art von Gelegenheitsgedichten ein Schema oder eine sogenann-

d) Vergl. oben Seite 197, und Seite 277.

e) Der deutsche Poet, darinnen ganz deutlich und ausführlich gelehrt wird, welchergestalt ein zierliches Gedicht auf allerlei Begebenheiten, auf Hochzeiten, Kindtaufen u. s. w., so wohl hohen als niedern Standespersonen in gar kurzer Zeit kann wohl erfunden und ausgeputzet werden. Wittenberg, 1664, in 8.

genannte Chrie vorgezeichnet; zum Beispiel, wie man besingen soll, wenn jemand abreisen muß, um ein neues Amt anzutreten. In diesem Falle sey erstens das Trauern der Stadt oder Gegend vorzustellen, aus welcher der Beförderte abreiset; zweitens die Ursachen solchen Betrübnisses, nämlich die treuen Dienste, die er dem gemeinen Wesen geleistet, und seine dabei bewiesene Geschicklichkeit; drittens soll er angemahnt werden, der Regierung Gottes zu folgen, und seine Reise anzutreten; hierauf müsse viertens das Verlangen der Stadt, oder des Landes, geschildert werden, wohin der Abgehende seinen Fuß setzen soll; und schließlich fünftens habe ihm der Poet noch besonders seine Person zu empfehlen, und mit einem Wunsche und Versicherung seiner Liebe zu schließen. Solche Ansichten der Poesie hatte dieser Schulmann. Aber fast ganz nach den von ihm aufgestellten Grundsätzen wurde auch ohne sein Zuthun durch das siebzehnte Jahrhundert hindurch die epidemisch gewordene Gelegenheitsdichterei in Deutschland getrieben. Beiläufig kann eben dieser Poetiker nicht genug seinen Abscheu darüber ausdrücken, daß man die Jugend auf Schulen die Lustspiele des Plautus und Terenz lesen lasse, und dadurch nicht nur die Köpfe mit "heidnischen Narrenspossen" anfülle, sondern überdieß zu den schändlichsten Lastern reize.

Um dieselbe Zeit kam eine Wohlgegründete deutsche Versekunst von einem gewissen Hadewig heraus, der seinem Buche auch einen hebräischen Titel gegeben hat.

Wenn man zu allen diesen Schriften, von denen hier nur einige genannt sind, noch die theoretischen Vorreden vor den Werken der deutschen

Dichter

Dichter dieses Zeitalters zählt, kann man sich noch mehr verwundern über die kaum glaubliche Verbreitung der Geschmacklosigkeit nach Grundsätzen. Das einzige Brauchbare, das sich in diesen Schriften findet, betrifft die deutsche Metrik.

Gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts wurde das Uebel nur noch vermehrt durch die hinzukommende Galanterie und die verderbtere Sprache. An die schlechten Poetiken reiheten sich nun noch schlechtere Lehrbücher der Rhetorik und der Grundsätze des prosaischen Styls. Und auch hierin zeigte sich die Abhängigkeit der Theorie von der üblichen Praxis; weil die Beredsamkeit der Deutschen noch weit hinter der Poesie zurückgeblieben war, und die Prose, die man damals in deutscher Sprache schrieb, gegen alle Gesetze des guten Geschmacks anstieß. Aber man glaubte so wenig das Eine, wie das Andere. Durch die Theorien wurden also auch in diesem Theile der Litteratur die Fehler, die man hätte vermeiden lernen sollen, nicht nur nicht vermindert, sondern ausdrücklich noch empfohlen als etwas, das zu einem gelehrten, galanten, und zierlichen Style gehöre. In diesem Sinne arbeitete besonders der oben angeführte Christian Weise unermüdet dahin, seine Grundsätze der Jugend einzuprägen [f]). Zu diesem Zwecke schrieb er außer seinen Curiösen Gedanken von deutschen Versen auch Curiöse Gedanken von deutschen Briefen; eine Politische Nachricht von sorgfältigen Briefen, nebst einem Vorberichte vom galanten Hofredner; ferner einen Gelehrten Redner; Oratorische Fragen; und noch ein besonderes Oratorisches

Syste-

f) Vergl. oben Seite 328.

Systema", darinn die vortreffliche Disciplin in ihrer vollkommenen Ordnung aus richtigen Principiis vorgestellet und mit lauter neuen Exempeln erkläret wird." Dem Geiste der Titel dieser Bücher entspricht ihr Inhalt.

Der Briefstyl der Deutschen, der bis dahin immer roh gewesen war, wurde methodisch zu Grunde gerichtet durch Vorschriften, wie sie der Vielschreiber Bohse, genannt Talander [g]), in das Publicum ergehen ließ durch seine Gründliche Anleitung zu deutschen Briefen; seinen zwei Mal aufgelegten Allzeit fertigen Briefsteller, und seinen Neu erläuterten Briefsteller. Und doch wurde noch im Jahre 1734 dieses Talanders Curiös bequemes Handbuch von allerlei auserlesenen Sendschreiben und mündlichen Complimenten vom allerneusten Style zur Belehrung der Jugend und der eleganten Welt in zwei Bänden gedruckt.

An Bohse'ns Arbeiten zur Theorie der schönen Redekünste schlossen sich die seines Schülers Hunold, genannt Menantes, mit aller abgeschmackten Ziererei des galanten Modestyls an. Einige dieser Schriften sind schon oben genannt [h]).

So weit war es also in den ersten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts mit der schönen Litteratur der Deutschen gekommen, daß sie mit ihren eigenen Flecken nach Grundsätzen sich brüstete, und daß die Hülfe, deren sie dringend bedurfte, am wenigsten von der Kritik sich erwarten ließ.

g) Vergl. oben, Seite 335.

h) Vergl. oben, Seite 336.

